NDL
NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

8. JAHRGANG HEFT 9 SEPTEMBER 1960

INHALT

Ein Versprechen

Die Redaktion hat dieses Heft der Kinderliteratur gewidmet. Damit soll ein kleiner Ausgleich für jahrealte Versäumnisse geliefert werden. Allerdings lassen sich Schulden durch einen Beweis guten Willens noch nicht bezahlen. In Zukunft sollen in unserer Zeitschrift, ebenso wie andere Werke, auch Kinderbücher abgedruckt und in die Kritik aufgenommen werden.

Wer den nötigen Überblick besitzt, weiß, wie gut die Literatur für junge Leser sich entwickelt hat. Wir wollen nicht auf altbekannte Namen hinweisen. Junge Schriftsteller sind „im Kommen". Alfred Wellm, Verfasser der poetischen Erzählung „Die Kinder von Plieversdorf", sei genannt; erwähnt werde, daß Paul Körner-Schrader ein ausgezeichnetes Erinnerungsbuch geschrieben hat, das „Treibjagd im Dorf" heißt. Karl Neumann, Fred Rodrian, Günter Görlich, Klaus Beuchler, Gerhard Baumert – das sind die neuen und schon geachteten Namen.

Wir freuen uns, Abschnitte aus Büchern drucken zu können, die charakteristisch sind für die vielfältigen Möglichkeiten der Kinderliteratur. Wie verschieden sind schon die Stoffe! Renn schreibt über den Zusammenbruch des Kaiserreichs, über die revolutionären Kämpfe von 1918. Karl Mundstock schildert in seiner Fortsetzung des ersten „Ali"-Romans Erlebnisse von Berliner Arbeiterkindern in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre. Hier wird auch deutlich, wie groß die Gestaltungs-, die Stilfreiheit ist! Die Kinder lieben Mark Twain; darum ist es vernünftig, Tom-Sawyer-Geschichten in einem andren sozialen Milieu zu entdecken und unsere Tendenz zu gestalten. Klaus Beuchler beschreibt in seiner ersten großen Erzählung farbig und deutlich das Leben in einem kapitalistischen Land; er lehrt die Kinder durch seine spannende Fabel, in der Weltauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus Partei zu ergreifen. Franz Fühmann schrieb schon die zweite Märchenerzählung; er hat Spaß daran, das spürt man am Glanz der Geschichte, die praktisches Wissen vermittelt. Gerhard Baumert erteilt eine Lehre, die nicht nur für Kinder gemeint ist: er zeigt, daß das Verhalten zum Tier Teil einer humanistischen Einstellung ist.

Wir sehen, daß die Kinderliteratur zum Ziele hat, ihre Leser mit der Fülle des Lebens vertraut zu machen und ihr Verhalten im Leben zu beeinflussen. Nichts unterscheidet sie in dieser Hinsicht von der großen Literatur. Die Wahl ihrer Helden und die Entwicklung durchschaubarer Handlungen brauchen, wie zu beweisen ist, keine künstlerischen Einschränkungen zu bedeuten. Weit ist das Feld; es bedarf der Talente, die es bestellen.

Ludwig Renn

ANSPRACHE ZUR ERÖFFNUNG EINER KINDERBUCHAUSSTELLUNG

Bei der Eröffnung einer solchen Ausstellung hofft der Besucher, Werke zu finden, die seinen Vorstellungen von der Zukunft dieser Kunst entsprechen. Oder zum mindesten möchte er gewisse Dinge nicht antreffen, die ihn vorher geärgert hatten. Mich zum Beispiel stößt an der neuen Literatur ihr oft recht unpersönlicher Charakter ab. Was kann nun der Grund davon sein?

Mir scheint, eine These ist es, die der heutigen Literatur häufig ihren Duft nimmt, die These: „Schreibe so, daß es jeden anspricht!" Wer ist denn dieser Jeder, den es ansprechen soll, was man schreibt? Wie sieht dieser Normalmensch aus?

Ich gehe auf die Straße und schaue mich um. Für wen möchte ich schreiben? Für die Frau dort mit den Zügen, die sowohl schlaff wie verächtlich verzogen sind? Für den Mann da mit seinem Schnurrbart? Für den Jugendlichen, der sich so enge Hosen angezogen hat, daß er sich wahrscheinlich nicht setzen kann, ohne daß ihm das Blut abgeschnürt wird? Seine Züge zeigen auch recht wenig geistige Entwicklung.

Nein, für alle diese kann ich nicht schreiben. An ihnen erkenne ich keine Andeutung der Ideale, die mich in meinen guten Stunden bewegen. Soll man sich also niemand vorstellen, einfach für Unbekannte schreiben? Nur das nicht! Dafür bringe ich die Energie nicht auf. Das Schreiben ist ja eine schwere, mühselige Arbeit, in die man – wenn es gut werden soll – etwas von seiner Seele fließen lassen muß. Für wen also soll man schreiben?

In meiner Entwicklung gab es einen Punkt, an dem ich glaubte, ich erreiche wirklich mein Publikum nicht mehr. Da aber ereignete sich unversehens etwas, das doch kein Zufall war, sondern mir notwendig zufallen mußte. Es begann recht unangenehm. Mit entsetzlichen, moralisch und politisch gepfefferten Argumenten schleppte man mich in eine Sitzung, und was kann einem Schlimmeres geschehen? Es sollte da über die Notwendigkeit gesprochen werden, daß bekannte Schriftsteller Kinderbücher schreiben. Worüber hatte man mich nicht schon aufgefordert zu schreiben! Über die heutige Jugend, deren Entwicklung ich doch nicht erlebt habe! Über den zweiten Weltkrieg, in dem ich nicht war! Über die Nationale Volksarmee, in der ich begreiflicherweise nicht gedient habe! Kurz, ich kam mit einer heftigen Abneigung gegen diese Art von Aufträgen in die Sitzung.

Da aber geschah etwas sehr Sonderbares und Seltenes: Es fiel mir etwas ein! Meist fällt einem bei Sitzungen nur etwas ein, was mit dem Referat nichts zu tun hat: Müßte ich mir nicht die Haare schneiden lassen?

Nein, so war das nicht, es fiel mir etwas Nützliches ein, das Thema für ein Kinderbuch. Warum nicht? Kind war ich ja einmal und erinnerte mich genau, wie das war, peinlich genau! Nun begann ich darüber nachzudenken – nicht in der Sitzung, da hinderten mich die Reden am Denken. Aha, dachte ich, wenn man für Kinder schreibt, darf man nicht seine Erlebnisse – oder fremde – in all ihrer Kraßheit darstellen. Denn das würde die Kinder erschrecken. Auch formalistische Kunststückchen sind hier wenig am Platze. Epigonenhaftes und Naturalismus – Gefahren unserer Periode – passen auch nicht für Kinder.

Ich hatte als Kind schlichte und weltweite Ideale, Gerechtigkeit für alle, Freiheit, Güte – ja, und die Hauptsache: etwas Tüchtiges werden, was möglichst vielen Menschen Nutzen und Freude brächte. Darin findet die Phantasie der Kinder keine Grenzen. Ihr junger Ehrgeiz, zusammen mit der noch mangelnden Kenntnis der Schwierigkeiten des Lebens, lassen ihre Phantasie über Kontinente hinwegschweifen. Sie – heute noch Kinder – wollen allen lieb und wertvoll werden.

Das ist die seelische Basis, auf der eine Kinderliteratur aufbauen kann, nur darf man diese Ideale nicht schulmäßig formulieren, weil das die Kinder abstoßen würde. Der Schriftsteller kann aber zeigen, wie ein Kind – oder ein Erwachsener mit jungem Herzen –, das diese weithin schweifenden Ideale in sich trägt, entgegen allen Hemmnissen sein Leben wertvoll macht. Wie gesund müßte eine solche Literatur sein! Das ist nicht der Boden, auf dem die Dekadenz und alle die Künstlichkeiten anderer Art erwachsen.

Wenn wir nun die Bücher und Bilder betrachten werden, scheint mir dabei die Fragestellung nützlich: Kommen die ausgestellten Werke den natürlichen Idealen der Kinder entgegen? Sind sie geeignet mitzuhelfen, unsere Kinder zu tätigen und nützlichen Gliedern unserer Gesellschaft zu erziehen?

Ludwig Renn

AUF DEN TRÜMMERN DES KAISERREICHS

In Berlin

Frau Holz zog sich noch an, als es an ihrer Wohnungstür klingelte. So früh! Wer konnte das sein?

Vor der Tür stand der alte Behrend, auf den ihr gefallener Mann so große Stücke gehalten hatte. Trotzdem – oder gerade deshalb? – blickte sie ihn kaum an. Sie fürchtete, ihr mühsam wiedergewonnenes Gleichgewicht zu verlieren.

„Holzen!" sagte der Alte in gutmütigem Ton. „Lassen Sie mich mal rein! Wir brauchen Ihre Hilfe. Ein Matrose ist verpfiffen worden, und nun suchen wir für ihn ein neues Quartier. Sie haben doch Platz?"

„Weshalb muß er sich denn verstecken?"

„Er war in die Sache Reichpietsch und Köbis verwickelt, im Sommer 1917."

„Schon über ein Jahr verbergt ihr ihn? Der muß euch aber wertvoll sein."

„Ja, sehen Sie, Holzen, nur für Admirale und Generale haben die Menschen keinen Wert. Die schmeißen bei jeder neuen Offensive Menschenmassen ins Feuer. Sie wissen das ja selbst."

Frau Holz nickte nur. Daran wollte sie nicht erinnert werden! „Ich bringe den Matrosen unter, aber jetzt muß ich zum Granatendrehen in die Fabrik. Meine Tochter Ilse kann sich um ihn kümmern. – Wenn die nur nicht immer alberner würde! Ein unnützes Geschöpf!" Frau Holz bemerkte nicht, daß Ilse den Türspalt geöffnet hatte und alles mit hörte.

„Ist sie denn schlecht?" fragte Behrend.

„Das nicht, aber stellen Sie sich vor! Als die schreckliche Nachricht über meinen Mann kam, da huppt das Mädel um mich rum!"

„Na, wenn sie noch so klein ist und das nicht versteht", erwiderte Behrend beschwichtigend.

„Sie ist dreizehn; da muß ein Mädchen doch Einsicht haben! – Ilse!" rief sie.

Die Tochter sprang von der Tür zurück, ließ laut ihren Kamm fallen, als ob sie sich gerade die Haare gemacht hätte, und kam in die Küche gepoltert: „Ja, Mutter?"

„Nachher kommt ein Matrose. Du gehst doch heute nicht in die Schule?"

„Nein, die Hälfte unserer Schule ist mit Verwundeten belegt, und wir ha-

ben nur eine Woche um die andere Unterricht, wenn die anderen Klassen zu Hause bleiben.“ Das erwiderte sie so lachend, daß Behrend dachte: Da hat die Holzen zu ihrem Kummer noch ein blödes Kind! Freundlich sagte er: „Du mußt dich vor dem Matrosen nicht fürchten! Hein heißt er und ist . . .“

„Ich fürchte mich vor niemand!“

Die Mutter sagte, während sie sich zum Fortgehen fertigmachte: „Du zeigst ihm sein Zimmer und alles andere!“ Sie wandte sich wieder Behrend zu: „Wie machen wir es denn mit dem Essen?“

„Für heute reicht es wohl bei Ihnen? Und morgen bekommen Sie etwas. Ich muß aber jetzt auch zur Arbeit.“

Ilse blieb allein in der Küche, setzte sich an den Tisch und legte ihren Kopf auf das Wachstuch. Die Worte der Mutter hatten ihr wehgetan, und gleichzeitig empfand sie Mitleid mit ihr. Früher wußte sie gar nicht, wie sehr die Mutter an ihrem Mann hing. Sie vermied jedes freundliche Wort. Zu dieser Unfreundlichkeit war sie auf dem Lande erzogen worden. Immer schien sie schlechter Laune, selbst wenn sie gerade etwas Freundliches tat. Und nun leidet sie noch an mir, der unnützen Tochter! Wenn ich nur wüßte, wie ich mein albernes Wesen loswürde! Dieses Lachen, gerade wenn ich traurig bin! Ob ich das von irgendwem geerbt habe? Und dann mein Aussehen!

Sie stand auf, ging ins Schlafzimmer und blickte in den Spiegel, der drei runde, blinde Stellen zeigte. Dieser dicke Kopf! Das Haar ganz ohne Schimmer! Was hat die Erika von drüben für ein goldenes Haar, wie eine Prinzessin im Märchen. Allerdings, dumm ist sie und verläßt sich darauf, daß ich ihr in der Klasse vorsage!

Nun hob Ilse die Oberlippe. Scheußlich! Die Zähne wie aus zwei Teilen. Der eine, dem Zahnfleisch nahe, sieht gesund aus, der andere angesetzt und wie ausgefranst. Alles an mir taugt nichts. Dazu die breiten Handgelenke!

Es klingelte.

Ist das der Matrose Hein? Ob der auch so einen unbeschnittenen Schnurrbart hat wie Behrend? Sie öffnete.

Wirklich, draußen stand ein Matrose, jung und bartlos, aber sehr blaß.

„Kann ich Frau Holz . . .“

Ilse ließ ihn nicht aussprechen, sondern zog ihn heftig am Arm herein. Denn sie hatte bemerkt, daß sich die Tür gegenüber ein wenig öffnete. Die neugierige Nachbarin brauchte nicht zu sehen, wer kam. Sie würde sonst an allen Türen klatschen, die eben erst verwitwete Holzen hätte schon einen Freund, und was für einen jungen!

„Ja, Onkel!“ sagte Ilse übertrieben laut.

Der Matrose verstand nicht, daß diese Worte für das Schwatzmaul von nebenan gemeint waren, und blickte Ilse erstaunt an.

Sie spielte ihre Rolle gleich weiter: „Komm, Onkel Hein! Ich zeige dir dein Zimmer."

Er war noch immer verwirrt und überflog mit den Blicken den ziemlich kleinen Raum.

„Von dort drüben", sagte sie, „kann dich niemand sehen, da ist eine Mauer. Nur darfst du nicht zu nah ans Fenster treten. Unten im Hof sind meist viele Kinder." Sie blickte hinunter. „Was die sich schon wieder vollgeschmiert haben! Ob die Kleinen da Schornsteinfeger spielen? Sie lecken sich die Hände an, patschen in den Müllkübel und schmieren sich Ruß ins Gesicht. – Aber du siehst dir das besser nicht an. Man könnte dich sehen. – Ja, dort kannst du deinen Sack hinsetzen. Hast du heute schon was gegessen?"

„Ich brauche nichts."

„Also, du hast Hunger. Ich mache dir was."

Heins Geheimnisse

Sie rannte hinaus, mit dem Gefühl von Glück. Weshalb eigentlich? Ja, diesmal war sie nicht albern gewesen. Schweigsam war der Matrose! Und der sollte wichtig sein? So ein junger Kerl ganz ohne Mache.

Sie blickte sich um. Brot? Nein, davon war zu wenig da, und Mutter mußte etwas haben, wenn sie von der Arbeit kam. Kohlrüben gab es genug, die berüchtigte Kriegsspeise, nach der es in allen Wohnungen roch. Das Ei! Letzten Sonntag waren sie aufs Land gefahren und von Bauernhof zu Bauernhof gezogen. Überall hatte Mutter auf Ilse gezeigt und gesagt: „Sehen Sie das Kind! Es ist dreizehn und im Wachstum so zurückgeblieben. Der Arzt sagt, Rachitis. Das kommt vom ungenügenden Essen." Es war scheußlich, so schaugestellt zu werden, und Mutter verlor auch immer mehr die Hoffnung. Ein paar Pfund Kartoffeln hatte sie für Vaters Ehering bekommen und dieses Ei. Ilse sollte es sich heute kochen. Das gebe ich dem Matrosen und lüge Muttern was vor, wenn sie trotz ihrer Müdigkeit danach fragen sollte.

Hein kam in die Küche. „Hier kann ich mich wohl waschen?" In der Hand hielt er ein Stück Tonseife, die den Schmutz kaum wegnahm, aber die Haut mit einer schmierigen Schicht überzog. Er zog sich die Jacke aus. Das Unterhemd war voller Löcher, die man kaum mehr stopfen konnte.

Ilse setzte ein Töpfchen mit Wasser auf das Gas. Daneben in einen Napf legte sie das Ei.

Hein wandte sich um, während er sich Brust und Arme wusch: „Das Ei nehme ich nicht, aber wenn du es ißt, mußt du es weich kochen und mir erst mal geben. Ich verderbe es nicht."

Verwundert blickte ihn Ilse an. Was redete er da für unverständliches Zeug!
Er wurde verlegen. „Sage mal, wie heißt du?"
„Ilse."
„Also, Ilse, es hat keinen Zweck, hinter dem Berge zu halten, du merkst es ja doch. Mit so einem Ei kannst du einem das Leben retten. Na, du sollst zusehen, weil – du kannst doch schweigen?"
„Ich?" Er wollte sie in ein Geheimnis einweihen? Ja, davon hatte sie immer geträumt. Für jemanden schweigen können, herrlich! Und wenn ihr die Polizei die Arme auskugelte, um sie zum Sprechen zu bringen! Niemals! Sie wollte zeigen, daß auch unnütze und häßliche Mädchen etwas wert sind. „Ja, Onkel Hein, ich kann schweigen."
„Nenne mich doch nicht immer Onkel! So alt bin ich doch noch nicht."
„Das, Hein, mußt du dir gefallen lassen, wegen der Nachbarn. Aber wir müssen uns ausdenken, wieso du mein Onkel bist. Mutter stammt aus Gransee, hier in der Nähe von Berlin."
Hein lachte: „Ja, wir müssen die Namen unserer angeblichen Verwandten auswendig lernen. Sonst kann man in Schwierigkeiten kommen. Meine Mutter heißt Erna."
Ilse redete über die Verwandten weiter, damit Hein nicht merkte, daß sie ihm das Ei kochte. Dabei kam heraus, daß er keine Eltern und Geschwister mehr hatte. Um so einfacher!
Während er sich wieder anzog, sagte sie: „Hier, das weichgekochte Ei."
„Ach so? Da muß ich mich ja beeilen!" Er rannte in sein Zimmer und kramte in seinen Sachen. „Bringe das Ei, Ilse, und einen Teller!"
Was mochte er nur vorhaben? Er legte Papiere auf den Tisch, gerade nebeneinander. War der aber ordentlich!
Vorsichtig schlug er das Ei auf, nahm es mehrmals in die andere Hand, weil es heiß war, und blätterte die Schale von der einen Seite ab. Darauf rollte er die freigelegte Seite behutsam über die Unterschrift eines Papiers. Nun befand sich auf dem feuchten Eirund die Unterschrift im Spiegelbild. Er betrachtete das nur einen Augenblick und setzte es auf ein Blatt, auf dem gedruckt stand: Urlaubsschein.
„Man muß das rasch tun", sagte er. „Sonst würde es trocknen, und dann könnte man natürlich die Unterschrift nicht mehr aufdrucken. Sieh, wie fein es gekommen ist! Das kann niemand von einer echten Unterschrift unterscheiden. Jetzt aber schnell noch einen Abdruck mit der anderen Seite! Da muß man noch vorsichtiger sein, damit das geschälte Ei nicht platzt und das Eidotter auf das Papier läuft."
Ilse sah, mit welcher Geschicklichkeit Hein diese zweite Unterschrift machte. Bisher hatte sie gemeint, Matrosen zögen nur an rostigen Ankerketten und könnten gar nichts Feines machen.

„Wozu brauchst du denn den zweiten Schein? Einer genügt doch."

„Beide sind nicht für mich. Was glaubst du, wie viele falsche Papiere gebraucht werden, für solche, die nicht zur Flotte oder an die Front zurück können oder wollen!"

„Weshalb kannst du nicht, Onkel Hein?"

„Erst mal die Sachen verstecken! Man muß immer vorsichtig sein. Übrigens mache ich nur die Unterschriften. Andere füllen die Scheine aus, denn dazu muß man eine richtige Schreiberhandschrift haben. – Denkst du wirklich, es ist gut, wenn du weißt, weshalb ich nicht in die Flotte zurück kann? – Aber nimm erst einmal das Ei und iß es!"

„Das ist für dich. Du hast die Unterschriften für andere gemacht."

Sie stritten sich ein wenig, und er entschied, sie sollte es essen. Er hätte noch Brot. Sie traute dem nicht ganz, aber konnte doch nicht seinen Sack durchwühlen und sehen, ob er wirklich Brot hätte. Satt wurde sie übrigens von dem Ei nicht.

Darauf setzte sie sich ihm gegenüber. „Du denkst wohl, ich wüßte noch gar nichts. Die Erwachsenen haben immer vor uns Geheimnisse, aber es gibt doch vieles, wonach wir ahnen, was los ist. Und Mädchen sind schlauer als Jungen. Ich weiß auch etwas von dir, Onkel Hein!"

„Von mir? Da bin ich ja gespannt."

„Daß du in die Sache Reichpietsch und Köhler verwickelt bist. Erschrick nur nicht! Du erzählst mir besser, was das war. Es kann doch nichts Schlechtes sein. Sonst würde sich der alte Behrend nicht um dich kümmern."

„Für uns nichts Schlechtes, aber für die Kaiserlichen Gerichte. Die beiden hießen übrigens Reichpietsch und Köbis – nicht Köhler! – und sie haben einen Aufstand in der Flotte gemacht."

„Wie kann man denn da einen Aufstand machen? Ihr habt doch keine Holzschiffe mehr, die man anzündet. Und warum einen Aufstand? Unsere Kriegsziele sind doch ..."

„Das mit den Kriegszielen haben euch die Lehrer gesagt. Die lügen aber. Ja, Ilse, sie lügen! Sie sagen, Deutschland kämpfte nur, um sich seiner Feinde zu erwehren, aber so ist das nicht. Der deutsche Kaiser und die, wie Krupp, bei dem der Kaiser Hauptaktionär ist, Bursien-Holling und die anderen Schlotbarone – wollten Länder erobern."

„Und die Engländer und Amerikaner sind unschuldig?"

„Nein, die sind ebenso raffgierig. Nur in Rußland ist es anders, wo das Volk den Zaren gestürzt hat. – Du verstehst das nicht? Ich will es dir anders erklären. Was war denn dein Vater?"

„Metalldreher, und Mutter dreht jetzt auch Granaten."

„Und ich bin Werkzeugschlosser, das ist auch so was Ähnliches. Als ich zur Marine kam, noch ganz jung – ich hatte mich sogar als Freiwilliger gemeldet,

weil ich dachte, da kommt man mal aus seiner Enge raus –, da erlebte ich was ganz anderes. Da waren wir für die Offiziere ein noch viel kleinerer Dreck als in der Fabrik. Während unserer Ausbildung an Land beschimpften sie uns, wo sie nur konnten. Dann kam ich auf eins der großen Linienschiffe, allerdings nicht als Heizer ganz unten in die Höllenglut vor den Kesseln. Dazu war ich nicht kräftig genug. Ich mußte Maschinen flimmern. Immer mal kam einer vorbei, dem der Stahl noch nicht genügend blitzte. – Und dazu der Fraß! Weil wir immer im Hafen lagen, sagten die Offiziere, die höheren Verpflegungssätze wären für die Fronttruppen da, nicht für uns. Dieselben Offiziere schlemmten aber in ihren Messen."

„Was?" fragte Ilse. „Bei der Messe essen die? Und sind die denn alle katholisch?"

„Nein, du hast mich falsch verstanden. Bei der Marine heißt der Speisesaal Messe. Während wir in unseren engen Räumen bei unerträglicher Hitze den üblen Eintopf löffelten, trug man an uns Spiegeleier oder Braten vorbei für die Offiziere. Zu Beginn des Krieges hatte aber der Kaiser gesagt: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Ja, hatten wir gesagt, nun sind alle gleich. Die Gleichheit sahen wir nun, und da war es vor allem Reichpietsch, der hämmerte uns ein, wofür wir kämpfen müßten: Keine vom Kapital Ausgebeuteten mehr, keine Kulis!"

„Was ist das, Kulis?"

„Viele von der Marine waren doch zur See gefahren, und dabei hatten sie die Allerausgebeutetsten kennengelernt, die indischen und chinesischen Kulis, Lastträger und solche Berufe. Nach denen nennen sich die Matrosen auch Kulis – natürlich nur unter uns. Die Offiziere wollten das Wort nicht hören, weil es unsere Lage so gut trifft. – Also, was soll ich dir noch viel erzählen? Der Matrosenaufstand sollte den grausamen Krieg beenden, aber natürlich nicht nur das. Es ging um die Arbeiterrechte wie in Rußland. Was denkst du, was für eine Kraft wir hätten, Rußland und Deutschland zusammen gegen den Kapitalismus? Aber leider glaubten zu viele den Versprechungen der Offiziere und ließen uns im Stich." Hein blickte traurig auf die Tischplatte. „Dann waren alle Versprechungen vergessen. Reichpietsch und Köbis – liebe, gerade denkende Menschen – wurden erschossen, am ersten Oktober 1917, heute vor einem Jahr."

Ilse sah, wie nah Hein diese Erinnerung ging. Daher sagte sie erst nach einer Weile: „Mein Vater war Sozialdemokrat. Aber über die Parteiführer sprach er nicht gut. Ich hörte ihn immer sagen: Denen steht der Kaiser näher als die Klassengenossen. – Du hast also zusammen mit Reichpietsch und Köbis gekämpft?"

„Ach, Ilse, das stellst du dir zu großartig vor. Ich war doch gerade zwanzig und noch ganz unerfahren. Ein Älterer – es war ein Heizer – nahm mich

rechtzeitig mit an Land und sorgte dann für das Weitere. Natürlich habe ich auch den Offizieren gegenübergestanden, als es losging. Aber richtig gekämpft? Dazu ist es kaum gekommen, leider!"

An der Front in Frankreich

Es war schon dunkel, als jemand in den Granattrichter fiel.

„Paß doch auf!" schrie der sonst so friedliche Wolf.

„Kann ich nicht ändern. Ich habe mir selbst ganz hübsch wehgetan." Sie erkannten an der Stimme den Kompaniefeldwebel, der sich mühsam aus dem Schlamm erhob – er war noch immer dick – und fragte: „Wo befindet sich der Kompanieführer?"

„Gleich neben Ihnen", erwiderte Hauptmann Budislaw von der Duba.

„Ach, Gott sei Dank, Herr Hauptmann, daß ich nicht weiter zu suchen brauche! Ich muß etwas Unangenehmes melden. Unsere Feldküche hat beim Vorfahren einen Granattreffer bekommen. Zwei Köche sind verwundet, und der Kessel ist ausgelaufen. Ob er repariert werden kann, war in der Dunkelheit nicht festzustellen. Eins der Pferde ist tot, und ein neues anzufordern hat keinen Zweck. So starke Tiere, die eine Feldküche ziehen können, gibt es nicht mehr."

„Wir bekommen also heute kein warmes Essen?" fragte Budislaw.

„Von unserer Küche nicht. Ich habe aber mit der sechsten Kompanie gesprochen. Von der kam ein Verwundeter zu uns gehumpelt und erzählte, daß die Verluste dort heute sehr schwer sind. Die Hälfte ist weg. Ich habe den Feldwebel der sechsten – er befand sich neben mir, als es unsere Küche traf – gebeten, uns so viel warmes Essen abzugeben, wie ihnen infolge der schweren Verluste übrigbleibt." Er schwieg einen Augenblick und sagte leise: „Ich hätte noch etwas zu sagen, Herr Hauptmann, aber besser abseits."

„Wir sind alle gleich dreckig und haben dieselben Läuse im Kragen. Da gibt es keine Geheimnisse mehr zwischen uns."

Zögernd sagte der Feldwebel: „Es geht das Gerücht um, daß der Prinz von Baden Reichskanzler geworden ist."

„Na, und wen regt das auf?"

„Mit ihm sind die sozialdemokratischen Führer Scheidemann und Bauer in die Regierung genommen worden."

„Bravo!" sagte eine Stimme laut. Es war Budislaws Bursche Schwarz.

„Aber Max!" erwiderte der friedliche Wolf. „Und das vor Herrn Hauptmann?"

„Sagen Sie es nur ruhig, Schwarz!" Budislaw lächelte. „Ich schätze Offenheit, und zu Ihnen habe ich unbedingtes Vertrauen."

Heftig antwortete der Bursche: „Da muß ich aber protestieren! Der Krieg ist lange verloren. Mag der Kaiser allein seinen Krieg führen! Wozu soll ich mich noch zusammenschießen lassen? Bei nächster Gelegenheit haue ich ab!"

„Ach, ach!" erwiderte Budislaw belustigt. „Das können Sie ja gar nicht."

„Wieso nicht? Die Kriegsgerichtsräte sind wie Butter geworden. Das haben wir neulich an dem Fall Broscher gesehen."

„Ich spreche nicht von den Gerichten. Ihr eigener Charakter, Schwarz, macht Ihnen das Abhauen unmöglich."

„Das müßte mir Herr Hauptmann erst mal erklären."

„Sie, Schwarz, sind vor allem ein guter Kamerad, und es würde Ihnen schwerfallen, uns hier im Stich zu lassen."

„Ach so?" Stumm vor Betroffenheit half Schwarz, die Zeltbahn über den niedergebeugten Hauptmann und den Feldwebel zu halten, der darunter eine Taschenlampe angeknipst hatte und aus der umgehängten Ledertasche Papiere nahm: „Eine Reihe von Todesmitteilungen an Angehörige."

Budislaw zog den Tintenstift aus der Brusttasche, um zu unterschreiben, aber die Spitze bog sich. „Haben Sie einen trocknen Stift, Feldwebel? Bei dem Herbstwetter und im Freien ist alles feucht."

In der unbequemen Stellung unter der Zeltbahn konnte er nicht lange lesen. Kein einziger der Gefallenen war ihm bekannt. Meist waren sie erst kürzlich zur Kompanie gekommen, hatten den Befehl erhalten, sich irgendwohin zu legen, das Gewehr nach vorn, und waren so von Granaten erschlagen worden. Die Art, wie der Feldwebel das mitteilte, war zwar anständig, aber konnte das Schreiben eines Kompanieführers das Leid der Frauen, Mütter und Kinder lindern?

Während er noch schrieb, hörte er das herankommende Klappern von Feldgeschirren.

„Man riecht es schon: Kohlrüben", sagte der Friedliche. „Uns geht es aber noch gut im Vergleich mit denen in der Heimat."

Vorn bei den Franzosen blitzte es an vielen Stellen auf und rauschte mit bösem Zischen heran. Die Essenholer rutschten schnell in den Trichter und machten das Loch noch ganz voll.

„Geh von meinem Fuß runter!" sagte Schwarz. „Hörst du nicht, daß die Granaten über uns wegsausen?"

Weit hinter ihnen schlug es ein. Schon kamen neue Granaten. Mindestens drei Batterien schossen.

„Wenn die nur nicht in die Küche der sechsten Kompanie hineinhauen!" sagte der Friedliche: „Dann wäre es aus mit warmer Verpflegung."

Budislaw blickte auf die Leuchtzeiger seiner Armbanduhr. „Erst in zwei Stunden wird es heller, wenn der Mond hinter der Wolkendecke heraufkommt. Wie sind die Wege, Feldwebel?"

„Unergründlich, zerfahren und schlammig, aber hinten im Dorf habe ich wenigstens ein Dach über dem Kopf."

Ach du! dachte Budislaw, willst wohl vor uns als mitleidend erscheinen? Dein Bauch spricht dafür, daß du dir doch noch heimlich Beefsteaks braten läßt, obwohl die Landser, die zum Zahnarzt müssen oder sonstwie im Dorfe sind, jetzt nach vier Jahren Krieg gut aufpassen. Sie wissen, daß alle Frontoffiziere mit ihnen einer Meinung sind und seit Jahren dasselbe aus der Feldküche essen wie die Mannschaften, weil es hier im Schützengraben nicht anders geht.

Budislaws zusammengebrochene Welt

Inzwischen war es wieder still geworden. Der Feldwebel und die Essenholer verschwanden im Dunkeln.

Nach dem Auslöffeln der Suppe erhob sich Budislaw und sagte in die Dunkelheit hinein: „Ich gehe hinüber zur sechsten Kompanie, um zu erfahren, wie es nach den schweren Verlusten dort steht."

„Ich komme mit", sagte der Friedliche.

„Nein, ich brauche niemanden. Gerade Sie, Wolf, sind heute schon genug herumgelaufen, und ich gehe ja auch nur die Schützenlöcher der Kompanie entlang."

„Das gäb's!" sagte Schwarz laut. „Herr Hauptmann erlauben uns nicht, allein zu gehen, weil immer was passieren kann, und selbst halten Sie sich nicht an die Regel!"

„Nur keine Aufregung deshalb! Ich lebe länger im Schützengraben als irgendeiner von Ihnen und strolche seit Jahren in den Nächten herum. Meine Ohren sind fein, und einen Leuchtkompaß habe ich auch."

„Zu Ihrer Beerdigung komme ich aber nicht", rief Schwarz, „wenn Sie so eigensinnig sind!"

Alle lachten.

„Na also", sagte Budislaw, „wenn alle gegen mich sind, muß ich mich fügen."

Beide, der Hauptmann wie der friedliche Wolf, tasteten sich mit Spazierstöcken vorwärts. Die Löcher lagen ziemlich weit auseinander, aber sie waren leicht zu finden, denn jetzt nach dem Essen sprach man in ihnen. Sonst waren den Landsern die Gespräche ausgegangen. Jeder kannte die Geschichte des anderen, meist kümmerliche Verhältnisse. Viele konnten nur noch schimpfen, über den Hunger, die Nässe oder sonst etwas.

Ein Mann kam ihnen entgegen, der fast so lang war wie Budislaw. So einen hatte er nicht bei der Kompanie, und der Bataillonsführer, Rittmeister Graf Bonn, war nachtblind und ging höchstens in ganz hellen Nächten

zu seinen Kompanien vor. Er war Budislaws Vetter, was sie aber nicht zu Freunden machte.

„Herr Hauptmann von der Duba?“ fragte der Unbekannte stramm.

„Ja! Und mit wem spreche ich?“

„Vizefeldwebel Uhl, sechste Kompanie. Vielleicht haben Sie schon gehört, Herr Hauptmann, daß wir heute die Hälfte unseres Bestandes verloren haben? Auch unser Kompanieführer ist leider tot, und vorläufig habe ich die Führung.“

„Wir danken Ihnen, daß Sie uns heute mitverpflegt haben.“

„Auch deshalb war ich auf dem Wege zu Ihnen. Meine Kompanie ist nur noch einen Zug stark und kann für Sie mitkochen. Am liebsten würde ich mich Ihrer Kompanie als vierter Zug anhängen, zumal ich vom Kompanieführen wenig Ahnung habe.“

„Eine solche Angliederung könnte nur von Rittmeister Graf Bonn angeordnet werden.“

Uhl sagte mit gedämpfter Stimme: „Offen gestanden, ich gehe nicht gern zu ihm, aber könnten Sie, Herr Hauptmann, nicht den Rittmeister bitten, daß unsere beiden Kompanien nur nebeneinander eingesetzt werden, weil wir eine gemeinsame Feldküche haben?“

„Das geht. Übrigens – Ihrer Sprache nach vermute ich in Ihnen einen Studenten?“

„Nein, ich bin Drucker, dreiundzwanzig Jahre alt.“

„Da haben Sie sich wohl selbst eine Bildung angeeignet?“

„Ich lese viel und – nun ja, wir hatten Bildungszirkel.“

„Das klingt mir nach Sozialdemokratie?“

„Jawohl.“

„Gut, ich achte entschiedene Meinungen, wenn ich auch Ihre nicht teile. Da fällt mir etwas ein: Wie hat denn Ihr Vorgänger die Sache mit den drei Grenadieren gemacht, die den Rittmeister nur lässig oder gar nicht gegrüßt hatten?“

„Er hat uns Zugführern gesagt, man muß Zeit gewinnen, um die Sache in Vergessenheit fallen zu lassen. Heute ist nun einer von den dreien gefallen, ein anderer verwundet worden. Ich möchte vor allem deshalb nicht mit dem Rittmeister sprechen, weil ich als Vizefeldwebel kaum eine Strafe verhängen kann und fürchte, der Rittmeister wird es statt meiner tun. Auch zum Schutz des letzten Übriggebliebenen von den dreien möchte ich mich Ihrer Kompanie anhängen.“

„Sie täuschen sich, Uhl, wenn Sie glauben, ich könnte dem Rittmeister gegenüber viel erreichen. Wir mögen uns gegenseitig nicht.“ Budislaw lachte. „Gestern hat er mir gesagt, ich sollte mich seiner Fronterfahrung beugen.“

„Seiner Fronterfahrung? Man sagt, er war bisher nur bei höheren Stäben.“

„Manchmal scheint er auch vorn gewesen zu sein. – Aber zum Fall Ihres Grenadiers: Kennt der Rittmeister seinen Namen?"

„Ich fürchte, ja."

„Wie heißt er denn?"

„Polanka."

„Das klingt ja polnisch. Versteht er richtig deutsch?"

„Leider ja – aber allerdings, er kann geschickt den Dummen spielen, wenn es darauf ankommt."

„Da weiß ich einen besseren Ausweg, Uhl. Falls der Rittmeister fragt, behaupten Sie, Ihr Vorgänger hätte ihn mit drei Tagen Mittelarrest bestraft. Diese Strafe darf nicht vollzogen werden, solange er sich im Gefecht befindet. Wenn die Kompanie aber einmal in Ruhe kommt – ich fürchte, das wird nicht so bald geschehen –, stecken Sie ihn drei Tage zum Kartoffelschälen zur Küche, weil es kein geeignetes Arrestlokal gibt. Das tut ihm nicht weh."

„Aber dann hätte er eine Strafe in den Büchern."

„Ich sehe, Sie verstehen wirklich nichts von den Geheimnissen der Kompanieführung im Felde. Nur Sie selbst dürfen die Strafe ins Strafbuch eintragen. Das können Sie nicht, weil Sie die Begründung Ihres Vorgängers nicht im Wortlaut kennen. Dem Polanka müssen Sie natürlich sagen, er soll die Begründung vergessen haben. Übrigens machen Sie sich vom Zustand der Strafbücher kaum einen Begriff. Ich habe vor drei Jahren als Regimentsadjutant die Bücher einmal von den Kompanien bestellt. Das tat ich, damit die Strafen gelöscht werden, denn vielfach war während der Kampfhandlungen keine Eintragung gemacht worden, und bei fast allen Bestrafungen fehlten die Begründungen."

„Ich wußte allerdings nicht, daß man die Bestimmungen so leicht umgehen kann."

Budislaw wurde von einer Wut gepackt. „Es ist eine Affenschande, daß wir zu solchen Winkelzügen gezwungen sind! Viele der höheren Vorgesetzten in ihrer Ahnungslosigkeit versuchen, jetzt noch mit scharfen Maßnahmen etwas zu retten, was nicht mehr geht. Da muß man dann bremsen, vergessen, mißverstehen, was diese Leute befohlen haben."

Uhl fragte vorsichtig: „Herr Hauptmann glauben nicht mehr an die Möglichkeit eines deutschen Sieges?"

Budislaw entgegnete wild: „Was kommt es auf mich an? Ich liege, wie Sie, im Dreck und bin ein sehr kleines Rädchen in der unerbittlichen Militärmaschine!" Er faßte sich. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie so anbrülle! Aber ich habe so lange meine Gefühle unterdrücken müssen, einmal muß man es sagen, und ich merke, Sie sind ein vernünftiger Mensch. Hören Sie also, was mir geschehen ist. Es war vor anderthalb Jahren und genau so eine

dunkle Nacht wie heute. Ich strolchte auch ebenso im Frontgelände. Da hatte ich zum ersten Mal den Mut, ehrlich vor mir zu sein. Mit Schrecken gestand ich mir: Wenn wir siegen, trampelt der preußische Militärstiefel alle Freiheit in Europa nieder."

„Ich dachte", unterbrach Uhl, „solche Gedanken hätten nur Sozialdemokraten?"

Erregt fuhr Budislaw fort: „Wie kann ich als aktiver Offizier, als Hauptmann in der kaiserlichen Garde, aber gegen unseren Sieg sein? Ich habe doch zu befehlen! Aber befehlen und dabei überzeugt sein, daß ich viel eher die von oben kommenden Befehle verweigern müßte! Verstehen Sie das?"

„Das ist meine eigene Ansicht. Aber man sagt, daß Herr Hauptmann besonders klare Befehle geben."

„Vielleicht. Aber weshalb bemühe ich mich um klare Befehle? Wenn ich mich auflehnte, würde ich abgesetzt, vielleicht in ein Nervenheim gebracht zu den Verrückten, und meine Kompanie bekäme ein junger Offizier, der aus Oberflächlichkeit oder Dummheit meine Grenadiere in irgendeinen sinnlosen Angriff hineinjagen würde. Jeder, der in meiner Kompanie fällt, tut meinem Herzen weh. Und wenn er gar deshalb fiele, weil ich etwas Unüberdachtes befohlen hätte? Begreifen Sie, daß ich gut befehle, weil ich an die ganze Sache nicht mehr glaube? – Aber wir haben schon länger gesprochen, als vernünftig ist. Was nützt Ihnen mein Kummer?"

„Mir hat das genützt. Ich sehe jetzt, daß ich zu Herrn Hauptmann mit allen Fragen kommen kann."

„Gut." Budislaw streckte Uhl die Hand hin. „Und Sie, Friedlicher, sollten nicht darüber sprechen, was Sie gehört haben!"

Aus dem Dunkel kam die unbeholfene Stimme Wolfs: „Wir wissen schon lange, wie Herr Hauptmann denkt."

Im Auswärtigen Amt zu Berlin

Legationsrat Graf Bonn hatte einen hohen, steifen Kragen um. Er war überhaupt im Sinne der Vorkriegszeit tadellos angezogen, und man konnte nicht sehen, daß die Sohlen seiner spitzen Schuhe durchgetreten waren.

Vor seinem Schreibtisch standen der schlanke Oberleutnant der Kürassiere Graf Wolff-Metternich und der Leutnant von Rheinbaben.

Bonn legte die gespitzten Bleistifte mit genau einer Fingerbreite Zwischenraum parallel nebeneinander: „Also, was möchten Sie, meine Herren?"

Metternich antwortete: „Meine Frau schreibt mir aus Hillenraadt – Sie wissen wohl, Herr Graf, daß ich dort in Holland ein Schloß besitze –, sie schreibt, daß in den Niederlanden niemand mehr an den deutschen Sieg

glaubt, seit der französische Marschall Foch vor zwei Monaten die deutsche Front durchstoßen hat und General Ludendorff augenscheinlich keine Reserven mehr besaß, das Loch zuzustopfen."

„Es ist ihm aber doch gelungen, die deutsche Front wieder zum Stehen zu bringen."

„Sicher, aber nun legt man die Botschaft Seiner Majestät des Kaisers vom dreißigsten September als Schwächezeichen aus, in der er die Umwandlung des Deutschen Reiches in eine konstitutionelle Monarchie verspricht."

„Mein lieber Metternich, Sie sind schon seit einiger Zeit zur Dienstleistung hier ins Auswärtige Amt kommandiert und sollten wissen, daß wir Agentenberichte über alles das erhalten. Mein Bruder, der Rittmeister ist und an der Westfront ein Bataillon kommandiert, teilt mir auch die Zustände von dort mit. Die Kerle grüßen nicht mehr und benehmen sich wie die Zivilisten."

„Wir kamen", sagte Metternich, „weil wir den Eindruck haben, daß man sich an höchster Stelle noch nicht Rechenschaft darüber gibt, wie schlimm es steht. Der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden . . ."

„Aber er hat doch schon zwei Sozialdemokraten, Scheidemann und Bauer, als Staatssekretäre in seine Regierung genommen! Kann man denn weiter gehen?"

„Gerade hier in Berlin schwindet jedoch der Einfluß der Sozialdemokraten immer mehr. Das Volk hört auf die wilden Forderungen der Unabhängigen Sozialisten."

„Da will ich Ihnen etwas sagen." Nun legte Bonn die Bleistifte quer. „Es hat eine Beratung der Schwerindustriellen unter dem Vorsitz des Herrn von Bursien-Holling stattgefunden, bei der man erklärte – hier habe ich es wörtlich!" Bonn nahm ein Papier auf. „,Angesichts der wankenden Macht des Staates und der Regierung gibt es für die Industrie nur auf seiten der Arbeiterschaft starke Bundesgenossen, und das sind die Gewerkschaften.'" Bonn hob den Kopf. „Bei der Gewerkschaftsbürokratie liegt nämlich die Stärke der Sozialdemokratie, und die dortigen Genossen haben schon längst ihre revolutionäre Gesinnung an den Nagel gehängt. Sie müssen doch verstehen, daß sich Seine Majestät zum Schein selbst an die Spitze der Revolution stellt. Ebert, der Führer der Sozialdemokraten, soll gesagt haben: Wir müssen Genossen in die kaiserliche Regierung schicken. Sonst überlassen wir der Spartakusgruppe das Schicksal Deutschlands, und wir bekommen solche Zustände wie im bolschewistischen Rußland. – Aber das nur Ihnen zur Kenntnis. Das Volk darf nicht erfahren, wie schlimm es steht, und daß die Sozialdemokraten heute im Grunde unsere Politik machen. – Aber ich habe zu arbeiten."

Die beiden Offiziere gingen hinaus.

Draußen sagte Metternich: „Das war aufschlußreich, aber ich bin nicht beruhigt."

„Und ich“, erwiderte Rheinbaben, „habe einfach Hunger oder, wie es die Landser sagen, Kohldampf.“

„Komm mit! Meine Frau hat mir ein Freßpaket aus Holland geschickt, lauter Dinge, die es schon seit Jahren nicht mehr in Deutschland gibt. In der hohen Politik helfen wir nicht, also gehen wir gut frühstücken!“

Die Frau Major

„Ilse“, sagte Mutter Holz, „nimm dich bloß zusammen und rede die angekündigte Dame nur immer mit Frau Major an! Und Sie, Hein – Ihnen hab ich ja nichts zu sagen, aber bedenken Sie, daß diese Person die einzige ist, von der Ilse etwas zu ihrer Kräftigung kriegen kann! Sie soll sehr reich sein und besitzt ein Gut. Wenn ich nur wüßte, wie man so jemand empfängt! Ach, da klingelt es schon!“ Sie stürzte in den Flur.

Hein zupfte an seiner tadellos gebürsteten, aber schon recht schäbigen Matrosenbluse. Den Scheitel hatte er sich gerade und fast in der Mitte gezogen, wie es die Offiziere taten.

Sie hörten, wie Mutter Holz sagte: „Ja, Sie sind richtig hier. Und wundern Sie sich nicht über meine Tochter, die ist manchmal etwas sonderbar. Hier herein bitte!“

In der Tür erschien eine dickliche Dame mit einem ungeheuer großen Hut, wie ihn sonst niemand mehr trug. Auf dem Hut befand sich ein breiter Kranz künstlicher Blumen. Mit einem milden Lächeln blickte sie Ilse an: „Wie heißt du denn, mein Kind?“

„Ilse, Frau Major.“ Sie machte einen tiefen Knicks und versuchte vergebens, ihr Lachen zu unterdrücken. Heute war es wirklich entsetzlich, wie ein Krampf.

„Und wer sind Sie?“ fragte die Dame Hein.

„Ein Verwandter“, erwiderte er mit einer Verbeugung, „gerade auf Urlaub von der Hochseeflotte.“

„Auch einer unserer feldgrauen Helden!“ Sie schien nicht gesehen zu haben, daß seine Bluse nicht grau, sondern blau war.

„Bitte, setzen Sie sich, Frau Major!“ Frau Holz nahm einen Stuhl schräg vor den Tisch, auf den sich die Dame setzte. Sie sah die Anwesenden mit demselben ausdruckslosen Lächeln der Reihe nach an. „Ja wenn man so das Elend sieht es ist furchtbar und schwer ein Ende zu erkennen der Arzt hat dir also gute Kost verschrieben Ilse da habe ich schon eine Tasche voll mitgebracht viel kann ich auch nicht bringen denn mein Pächter gibt mir nicht mehr er sagt ich verschenke alles du wirst aber mehr bekommen –“

Ilse machte einen erneuten Knicks. Sie konnte ihr Lachen plötzlich zügeln.

Ist diese Frau etwa verrückt? Sie scheint es wirklich gut zu meinen. Aber immer auf dem gleichen Ton zu reden, ohne mal abzusetzen!

„Sehr gütig, Frau Major." Ilse ergriff etwas gewaltsam ihre Hand, um sie zu küssen. Die Dame aber entriß sie ihr und schlug dabei unabsichtlich gegen Ilses Zähne: „Man soll niemand die Hand küssen. Demütigung gibt es nur vor dem lieben Gott und wie leicht bekommt man Krankheitskeime in dem großen Schweinestall auf meinem Gut ist der Rotlauf ausgebrochen aber von solchen Schweinen stammt die Wurst nicht die ich mitgebracht habe nur vor dem lieben Gott soll man sich demütigen er schickt uns das Gute auch den Krieg mein Mann ist gefallen vor zwei Jahren seitdem . . ."

Ilse wurde von einem neuen Lachkrampf befallen, obwohl ihr die Frau leid tat.

Frau Holz schrie: „Nimm dich zusammen, Ilse!"

„Ach, das gute Kind." Die Dame erhob sich und küßte das Mädchen auf die Stirn. „Das ist so mit euch ich war auch immer mitleidig besonders . . ."

Frau Holz wunderte sich. Das war ja noch gut abgegangen, aber sie war doch froh, als die Dame nach viel merkwürdigen Reden in ihrem sonderbaren Ton zur Tür hinaus war.

Energisch trat sie wieder ein: „Man muß sich immer wieder über dich schämen! Ich tue alles für dich, erniedre mich vor dieser heiligen Person, und du lachst sie aus!"

Ilse wandte sich ab. Nicht, daß die Mutter sie ausschimpfte, brachte sie zur Verzweiflung, sondern daß Hein sie so gesehen hatte. Der aber tat, als wäre er stumm und taub.

Ein Rat

Erst nachdem die Mutter fortgegangen war, fragte er: „Hast du eigentlich gelacht oder geweint, als die Frau vom Tode ihres Mannes erzählte?"

Heftig entgegnete sie: „Ich weiß es doch selbst nicht! Leid hat sie mir getan. Aber ich fürchtete, sie würde mich Bibelsprüche aufsagen lassen, und . . ."

„Fürchte dich nur nicht vor der!" unterbrach sie Hein. „Auch wenn du bei einem Bibelspruch steckenbleibst, würde sie dir das gut auslegen. Ich hatte nämlich eine Großmutter, und als die älter wurde, verschenkte sie alles, den frechsten Leuten, die hinterher über sie lachten und sie eine dämliche alte Schachtel nannten. So jemand soll man nicht ausnutzen und auch nicht über sie lachen!"

„Nun fängst du auch noch an, Onkel Hein! Was kann ich denn dafür, wenn's mich plötzlich packt und ich mit Lachen nicht aufhören kann?"

Sie schlug die Stirn auf den Tisch und weinte.

Hein stand leise auf. Er wollte sie sich erst einmal ausheulen lassen und ging in sein Zimmer.

Sie hörte seine Schritte und blickte auf. Was soll das? Verachtet er mich? Sie legte den Kopf wieder auf den Tisch und schluchzte hemmungslos. Nach einer Zeit erhob sie sich und wischte das naß gewordene Wachstuch ab. Nun erst sah sie, daß Hein in der Tür stand.

„Ilse", sagte er ruhig, „du denkst, dich versteht niemand."

„Ja, Mutter schimpft nur immer!"

„Aber sie meint es nicht schlecht. – Ich will dir mal was erzählen." Er setzte sich ihr gegenüber. „Als ich nach Berlin kam und versteckt leben mußte, war ich oft sehr grillig, obwohl die Genossen, bei denen ich wohnte, nett zu mir waren. Ich mußte mich sehr zusammennehmen, um ihnen meine schlechte Laune nicht zu zeigen. So ging es mir aber nur solange, bis ich die Geschichte mit den Eiern anfing. Dann hatte ich das Gefühl, wieder für was gut zu sein."

„Wozu erzählst du mir das?"

„Jeder von uns, ob Junge oder Mädel, hat seine Zeit, wo er unausstehlich ist. Da gärt es in einem."

„Aber muß man so albern sein? Man ist sich doch selbst ein Ekel!"

„Das überwindet man, wenn man was Nützliches tut."

Sie sprang auf und sagte mit abgewandtem Gesicht: „Geschirr abwaschen, den Boden scheuern, in der Schule vaterländische Gedichte aufsagen, die einem zum Halse heraushängen? Das ist doch alles Lüge!"

„Ja, weil es Lüge ist, solltest du was Besseres tun."

„Was denn? Ich kann doch nicht der Mutter ausreißen. Das wäre eine Gemeinheit."

„Natürlich sollst du das nicht. Aber nebenbei was tun?"

„So wie du, mit Eiern drucken?"

„Dafür reicht einer, aber wärst du bereit, für uns etwas zu tun? Für die revolutionäre Sache?"

Sie wandte sich jäh um und nickte heftig. „Ich kann schweigen! Aber das ist doch noch nichts."

„Allerdings, nur schweigen ist noch nichts. Es gibt mancherlei. Da ist zum Beispiel ein Urlaubsschein." Er deutete auf seinen Seesack. „Der ist zu einem Genossen auf die Chausseestraße zu bringen. Dort gehen aber die meisten nicht gern hin, weil sich da oft Polizisten befinden. Manchmal machen sie auch Razzien und treiben alle zusammen, um zu sehen, ob sie nicht einen Ausreißer finden oder Verteiler von Flugblättern gegen den Krieg. Deshalb schicken wir falsche Papiere nicht gern durch Männer, weil alle kräftigen, die sich noch in der Heimat befinden, der Polizei gleich verdächtig sind. Die werden dann genau durchsucht. Darum ..."

„Ja!" rief Ilse und fing an, ausgelassen um den Tisch herumzuspringen. „Das mache ich!" Plötzlich wurde sie wieder still. „Aber du, Onkel Hein, mußt mir dabei helfen! Wenn ich so lange fort bin, könnte Mutter was merken, und da besprechen wir vorher immer, wie wir sie belügen."

„Sollten wir ihr nicht besser sagen, was los ist?"

„Nein! In manchen Dingen ist sie einfach komisch. Da spricht sie dann geheimnisvoll von Gefahren der Großstadt. Als ob ich diese Gefahren nicht wüßte! Was denkst du, was die Mädel in unserer Klasse sich alles erzählen? Nein, wenn wir Mutter sagen, was los ist, verbietet sie es sicher; aber machen müssen wir es!"

Die Baltikumer

Auf der Treppe fragte Leutnant Gero von der Duba den breitgesichtigen Diener: „Jean, ist das hier ein Schloß?"

Jean wandte sich um und sagte in seinem baltisch zerdehnten Dialekt: „Jawohl, der Großvater des heutigen Barons hat es bauen lassen."

„Der heutige Baron, ist das der junge Mann, der mich empfing?"

„Jawohl. Sein Vater wurde vor zwölf Jahren erschossen."

„Erschossen? Von wem?"

„Von den aufständischen Letten. Damals war Revolution wie heute."

„Sie sind doch selbst Lette?"

„Jawohl, aber ich gehöre nicht zu den Revolutionären. Schon mein Vater diente hier auf dem Schloß, und wir sprechen meist deutsch, aber auch lettisch und russisch."

„Ich frage deshalb, ob das ein Schloß ist, weil drüben die Tapeten halb von den Wänden gerissen sind. Haben das etwa die Bolschewiken getan?"

„Nein, das ist schon lange so. Der alte Herr Baron sagte immer: Laßt den Plunder! Reiten muß man auf schönen Pferden und gut schießen können, aber die Wohnung, pah! – Der alte Herr Baron sprach nämlich meist mit seiner Familie französisch und nur mit der Dienerschaft und den Landarbeitern deutsch."

„Verstanden die denn das?"

„Sie mußten eben. Wenn sie nicht gewollt hätten, da hätte es das gegeben, was er zhik-zhik nannte."

„Was ist denn das?"

„Hiebe mit der Peitsche."

„Und deshalb haßten ihn die Letten und haben ihn erschossen?"

„Er hatte vorher einige erschießen lassen, weil sie keine unbezahlte Arbeit mehr auf dem Hof machen wollten. – Hier sind die Handtücher, aber Seife

haben wir nicht. Bei uns fehlt es an allem, außer an Lebensmitteln. In einer halben Stunde erwartet der Baron Herrn Leutnant unten zum Abendessen."

Gero wusch sich die Hände in dem großen, innen blaugeblümten Waschbecken mit englischer Inschrift. So ist das also! Hier herrschte noch vor kurzem so was wie Leibeigenschaft, und die deutschen Barone zwangen die lettischen Landarbeiter im russischen Reich, deutsch zu sprechen. Man hat uns gesagt, wir sollten hier deutsches Land vorm Bolschewismus retten.

Mißvergnügt stieg er die Treppe hinunter, an deren Wänden mächtige Hirschgeweihe hingen. Der Baron kam ihm in Reithosen und hohen Stiefeln entgegen. Um den Hals trug er ein weißes Seidentuch, das elegant in Falten gelegt war. Vermutlich hatte er darunter keinen Kragen, denn auch so etwas gab es nicht mehr.

„Ihr Freund, Leutnant Stolze, kommt auch gleich." Er bemerkte wohl Geros verächtlichen Gesichtsausdruck und flüsterte: „Nicht Ihr Freund? – Na, was heute alles Offizier wird!"

„Sein Vater ist freilich General!"

„Aber man merkt doch an ihm nicht die alte Rasse, wie an Ihnen. Sie gehören wohl zum Uradel?"

„Wir hießen früher Berka oder Birke von Duba und saßen in Böhmen. Einer meiner Vorfahren war unter dem bekannten König Ottokar im dreizehnten Jahrhundert ein sehr großer Herr."

„Und Sie haben Güter?"

„Nein, im fünfzehnten Jahrhundert saßen meine Ahnen auf Burgen in der Sächsischen Schweiz. Von dort wurden sie aber vertrieben, und seitdem sind wir Offiziers- und Beamtenadel."

„Aber immerhin können Sie Ihre Familie viel weiter zurückverfolgen als wir unsere, der Barone von Kylp. – Wo bleibt nur Leutnant Stolze? Jean, geh mal hinauf und sage: Wir warten. Das Essen wird kalt!" Er wandte sich wieder an Gero: „Ist Ihre Familie weit verzweigt?"

„Sie besteht außer mir nur aus alten Damen und meinem Bruder, der den noch aus der böhmischen Zeit stammenden Vornamen Budislaw trägt. Er ist Hauptmann bei der Garde und steht an der Front in Frankreich."

Jean kam zurück: „Herr Leutnant Stolze sind fortgerufen worden."

„Dann, Herr von der Duba, essen wir allein!"

Sie gingen in ein großes, schmuckloses Zimmer, das Saal genannt wurde.

Leise sagte Kylp: „Verzeihen Sie, daß wir kein Silber mehr, wie früher, auf der Tafel haben! Wir dürfen den Neid nicht wecken!"

„Aber nun sind wir doch zu Ihrem Schutze hier."

„Leider haben wir schon mancherlei erlebt. Die Truppen kamen und gingen, und in der Zwischenzeit war der Teufel los."

Kylp setzte sich an das Ende der Tafel. „Jean, die Suppe!"

Er wandte sich wieder an Gero: „Mein Gutsverwalter – ein roher Kerl! – scheint sein lettisches Herz gefunden zu haben. Er weigert sich, mit mir deutsch zu sprechen, und ich habe ihn im Verdacht, daß er mit den lettischen Nationalisten liebäugelt und es gar nicht so ungern sähe, wenn sie mir das Gut wegnähmen. Was aber wird dann aus mir? Ich sollte nach Petersburg – oder wie die Russen es zu Beginn dieses Krieges umbenannt haben, nach Petrograd – auf eine höhere Schule. Das Russische verstehe ich aber kaum, dazu kam der Hunger dort. Da hat mein Vormund, ein Bruder meiner Mutter, bestimmt, daß ich hierbleibe, wo einem ja die Lebensmittel in den Mund wachsen. Endlich kommst du, Jean! Was verzögerst du dich so?"

Erregt erwiderte der Diener: „Sie haben meine Tochter auf den Hof geschleppt!"

„Was heißt: sie?"

„Die deutschen Soldaten, die drüben in der Scheune untergebracht sind."

„Sie fortgeschleppt? Herr von der Duba, das geht nicht! Können Sie nicht helfen?"

„Selbstverständlich."

Eilig gingen sie nach dem Hofausgang. In der Küche sprach man laut lettisch. Zwar verstand Gero nichts von den Worten, aber der Ton war gereizt.

Drüben vor der Scheune stand ein dichter Trupp Landser schreiend und lachend.

Gero drängte sich mit Gewalt hindurch: „Was gibt es hier?"

Leutnant Stolze zeigte mit strahlendem Blick auf einen jungen Mann in einem alten, langen Rock: „Ein Spion!"

„Der?" rief der Baron. „Das ist der Sohn meines Schäfers!"

„Wir haben ihn schon verurteilt", sagte Stolze und fügte lachend hinzu: „Und sein Mädchen wird mit ihm baumeln!"

„Um Gottes willen!" Kylp wandte sich erschrocken an Gero: „Das ist sie, Jeans Tochter! Machen Sie mir nicht noch die Letzten zu Feinden!"

Gero fragte: „Was haben Sie für Beweise der Spionage, Stolze?"

„Kotz!" schrie ein Unteroffizier. „Hier, wo die Bolschewiken bekämpft werden müssen, kann man nicht lange untersuchen!"

Bestimmt erwiderte Gero: „Ich fordere Beweise! Als Kompanieführer trage ich die Verantwortung!"

Bedeutend weniger sicher antwortete Stolze: „Er hat sich in den Wald fortschleichen wollen."

Der junge Lette sagte: „Ich suchen Schaf! Soldaten geschossen Hund Vaters. Nicht ist mehr Ordnung in Schafe."

„Ist das die ganze Anklage?" fragte Gero scharf.

Stolze antwortete lachend: „Man muß von vornherein zeigen, wie man mit Bolschewiken umgeht!"

„Ich nicht Bolschewik!" sagte der Lette.

„Und das Mädchen?" fragte Gero.

„Sie wollte den Spion retten."

Ein Vizefeldwebel trat vor und wendete sich an Gero: „Gestatten Herr Leutnant, daß ich diesen Rotznasen was sage!" Er blickte die Soldaten an. „Ich war nicht bei eurem sogenannten Urteilsspruch, sonst hätte ich euch schon Bescheid gestoßen!" Er hatte die Fäuste geballt und sandte einen bösen Blick zu Stolze hinüber.

Der sagte feige zu Gero: „Dann lassen wir sie also frei." Worauf er sich an den Baron wandte: „Entschuldigen Sie, daß ich nicht rechtzeitig zum Essen kam!" Er hakte sich bei Kylp ein und ging mit ihm zum Schloß.

Gero folgte mit der unangenehmsten Empfindung. Die Landser wußten sicher, was mit Stolze los war. Sein Vater, der General, hatte getobt, als er einen Bericht über die Feigheit seines Sohnes von der Westfront erhielt. Seine Frau aber griff ein und erreichte, daß ihr Sohn von der gefährlichen Front fort ins Baltikum versetzt wurde, wo deutsche Truppen mit ihren guten Waffen gegen schlecht ausgerüstete, kleine Freischaren lettischer und estnischer Bauern kämpften. Alles an diesem Stolze war Mache, sein strahlender Blick wie sein hoch wippender Gang, alles nur dazu da, um das Ungenügen auf allen Gebieten zu verbergen. Daß dieser Mensch aber auch noch gefährlich werden konnte, war Gero erst heute klar geworden. Übrigens schien sich der junge Baron, der nicht einmal eine richtige Schulbildung besaß, von Stolze beeindrucken zu lassen.

In dieser Nacht tranken sie zu dritt von Bauern gebrannten Schnaps und schlossen Brüderschaft. Als aber Stolze und Kylp lallend von Weibern und Sonnenuntergängen zu schwärmen begannen, zog sich Gero zurück.

Vor der Tür stand im Halbdunkel Jean, entzündete eine Lampe und leuchtete dem schwankenden Gero in sein Zimmer.

Hier fiel er auf seine Knie und küßte Geros Hand: „Ich danke Herrn Leutnant, auch meine Frau und meine Tochter!"

Gero zog seine Hand zurück. Er schämte sich wegen seiner Betrunkenheit. So hart er es in seinem Zustand noch konnte, sagte er zu Jean: „Man muß aber die Bolschewiken mit allen Mitteln bekämpfen!" Und mit der schlaffen Eindringlichkeit der Betrunkenen wiederholte er: „Mit allen Mitteln!"

Wer ist Siegfried?

„Komm hierher, Onkel Hein!" sagte Ilse. „Wenn du dich auf den Boden setzt, kann dich niemand von draußen sehen."

„Wozu soll ich mich denn auf den Boden setzen?" fragte Hein und ver-

mutete schon irgendeinen vernünftigen Kern ihres scheinbar verrückten Vorschlags.

„Heute scheint die Sonne. Ich öffne das Fenster, denn du mußt mal ans Sonnenlicht.“

„Ach, ein Sonnenbad? Ich war wirklich für Monate nicht richtig an der Luft. Auch andere haben mir gesagt, das ist schädlich.“

„In spätestens einer Stunde kommt Mutter nach Hause. Ich halte sie von dir ab.“

Hein lachte. Er schlief schlecht, wohl aus Mangel an Bewegung, und es fröstelte ihn oft, was aber auch von seiner Magerkeit kommen konnte.

Ilse hatte das auch bemerkt. Dadurch, daß die merkwürdige Frau Major und auch der alte Behrend manchmal etwas zu essen brachten, ging es ihnen besser als früher, aber Hein nahm nur wenig an und behauptete immer, satt zu sein. Ihn überliste ich aber! Mutter verlangt nur, ich soll so, daß es Hein nicht merkt, immer mal was essen. Dadurch hat sie mir die Verteilung alles Eßbaren in die Hand gegeben, und sie zu beschwindeln ist leicht. Ich spiele einfach verrückt, wenn ich in die Enge getrieben werde. Nur wird es mir heute manchmal schwer, richtig albern zu sein. Aber ich werde das schon wieder bringen. Ein albernes Gesicht kann immer nützlich sein. Wie habe ich neulich den Polizisten irregemacht, als ich in meinen zerfledderten Schulbüchern die zwei falschen Ausweise fortbrachte! Wenn Mutter das wüßte!

Sie mußte lachen, während sie heißes Wasser in einen Bottich schüttete, in dem sie Bettücher waschen wollte.

Nanu? Wer klingelt denn da?

Es hatte ihr einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie, um ruhig zu werden, entgegen ihrer Gewohnheit, langsam zur Tür ging und vorsichtig öffnete.

Draußen befand sich niemand. Sie blickte die Treppe hinunter, die andere hinauf: Niemand! Aber der Fußabstreicher – schmutzig war er – lag schief. Schon wollte sie darunterblicken, als sie bemerkte, daß drüben die Nachbarin mit einem Auge durch den Türspalt sah.

Sofort schloß Ilse wieder und wartete eine Weile, schlich wieder zur Tür, öffnete lautlos und zog unter dem Fußabstreicher ein Blatt Papier hervor. Es war mit Schreibmaschine beschrieben. Ein Flugblatt? Dann hätte die Hexe von nebenan auch eins. Das gönnte sie ihr nicht!

In der Küche blieb sie stehen und las: Pod chregion! Nie adku glos ...

So ging das weiter, lauter Blödsinn, oder war es etwa Polnisch? Sie wendete das Blatt um und fand von Kinderhand geschrieben: *Komm heute um sechs, nicht später, zu der Ecke Kernsdorfer Straße vor den Tabakladen! Ich fand kein anderes Papier als das, wo mein Bruder mit der Maschine Buchstaben draufgetippt hat. Siegfried.*

Sie kannte einen Siegfried. Das war aber der Sohn eines Pastors, und sie mochte ihn nicht. Der wollte auch Pastor werden und sprach so komisch, wie die das taten, wenn sie von Moses im Roten Meer erzählten. Ilse hatte eine Abbildung davon gesehen, auf der man das Wasser des Meeres dort, wo die Juden durchzogen, wie Mauern auf beiden Seiten stehen sah. Weiter hinten aber, wo die Ägypter auf Kriegswagen ankamen, stürzte sich das Wasser auf sie. Nein, den Siegfried mochte sie nicht!

Sie faltete das Blatt zusammen, schob es in ihre Schürzentasche und begann auf dem gewellten Waschbrett auf und ab zu rumpeln.

Oder war es gar nicht dieser Siegfried? Vielleicht hatte jemand die Tür verwechselt und auch nicht Ilse gemeint?

Sie hörte die Wohnungstür aufschließen, und Mutter blickte herein: „Gib mir rasch das Marktnetz! An der Ecke haben sie Kartoffeln. Es bildet sich schon eine Schlange. Rasch!"

Ilse hakte mit ihrer nassen Hand das Marktnetz vom Küchenschrank. „Wann soll ich das Essen fertig haben?"

„In zwei Stunden." Schon war Frau Holz wieder draußen.

Ilse wusch weiter und blickte ab und zu nach dem Fenster, ob die Sonne noch hereinschien, wegen Hein. Auf dem kleinen Balkon zog sie Schnuren zum Aufhängen der Wäsche über den Blumentöpfen, in denen sie früher Tomaten und Petersilie gezogen hatte. Ihre Mutter ließ es zu, aber hatte gesagt: „Wenn man auf dem Land aufgewachsen ist, und dann sieht man hier die vier Blumentöpfe, möchte einen das heulende Elend ankommen." Auch Vater hatte etwas zu Ilses Blumentöpfen gesagt: „Also hat der Kaiser sein Volk geliebt, daß er ihm seinen eigenen Krieg gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht gesättigt werden, sondern den ewigen Hunger haben." Ja, Vater sagte noch ganz andere Sachen. Das verfluchte Kapitalisten- und Pfaffengesindel! war eine seiner Redensarten. – Aber jetzt hat Hein keine Sonne mehr. Ich muß auch bei ihm das Fenster schließen. Sonst kommt nur noch kalte Luft ins Zimmer.

Auf ihr Klopfen rief er: „Herein!" Er stand da und lachte sie an. „Das war mal eine Wohltat!"

„Hier, diesen verrückten Brief habe ich unter dem Fußabstreicher gefunden."

„So?" Er blickte aufmerksam auf die Schreibmaschinenseite.

„Kannst du denn Polnisch?"

„Nein, das ist Deutsch." Er las weiter und wendete das Blatt: „Nicht dumm! Da scheint er einem Kind den Scheinbrief diktiert zu haben. Ein Erwachsener kann ja nicht so schreiben."

„Was?" fragte Ilse. „Das ist nicht echt?"

Hein lachte. „Auch du bist darauf reingefallen?"

„Wer denn noch?“

„Die Polizei, wenn sie es gefunden hätte. Sicher hätte sie gedacht, da will sich ein Siegfried mit seinem Mädel treffen.“

„Und die andre Seite ist richtig? Ich verstehe da nichts.“

„Es ist leicht zu lesen. Eigentlich sollte ich dir den Schlüssel nicht verraten, aber du weißt ja schon so viel. Paß auf! Nur jedes zweite Wort gilt und darin jeder zweite Buchstabe. Nun lies!“

Ilse buchstabierte: „Hein! Du mußt recht bald noch zwei Ausweise machen und durch das kluge Mädchen schicken. Die Angaben sind: – Wer soll denn das kluge Mädchen sein?“ fragte sie eifersüchtig.

„Aber Ilse! Du selbst!“

„Ich?“ erwiderte sie verwirrt. „Hältst du mich auch für klug?“

„Ja.“

Sie blickte ihn lange an, ganz ernst. Man traute ihr also noch mehr zu? Ja, das sollen sie! Alles will ich tun! Sie nie enttäuschen!

Ludendorff

Zur Sitzung der Regierung vom siebzehnten Oktober erschien der große, schlanke Prinz Max liebenswürdig wie immer. Sein greisenhafter Vorgänger als Reichskanzler hatte sich von den Generalen, besonders dem fleißigen Ludendorff, beiseite schieben lassen. Das sollte nun anders werden.

Der Prinz hatte sich schon gesetzt und wollte die Sitzung eröffnen, als er sah, daß ein Adjutant hereinkam und sich zu Ludendorff beugte. Der schob die Unterlippe vor und blickte böse von unten herauf vor sich hin.

Erhielt etwa dieser anmaßende General vor dem Reichskanzler die neuesten Nachrichten? Wie sollte Prinz Max da regieren? Es war schon schwer genug, da der amerikanische Präsident Wilson das deutsche Friedensangebot immer noch nicht beantwortete. Die makedonische Front war zusammengebrochen. Der König von Bulgarien, eigentlich ein Deutscher, bereitete sich vor, aus seinem Lande zu fliehen. Der österreichische Kaiser Karl hatte heimlich durch den Bruder seiner bourbonischen Frau mit den Gegnern verhandelt, um die eigene Herrschaft zu retten. Überall Gefahren!

Der Prinz blickte Ludendorff vorwurfsvoll an, der endlich merkte, wie aufreizend es auch auf die beiden Sozialdemokraten wirken mußte, daß er in der Kabinettssitzung Berichte empfing.

„Meine Herren!“ begann der Prinz. „Um uns ein klares Bild machen zu können, möchte ich Exzellenz Ludendorff zunächst bitten, uns eine kurze Einschätzung der militärischen Lage zu geben.“

„Euer Hoheit, meine Herrn!“sagte Ludendorff in seinem herrischen Ton.

„Der Generalfeldmarschall von Hindenburg hat schon am dritten Oktober an den Herrn Reichskanzler berichtet, daß der Kampf abgebrochen werden muß. Wir waren gezwungen, Reserven von der entscheidenden Front in Frankreich und Belgien abzuziehen, die zur Stützung der immer mehr zerbröckelnden österreichischen Front nötig sind. Eben erfahre ich nun, daß alle Anzeichen darauf deuten, daß Marschall Foch in den nächsten Tagen unsere Hundingstellung angreifen will. Die Millionen nach Frankreich gebrachter Amerikaner haben zwar einen sehr geringen Gefechtswert, lösten aber in den ganz sicheren Stellungen die Franzosen ab, so daß Foch ungeheure Mengen kriegserfahrener und gut genährter Franzosen und Engländer für seine Offensive zur Verfügung hat. Die Folgen können eine Katastrophe sein. Unter diesen Umständen können wir Soldaten die Unaktivität unserer Diplomaten nicht verstehen, die noch immer keinen Waffenstillstand zusammengebracht haben!"

Prinz Max zog die Augenbrauen hoch. Das war ja ein direkter Angriff gegen ihn, denn ihm unterstand das Auswärtige Amt. Er bezwang aber seinen Unmut und fragte: „Was schlagen Sie vor, Exzellenz?"

Ludendorff wandte sich an die Sozialdemokraten, die ihm schräg gegenüber saßen, und sagte heftig: „Wir müssen kämpfen, solange es eben geht, und werden es gemäß unserem Fahneneid tun. Aber wie können wir das auf die Dauer, wenn die Zersetzung in Heer und Marine immer weitergeht? Sie, meine Herren Sozialisten, haben jetzt Ihr Ziel erreicht und sitzen in der Regierung. Packen Sie das Volk! Reißen Sie es hoch! Kann das nicht Herr Ebert tun? Es muß gelingen!"

Ludendorff hatte die Sozialdemokraten zuletzt angebrüllt und sank nun schnaufend in sich zusammen.

Prinz Max war sprachlos über die Entgleisung, ihm, dem Reichskanzler, so vorzugreifen.

Ein Minister flüsterte seinem Nachbarn zu: „Ludendorff hat ja vollkommen die Nerven verloren. Er ist untragbar geworden. Das ist das Ende einer zügellosen Überheblichkeit."

In Fochs Offensive

Am neunzehnten Oktober begann fast gleichzeitig das Feuer aus allen Kanonen und Haubitzen der französischen Front. Ringsum zischte, dröhnte, hallte es.

Budislaw lag mit seinen Läufern in einem geschickt angelegten Graben auf einem mit Büschen bewachsenen Hügel. Durch sein Fernglas sah er, wo die Granaten einschlugen, vor allem auf den vordersten Graben seiner

Kompanie, der aber geräumt und mit Stacheldraht versponnen war. Auch die zweite Linie lag unter schwerem Feuer. Dort standen nur einige Posten, die zur Seite ausweichen konnten, wenn es an einer Stelle zu stark schoß.

Am Himmel erschien ein größeres französisches Flugzeug, um das es manchmal aufblitzte. Das waren die kleinen, schnellen Jagdflugzeuge, die den langsamen Artillerieflieger gegen Luftangriffe schützen sollten. Die Feuerlenkung von da oben mußte sich bald zeigen. Schon begannen die französischen Granaten um den dritten Graben einzuschlagen, ja augenscheinlich genau hinein. Dort lagen Budislaws zwei vordere Züge, der dritte hinter ihm. Über ihn weg sausten die Geschosse in die Linien der deutschen Artillerie, die vorläufig schwieg. Sie sollte erst schießen, wenn der französische Angriff begann, soweit sie dann noch schießen konnte.

Der Telefonist sagte: „Ich höre nichts mehr. Wahrscheinlich ist die Leitung zerschossen. Budislaw antwortete: „Jetzt hierbleiben!"

Er hörte etwas Bedrohliches und blickte nach oben.

„Vorsicht!" schrie Schwarz.

Nun sahen sie auch schon das schwarze Ding von oben kommen. „Eine ganz schwere Marke" sagte der Friedliche, stülpte sich den Stahlhelm auf und drückte sich dicht an die Vorderwand des Grabens.

Budislaw haßte den Stahlhelm, weil man in ihm nicht hören konnte, aus welcher Richtung ein Geschoß kam. Dumpf schlug es hinter ihnen in den Boden, rumpelte und warf eine Welle Erde hoch.

Alle blickten dahin und sahen daher zuerst nicht, daß ein Offizier den Hügel heraufkam, zusammen mit einem Mann, der allerhand Geräte trug.

Budislaw streckte dem Leutnant die Hand hin: „Sie sind wohl Artilleriebeobachter? Auch unsere Leitung ist zerschossen."

Der Friedliche deutete in die Luft: „Der nächste schwere Koffer kommt!"

Diesmal hörten sie, daß es weiter rechts ging, immerhin nur dreißig Schritt entfernt. Das rechte Grabenende wurde halb verschüttet.

„Sollen wir noch hierbleiben?" fragte Schwarz. „Ich habe keine Lust, bei der Auferstehung meine Knochen im weiten Umkreis zu sammeln."

Der Artilleriebeobachter erwiderte sachlich: „Diese schwere Haubitzbatterie schießt ein Planquadrat aus. Beim nächsten oder übernächsten Schuß wissen wir, ob wir darin liegen."

Es zischte noch viel schärfer, bis die Granate den Boden links von ihnen aufwuchtete und einige Erdbatzen bis zu ihnen warf.

„Fort!" sagte Budislaw.

Im Nu waren alle aus dem Graben und rannten den rückwärtigen Hang hinunter, bis sie stehenblieben und sich nach vorn wandten, um zu sehen, wohin das heranzischende Geschoß ginge.

„Sehen Sie!" sagte der Artillerist. „Zwar hat es diesmal den Graben noch

nicht getroffen, aber wir lagen im Planquadrat. Übrigens scheinen die Franzosen für die Masse ihrer Artillerie eine Pause eingelegt zu haben, damit sich die Kanonenrohre abkühlen können. Das pflegt mindestens zwanzig Minuten zu dauern. Inzwischen sind wir hier sicher. – Ich habe vergessen, mich vorzustellen: Graf Bonn."

„Ach!" erwiderte Budislaw überrascht. „Da sind wir ja Vettern. Du kannst nur der Sohn ..."

„Ja, aus der sogenannten üblen Ehe. Meine Mutter ist eine Frau aus dem Volke, und dessen schäme ich mich nicht. Nur meine Vettern, der Legationsrat und der Rittmeister, wollen nichts mit mir zu tun haben."

„Mit mir auch nicht", erwiderte Budislaw. „Hoffentlich hat unser gemeinsamer Vetter, der Rittmeister, nicht den Einfall, uns hier zu besuchen. Er ist nämlich mein Bataillonsführer, und er wäre imstande, uns ein ehrengerichtliches Verfahren wegen Feigheit vorm Feinde anzuhängen, weil wir rennend von unserem Graben zurückgegangen sind, statt hübsch langsam."

„Und den Heldentod zu sterben", warf Schwarz ein.

Der Artillerieleutnant sagte lachend: „Du kannst nach deinen Reden nur Budislaw von der Duba sein – übrigens aus einem viel älteren Geschlecht als wir Bonns, die vor drei Generationen noch Kaufleute waren und daher heute so hochmütig."

„Ja", erwiderte Budislaw. „Wir sind sehr alt, unter Ottokar von Böhmen ganz große Tiere. Dann scheinen meine ehrwürdigen Ahnen alles durchgebracht zu haben. Wie sie das taten, ist nicht überliefert, aber man kennt das: Nichts gelernt, aber auf hohem Pferde. Das Saufen ist auch eine beliebte Beschäftigung solcher Leute gewesen. Jedenfalls ging es abwärts. Um fünfzehnhundert waren die Dubas als Raubritter in der Sächsischen Schweiz."

„Wirklich geraubt haben die?" fragte Schwarz.

„Ganz kräftig. Wenn Sie, Schwarz, das Schlamassel hier überleben, fahren Sie mal nach Schandau und dann ins Kirnitschtal weiter! Etwas abseits liegt eine Felsengruppe, die Kuhstall heißt. Davon erzählt die fromme Mär, die Bauern hätten bei Unruhen ihr Vieh dorthin gerettet. Das ist aber recht unwahrscheinlich, da der Hauptunruhherd die Holzburg über dem Kuhstall war. Mein liebenswürdiger Ahn brachte vielleicht in der dortigen Höhle Vieh unter, wenn er es den Bauern mit Gewalt fortgetrieben hatte. Das tat er zusammen mit seinen ebenso wohltätigen Brüdern, die auf anderen Felsen in vermutlich ziemlichem Dreck hausten und auch Menschen stahlen."

„Wozu Menschen?" fragte der Friedliche.

„Sie wären nicht gestohlen worden, Friedlicher, weil Sie nichts besitzen. Aber andere konnte man foltern und Lösegeld von ihnen erpressen."

Schwarz fragte ungläubig: „Aber da übertreiben Sie doch, Herr Hauptmann?"

„Keineswegs. Bei den verbündeten Lausitzer Städtern haben sich Nachrichten erhalten, daß man das Geschrei der Gefolterten vom Ottendorfer Raubschloß weithin durch die Gründe hörte.“

„So was ist aber nicht nett“, sagte der Friedliche.

„Das fanden die Städter auch und räucherten meine liebenswerten Vorfahren in ihren Burgen aus.“

„Brachten sie die um?“ fragte der Friedliche mitleidig.

Lachend erwiderte Budislaw: „Leider nicht – das heißt, leider kann ich schwer sagen. Wenn man sie totgeschlagen hätte, würde ich ja nicht leben.“

Der Artillerie-Bonn fragte: „Wie erklärst du dir aber, daß die erbitterten Städter die Raubritter nicht hinrichteten?“

„Der Markgraf von Meißen griff ein. Er war zwar gegen das Rauben, aber konnte er seinen Adel der Wut des Volkes preisgeben? Ganz verstehe ich ja die alten Nachrichten nicht, aber mir scheint, daß der Markgraf die Dubas ganz gern den Städtern zum Vierteilen überlassen hätte, wenn sie nur genügend für ihren Rachedurst zahlten. Aber denen war ihr Geld lieber als ein toter Duba, und nun saß der Markgraf mit seinen nichtsnutzigen Raubrittern da, die vermutlich nicht lesen und schreiben konnten. Er gab ihnen wohl irgendwo im Flachland leibeigene Bauern zum Auspressen, was für die Dubas viel weniger anstrengend war, als bei jedem Wetter auf der Straße zu liegen.“

Während dieser mit boshaftem Genuß erzählten Geschichte hatte Budislaw das Gelände betrachtet und deutete nach rechts vorn: „Dort sehe ich einen älteren Granattrichter, in dessen Nähe es nicht schießt. Wenn erst die Feuerwalze beginnt, hätten wir hier keine Deckung. Und du, Vetter Bonn, kommst du mit dorthin? Oder glaubst du noch, ich wäre hochmütig wie – entschuldige! – wie ein Bonn?“

„Nein, die Erzählung von deinen Räuberahnen hat mich überzeugt.“

Der Granattrichter stellte sich als zu klein heraus, um alle aufzunehmen. So mußten sie sich auf mehrere verteilen.

Budislaw befand sich nun mit dem Friedlichen in einem Loch, von dem er eine fast so gute Übersicht hatte wie von dem verlassenen Graben, in den gerade eine schwere Granate einschlug, worauf es aufblitzte und eine ungewöhnlich starke Explosion erfolgte. Vermutlich waren die Handgranaten in die Luft gegangen, die dort in Kisten lagerten.

Er betrachtete das Vorgelände durch sein Fernglas, sah aber ebensowenig wie mit bloßem Auge. Alles war in Dunst und Staub gehüllt. Der ganze Himmel schien voll von Krachen, Zischen und anderen Geräuschen. Während er sich noch vor Minuten über seine Ahnen lustig gemacht hatte, war seine Stimmung nun in das Gegenteil umgeschlagen. Eine große Sorge erfüllte ihn: Wie konnte man dort vorn noch leben?

„Wollen Herr Hauptmann Kaffee?“ fragte der Friedliche und hielt ihm die Feldflasche hin. Wie brachte es dieser Mensch – er war Arbeiter – nur fertig, selbst hier im Trichtergelände saubere Hände zu haben? Aber dort kamen doch zwei, vermutlich Melder vom ersten Zug. Sie gingen rasch, den Stahlhelm am Arm, und schienen nach allen Richtungen zu lauschen, wie es erfahrene Melder im Trommelfeuer taten. Die beiden schienen schon erspäht zu haben, wo der Kompanieführer lag und kamen direkt herüber. Hoch oben kreiste wieder der französische Artillerieflieger.

„Kommt ins Loch!“ rief Budislaw. „Wie steht es bei euch?“

„Der Zugführer läßt melden: Zu zwei Gruppen hat er keine Verbindung mehr. Bei der dritten ist Unteroffizier Bräuer gefallen.“

„Ausgerechnet Bräuer! Seit einem Jahr bemühe ich mich, daß seine Entlassung genehmigt wird. Schon vor zwei Jahren hatte Bräuer das Dienstpflichtalter überschritten.“ Budislaw sagte nicht, daß man seine Entlassung augenscheinlich deshalb hintertrieb, weil er Sozialdemokrat war und vieles offen kritisierte. Er war für Budislaw ein unbequemer Untergebner gewesen, aber außerordentlich zuverlässig, wenn es darauf ankam. „Wer führt nun die Gruppe?“

„Niemand. Sie liegen ganz verstreut im Gelände, alles erfahrene Leute, die auch ohne Befehl wissen, was sie zu tun haben.“

Was für ein treuherziger Ton! dachte Budislaw. Wenn man in den höheren Kommandostellen nur eine Ahnung hätte, wie gut diese Truppe noch kämpft! Dort oben betrachten sie aber nur das Schimpfen über das ungenügende Essen und den Krieg im allgemeinen. Das nennen sie Zersetzung, Verhetztheit und so was.

„Der Zugführer läßt weiter melden: Was rechts von ihm ist, weiß er nicht. Es ist ihm verdächtig, daß sich in größerer Entfernung rechts immer mal einige Leute bewegen, entweder zurückgehende Deutsche oder vorgehende Franzosen.“

„Wie steht es mit den Verlusten?“ fragte Budislaw beklommen.

„Das können wir erst in der Dunkelheit feststellen, wenn wir dann noch da sind.“

Kaiser Wilhelm

Der Generalstabschef des Heeres, General Groener, stand vor der großen, an die Wand gehefteten Europakarte. „Meine Herren! Seit Kaiser Karl von Österreich sein Reich zum Bundesstaat erklärt hat, fällt dort alles auseinander. Masaryk verlangt täglich mehr Rechte für die Tschechen und diskutiert schon offen über den Namen für eine tschechische Republik. Sein Vorschlag ist: Bohemia, während andere das Wort Tschechoslowakei vorziehen.

Die führenden Leute von Ungarn wieder – Sie wissen, das sind meist Großgrundbesitzer – möchten die Monarchie beibehalten, aber fürchten, daß die Feindmächte sie vom Balkan her überrennen. Deshalb wollen sie mit ihnen rechtzeitig Frieden schließen. Andere Teile der österreichisch-ungarischen Armee, Slowenen, Ruthenen, Italiener, verlassen einfach die Front, um in ihre Dörfer zurückzukehren."

„Aber da ist doch alles verloren!" sagte leise General Reinhardt vom preußischen Kriegsministerium.

Heftig fuhr ihn Groener an: „Es gibt kein Alles verloren!"

„Aber Exzellenz Ludendorff scheint auch keinen Ausweg mehr zu sehen."

„Es ist nicht unseres Amtes, das zu diskutieren, sondern kühl und klar zu überlegen, was zu tun ist. Wenn der Wundbrand ein Bein befällt, muß man es amputieren, um den Gesamtkörper zu retten. Streichen wir aus unseren Überlegungen unseren Bundesgenossen Österreich! Es gilt, unser Deutschland so lange zu verteidigen, bis wir einen Waffenstillstand und einen annehmbaren Frieden haben."

Ein Adjutant trat ein und meldete: „Seine Majestät der Kaiser!"

Die Offiziere sprangen auf. Hoch aufgerichtet trat der Kaiser ein, den Schnurrbart, wie immer, steil hochdressiert. Ihm folgten der Generaladjutant mit goldenen, von der Schulter herabhängenden Schnüren und ein weiterer Adjutant. Beide setzten sorgfältig und verhalten ihre tadellos geputzten Schuhe, um den vorgeschriebenen Abstand zu wahren.

Nach einem Händedruck und einem eingelernten Lächeln für Groener und Reinhardt sagte der Kaiser: „Ich sehe, Sie sind bei einer Lagebesprechung. Fahren Sie fort!"

Groener ergriff einen Stock und fuhr an der eingezeichneten blauen Linie entlang, die mit vielen Krümmungen von der flandrischen Küste durch Belgien und Frankreich bis zur Schweizer Grenze verlief. Etwas über der Mitte des oberen Teils gab es nur einzelne Punkte.

„Hier", sagte Groener, „ist die Front nur noch teilweise vorhanden. Reserven, um das Loch zu füllen, gibt es nicht."

Der Kaiser sagte mißmutig: „Die Truppe hat keine Kampfkraft gezeigt. Unter diesen Umständen muß ich mich fragen, ob es nicht ein voreiliges, unzulässiges Zugeständnis an die Sozialdemokraten war, sie in die Regierung zu nehmen."

„Euer Majestät", erwiderte Groener, „bei einer so enormen Überlegenheit, wie sie der französische Marschall Foch an diesen Stellen ins Gefecht führte – wir schätzten vier- bis zehnmal so viel Soldaten, Kanonen und Flugzeuge –, mußte auch die beste Truppe versagen. Meiner Meinung nach muß diese gesamte Ausbauchung fort und die Front radikal verkürzt werden."

„Das bedeutete", sagte der Kaiser, „fast alles Land aufzugeben, das wir

in Frankreich besetzt haben. Dieses Land aber ist unser Trumpf bei den Friedensverhandlungen."

„Und wenn Foch erst dann verhandelt, wenn wir keine Trümpfe mehr haben?"

„Entsetzlicher Gedanke! Was schlagen Sie vor?"

„Wie ich schon sagte, Majestät, eine radikale Verkürzung der Front und allmähliches Zurückgehen bis zum Rhein. Dadurch würden wir Wochen, wenn nicht Monate gewinnen, und inzwischen könnten wir verhandeln."

„Unmöglich! Aufgabe deutschen Landes! Trier, Aachen, wo die Kaiser gekrönt wurden, Köln!"

„Ich sehe keine andere Möglichkeit, Majestät, wenn wir Bayern gegen den Vormarsch von Süden her schützen wollen."

„Bedauerlich!" sagte der Kaiser. „Ich werde das durchdenken." Kalt wandte er sich um und schritt hinaus, gefolgt von seinen formvollendeten Adjutanten.

Groener wandte sich an die Generalstäbler: „Sie haben meine Meinung gehört. Ob sie von unserem hochverehrten Feldmarschall von Hindenburg geteilt wird, wissen wir noch nicht. Jedenfalls muß der Generalstab die Operation eines Rückzuges zum Rhein ausarbeiten."

Die Admirale

Die Beratung der Seekriegsleitung vom zwanzigsten Oktober geschah unter besonderen Vorsichtsmaßnahmen. Im Vorzimmer durften sich weder Maate noch Matrosen aufhalten, sondern nur junge Offiziere, die bewundernd die hohen Admirale in den Saal gehen sahen, viele mit Spitzbärten, wie sie, im Gegensatz zu den glattrasierten Landoffizieren, bei der Flotte üblich waren.

Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, eröffnete die Versammlung und gab dem Stabschef des Hochsee-Flottenkommandos das Wort.

„Kaiserliche Hoheit, meine Herren! Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß Seine Majestät gestern den General Ludendorff als Ersten Generalquartiermeister des Heeres entlassen hat, der sich in Verkleidung nach Schweden begab. An seine Stelle ist General Groener getreten, dessen Plan, bis zum Rhein zurückzugehen, manche von uns mit Schrecken erfüllt. Es ist aber für einen Offizier der ruhmreichen Flotte Seiner Majestät unzulässig, sich so seinen Gefühlen hinzugeben. Vielmehr müssen wir handeln. Es ist ausgeschlossen, daß die Hochseeflotte untätig beiseite liegt, während die ganze Nation aufs schwerste ringt. In diesem Endkampf muß auch die Flotte ihr äußerstes an Gut und Blut drangeben."

Der Stabschef blickte sich im Kreise der ihn starr Ansehenden um. Einige waren blaß geworden.

Eindringlich fuhr er fort: „Der Operationsplan des Hochseeflotten-Kommandos ist der folgende: Leichte Seestreitkräfte stoßen überraschend gegen die englische Kanalküste vor, um die vor Scapa Flow liegende Flotte Großbritanniens zum Auslaufen zu bringen und ihr eine Schlacht zu liefern. Dazu müßte sich unsere Flotte auf der Schilling-Reede am Ausgang des Jadebusens nahe der Insel Wangeroog sammeln, um am dreißigsten Oktober zur Schlacht auszulaufen. – Diesen Operationsplan unterbreitet das Hochseeflotten-Kommando der Seekriegsleitung."

Er setzte sich, und es entstand eine Pause erregten Schweigens.

Prinz Heinrich nickte einem Admiral zu, der sich erhob: „Der uns vorgelegte Operationsplan bietet – darüber wird sich wohl jeder klar sein – wenig Aussicht auf einen Sieg über die uns an Zahl hoch überlegene englische Flotte. Wir müssen jedoch die folgende Überlegung anstellen: Zu den Bedingungen des uns vom Feindbund zugemuteten Waffenstillstands gehört die Auslieferung unserer Hochseeflotte. Sollen wir nun unsere ganze Flotte in die Luft sprengen, um sie dem Gegner nicht zu übergeben? Oder sollen wir die letzten tausend Schuß aus den langen Rohren unserer Linienschiffe gegen Englands Stolz verschießen und dann glorreich untergehen?"

Einige der Admirale nickten heftig, andere starrten vor sich hin. Der Plan bedeutete den Tod tausender, wenn nicht zehntausender Deutscher.

„Es ist die Stunde eines schweren, aber heldenhaften Entschlusses", sagte Prinz Heinrich. „Etwas anderes, als den Operationsplan des Hochseeflotten-Kommandos anzunehmen, ist unmöglich. Wie sollen wir diese große Stunde beenden und unseren heldenhaften Beschluß bekräftigen?"

„Es wäre das Würdigste", erwiderte ein Admiral, „den Beschluß und die Treue zu unserem angestammten Herrscherhaus durch ein dreifaches Hurra auf Seine Majestät den Kaiser zu bekunden."

Die Offiziere im Vorsaal hörten das dreifache Hurra und glaubten, irgendwo beim Landheer wäre ein großer Sieg errungen worden.

Im Walfisch

In der Hafenkneipe „Zum Walfisch" blickte sich der Heizer Robert, den sie den Seebären nannten, vorsichtig um. Der dort hinten mußte es sein, ein Brocken von einem Menschen! Der hatte auch um den dritten Finger der linken Hand ein Heftpflaster wie einen Ring.

„Na, Moritz?" sagte Robert.

„Da verwechselst du mich mit meinem Bruder."

Das war das verabredete Wort, und Robert antwortete mit dem ebenfalls verabredeten: „Nee, ich verwechsle dich nicht, nur den Namen, Hugo." Damit setzte er sich.

„Wie ist es bei euch?" fragte Hugo leise.

„Von unserem Panzerkreuzer bringen die Offiziere ihre Privatsachen an Land."

„Und was schließt ihr daraus?"

„Wenn unser Kahn absäuft, soll die Witwe wenigstens ein Andenken haben."

„Da dürftet ihr richtig schließen. Auf das Flaggschiff, die Moltke, schifft sich der Flottenchef ein."

„Aber was soll das?" fragte Robert.

Ruhig, mit seiner tiefen Stimme, erwiderte Hugo: „Die Offiziere erzählen uns, die Flotte liefe zu Manövern in der Deutschen Bucht aus. Bei uns glaubt das aber niemand. Wozu hätten dann die Minensuchboote den Auftrag, die Fahrstraße nach Skagen und weiter hinaus von Minen zu säubern?"

„Also doch zur Schlacht? Glaubst du wirklich an einen solchen Wahnsinnsplan?"

„Und glaubst du, der Kaiser hätte zum Spaß seit Jahrzehnten die Flotte so groß gebaut und wollte sie auf einmal abgeben? Übrigens haben auch unsere Offiziere die Hosen voll. Sie saufen in ihrer Messe wie die Löcher."

„Die Offiziere sind mir gleich", erwiderte Robert, „aber wir, die Kulis?"

Hugo lachte breit: „Die Kulis sind dazu da, für den Ruhm der hohen Herren zu krepieren. Aber weißt du", er beugte sich zu Roberts Ohr, „daß die ganze österreichische Flotte unten in Cattaro im Aufstand ist? Und wir sollten das nicht können?"

„Wie sollen wir denn das machen?"

„Jetzt kommt es auf euch Heizer an. Ihr, in der Höllenglut vor den Kesseln, kommt am schwersten aus dem Schiffsbauch heraus, wenn das Wasser durch die Lecks quillt. Dem müßt ihr aber zuvorkommen. Die Flotte kann nicht auslaufen, wenn ihr das Feuer aus den Kesseln herausreißt."

„Aber wir haben keine Waffen da unten. Uns schießen sie zusammen!"

„Und wer heizt dann? Etwa die Offiziere? Außerdem sind wir dazu da, euch zu schützen. Wir haben oben Gewehre, und von uns ist es nicht weit zu den Funkern. Die haben auch keine Lust, den Fischen als Futter zu dienen. Sie wollen uns mitteilen, wenn der Befehl zum Auslaufen kommt, und ihr erfahrt von uns, wenn es Zeit ist, das Feuer herauszureißen."

„Das ist gut, aber nur, wenn wir uns auch auf die anderen Schiffe verlassen können."

„Die Gefahr ist für alle gleich, und daher zündet es überall schnell." Hugo änderte seinen Gesichtsausdruck zu einem Lächeln. „Wißt ihr, daß Karl Lieb-

knecht frei ist? Der einzige, der gegen die Kriegskredite gestimmt hat! Jetzt kann er schon offen vor den Berlinern gegen den Krieg sprechen."

„Habt ihr Verbindung mit ihm?"

„Noch nicht, aber das wird. Und dann schaffen wir den großmäuligen Kaiser ab!"

Die gütige Scharteke

Ilse riß die Tür zu Heins Zimmer auf und sagte hastig zu den beiden Matrosen: „Nun seid mal ein bißchen leiser! Es hat geklingelt." Sie schloß die Tür und rannte auf den Flur.

Draußen stand die Frau Major. „Ach liebes Kind." Sie war außer Atem, und der Riesenhut saß noch schiefer, als es vor dem Kriege Mode gewesen war.

Im Hereinkommen erzählte sie in ihrem halb weinerlichen Tonfall: „Was mir passiert ist ich sitze in der Straßenbahn und eine Frau sie war sehr mager und freute sich wohl über meine Kleider ja schöne gibt es heute nicht mehr und man nannte mich sogar alte Scharteke das verdiene ich aber nicht denn so nennt man doch wohl ehrwürdige Bücher und alle freuten sich hier habe ich wieder etwas zu essen mein Kind und ist der liebe Matrose noch da so ein sauberer Mensch ich muß ihm etwas sagen."

Ilse riß die Augen auf. So was von Ahnungslosigkeit! Aber sie mußte Hein holen.

Ins Nachbarzimmer rief sie hinein: „Onkel, die Frau Major will dir etwas sagen." Dabei verdrehte sie die Augen wie in Verzweiflung.

Hein kam in seiner artigen Weise in die Küche und verbeugte sich. Hinter ihm zeigte sich steif und mißtrauisch der andere Matrose.

„Auch ein Onkel von mir", sagte Ilse und hoffte, daß sich dieser ungelenke Mensch einigermaßen vernünftig benehmen würde.

Die Dame lächelte ihn freundlich an. „Ich freue mich es noch jemand sagen zu können ich habe nämlich einen Neffen der Seeoffizier ist der hat mir gesagt niemand sollte nach Wilhelmshaven fahren dort ist man seines Lebens nicht sicher sogar Seine Kaiserliche Hoheit Prinz Heinrich mußte bei Nacht und Nebel fort gehen Sie nicht dorthin wenn Ihr Urlaub abgelaufen ist ich könnte es nicht vor Gott verantworten wenn ich Sie in eine Gefahr gebracht hätte später wenn er mich zum ewigen Frieden in sein Reich ruft."

Hein zog ein zerrissenes Taschentuch heraus und breitete es über sein Gesicht, um sein Lachen zu verbergen.

„Ach Sie weinen auch um seine Kaiserliche Hoheit?" sagte die Dame gerührt und nahm ein sehr kleines Batisttuch, um damit ihre Tränen abzutupfen.

Der andere Matrose stand noch immer wie ein astloser Baum da.

„So viel Elend ist in der Welt“, begann die Dame wieder, „ob der liebe Herrgott das möchte.“

Hein hatte sich gefaßt: „Frau Major, Ihre Güte wird Ihnen gewiß dereinst einen Platz in Abrahams Schoß erwerben.“

Nun war Ilse verblüfft. Daß Hein so etwas sagen konnte? Wer ihn nicht kannte, hätte seine Worte für ernst halten müssen.

„Entschuldigen Sie, Frau Major!“ fuhr Hein fort. „Mein Schwager hier war verwundet und muß sich wieder legen.“

Das hätte er nicht sagen sollen, denn nun wollte die Dame ihn selbst betten, wie sie das nannte, und dabei konnte der ganze Schwindel herauskommen.

Der sogenannte Schwager war wirklich denkbar ungeeignet, die ihm zugemutete Rolle zu spielen, stand weiter steif da und sagte mit rauher Stimme: „Ich fühle mich ganz wohl.“

Ilse dachte in Hast: Wie werden wir nur die alte Scharteke los? „Ach“, sagte sie mit einer Bewegung zum Tisch, „so dürfen Sie uns nicht verlassen, Frau Major! Ich werde Ihnen gleich etwas bereiten von den Sachen, die Sie mitgebracht haben.“ Und mit raschen Bewegungen begann sie, die Ledertasche der Dame auszupacken.

„Nein mein gutes Kind das ist für dich iß nur daß du groß und kräftig wirst.“

Wirklich, je heftiger Ilse in sie drang, sie müßte hier etwas essen, desto gerührter strebte die Dame fort.

Nachdem sie die Tür hinter ihr geschlossen hatte, blies Ilse erst einmal mit vorgestülpten Lippen in die Luft und sagte nur: „So was!“

Der sogenannte Schwager bewegte sich endlich wieder und fragte Hein mit unfreundlichem Blick: „Bist du denn im Zivilberuf Pastor?“

Hein lachte. „Was die Pastoren sagen, ist doch immer dasselbe. Dazu brauchst du das nicht zu studieren. – Aber war das nicht interessant? Prinz Heinrich hat abhauen müssen! Und so eine Bürgerfrau, wie die Scharteke, versteht überhaupt nichts! Aber wirklich muß dort in Wilhelmshaven ganz Wichtiges geschehen sein.“

Die Wohnungstür wurde aufgeschlossen, und Mutter Holz trat ein.

Erschrocken fragte Ilse: „Du kommst schon! Ist dir was passiert?“

„Nein, wir streiken. Mit dem Hungerlohn und den wenigen Lebensmitteln kann man doch nicht mehr leben. Wir fordern: Endgültig Schluß mit dem Krieg!“

Es klingelte.

Beim Öffnen sah Ilse vor sich eine Frau, die sie sofort erkannte. Ihr Mann, ein Polizist und übler Schnüffler, wohnte zwei Häuser weiter.

„Was wünschen Sie?" fragte Ilse und versuchte, mit ihrer kleinen Figur der Frau den Blick in die Küche zu verdecken.

„Ach?" sagte die Frau wie erlöst. „Ich sehe ja da zwei Matrosen! Laß mich mal rein, Kind!"

Wie konnte Ilse diese gefährliche Frau aufhalten? Übrigens schien die reichlich aufgeregt und sprudelte hervor: „Entschuldigen Sie nur, Frau Holz! Ich wollte Ihnen sagen, daß mein Mann – er ist bei der Polizei – sich ins Bett gelegt hat."

Hoffentlich stirbt er! dachte Ilse. Aber wozu erzählt sie uns das?

„Er ist aber nicht krank", fuhr die Frau fort, „sondern es kann doch sein, daß man die Polizisten gegen die Arbeiter einsetzt, und er will nicht gegen sie kämpfen. Aber ich muß das noch anderen sagen."

Frau Holz blickte ihr unfreundlich nach und sagte, als die Tür geschlossen war: „Früher konnte ihr Mann nicht genug herumschnauzen und Leute anzeigen, und nun schickt er seine Frau, schönes Wetter für ihn zu erbitten!"

Schon wieder klingelte es.

Diesmal war es der alte Behrend, der über sein ganzes verwittertes Gesicht lachte. „Komm mit, Hein! Sie wollen ein Komitee bilden."

„Was? Wer?" fragte Hein.

„Wir, die Unabhängige Sozialistische Partei."

„Aber ich bin doch gar nicht Mitglied!"

„Das ist gleich. Du hast für uns Ausweise angefertigt. Das ist mehr als ein Parteibuch. Auf den Bahnhöfen kommen aufständische Matrosen von Kiel und Wilhelmshaven an. Freu dich doch, Hein! Endlich geschieht was, und du kannst dich ruhig auf der Straße zeigen."

Eva Strittmatter

WIE MAN LEBEN SOLL

Erinnere ich mich recht, war das im Jahre fünfundfünfzig. Die Vorgänge sind verjährt. Man wird mir keine „Verletzung des Jury-Geheimnisses“ vorwerfen können, wenn ich erzähle, daß es in dem Kreis, der über Preise für Kinderliteratur berät, zum Streit kam. Der Streit entstand um eines der schönsten Bücher, die in den letzten zehn Jahren bei uns erschienen sind, um Ludwig Renns Erzählung „Neger Nobi“. Was damals geschah, charakterisierte das Verhältnis von Theorie und Kunstpraxis recht gut. Einigen Freunden, die zwar seit Jahren für die Entwicklung der Kinderliteratur wirken und die imstande waren, eine Skala von Merkmalen für diese neue Kinderliteratur zu nennen, war Renns Märchenerzählung unheimlich: Sie konnten die Geschichte mit ihrem Vorstellungsschema nicht in Einklang bringen. „Und wo ist hier das Neue? Dies Buch spielt unter Negern, wie sollen unsere Kinder daraus Lehren für ihr Verhalten in der sozialistischen Umwelt ziehen können? In diesem Buch geschehen Wunder. Wo bleiben Realismus und Aktualität?“ Es kam so weit, daß Renns poetisches, makelloses Buch mit einer kleinbürgerlichen Idylle abwertend verglichen wurde, die von den Nobi-Gegnern für den in Frage stehenden Preis empfohlen worden war. Das war die Geschichte von einer arbeitenden Frau und ihrem Kinde, welches immer so einsam war, weil seine Mutter Geld für Sessel und häusliche Gemütlichkeit verdienen mußte. In der Kinderliteratur ist sentimentale Selbstgenügsamkeit, die mit ein wenig Fortschritt aufgeputzt wird, besonders abscheuerregend. Solche Bücher verderben nicht nur den literarischen Geschmack der Kinder; sie betrügen ihre Leser, weil sie deren Sehnsucht, von bedeutenden Taten zu erfahren, nicht erfüllen. Sie betrügen, weil sie nicht zeigen, wie man leben soll.

Natürlich waren die Widersacher von Renns Buch der Meinung, daß eben jene Geschichte von Mutter, Kind und Schwierigkeiten den Lesern verraten würde, wie man sich verhalten muß: man soll nicht ausreißen, man soll die Eltern verstehen, auch wenn sie ungerecht sind, und auch die Eltern sollen die Kinder verstehen und sich mehr um sie kümmern. Hatten die Anwälte jenes Buches nicht recht? Es spielte in der Gegenwart, hier, heut, bei uns; Merkmale dafür gab es genug. Pionierorganisation, Volkspolizei, Volkseigener Betrieb, Gewerkschaft, Kaderleiter waren genannt in der Ge-

schichte. Und dennoch hätte sie genausogut in der Weimarer Zeit oder sogar in Nazideutschland spielen können. Gab es früher keine alleinstehenden Frauen, die arbeiten mußten, deren Kinder sich selbst überlassen waren und vor Einsamkeit auf „dumme Gedanken" kamen? Mühelos ließ sich die zeitlose Fabel herauslösen und die Tendenzlosigkeit nachweisen. Obwohl das Buch in der Gegenwart zu spielen behauptete, war es durchaus nicht aktuell.

Renns „Neger Nobi" dagegen handelte in einer nicht fixierten Zeit, die charakterisiert wird durch Sklavenjagden in Afrika. Der Widerstand gegen die Sklaventreiber bildete die Grundlage der Geschichte, und es ist ein im erfreulichsten Sinne tendenziöses Buch, ein Geschenk für die Erzieher von mehr als einer Kindergeneration; ein Buch, das für unsre Bemühungen um Völkerfreundschaft, gegen Unterdrückung und Rassenhaß höchst schätzbar ist, das aber bleiben wird, wenn diese Weltprobleme eines Tages gelöst sein werden. Sicher ist „Neger Nobi" ein klassisches Werk der Kinderliteratur.

Mit diesen Auseinandersetzungen war die Jury hineingeraten in den Streit um Gegenwart und Aktualität, der auch heute noch (und immer wieder) geführt wird. Wir waren bei dem dialektischen Verhältnis von Theorie und Praxis: Die Forderungen nach einer so und so wirkenden, so und so beschaffenen Kinderliteratur, die vor reichlich zehn Jahren formuliert wurden, hatten ohne Zweifel dazu geführt, daß Ludwig Renn sich entschloß, Bücher für junge Leser zu schreiben. Was er daraus machte, wie er den Appell beantwortete, das mußte jeden, der Interesse an den Kunstgesetzen und Freude an den Kunstgeheimnissen hat, beglücken. (In diesem Punkte unterscheidet sich der Künstler vom Schreibbeflissenen, der bestimmte Leitsätze erläutert.) Renn lieferte die Probe aufs Exempel, er bewies, daß „so was geht". Er zeigte, wie reich die sozialistische Kinderliteratur sein kann, er führte sie mit seinen Romanen und Erzählungen (inzwischen werden es nun fünf) auf Höhen, von denen aus die guten Werke der bürgerlichen Kinderliteratur als unreife Versuche erscheinen müssen. Renn hat mit seinen Büchern Beweise geschaffen für die Behauptung, daß der sozialistische Humanismus die Vollendung der jahrhundertealten humanistischen Ideale ermöglicht. Wie Renn im „Trini" bei seiner Schilderung des mexikanischen Bauernaufstandes an Menschen aus dem Volke zeigt, was Menschenwürde, was menschliches und würdiges Verhalten in Glück und Unglück, bei Sieg und Niederlage ist, das ist bewunderungswürdig. Renns Traditionsbewußtsein bestätigt sich im Kampf für eine neue Menschenwelt. Sein Verdienst, den jungen Lesern Ideale und Beispiele zu geben, die bis ins Kleinste, bis ins Feinste menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns gehen, kann nicht genug gerühmt werden. Ein solches Werk ermutigt alle, die sich auf demselben Wege mühen. Es lehrt aber junge Schriftsteller, Glätte und Gefälligkeit zu meiden, die dem wirklichen Leben fremd sind, die aber alle mittel-

mäßige Literatur beherrschen. In den Kinderbüchern findet sich die Gefälligkeit noch häufig.

Renn hat die Haltung des Historikers, der Tatsachen nicht nur kennt, sondern sie in Zusammenhängen zu beurteilen weiß, dem die Geschichte lebendig ist. Da Renn Erzähler ist, stellt er die Geschichte dar in Geschichten. Er ist ganz Wissenschaftler, was die Gründlichkeit der Kenntnisse betrifft, er ist ganz Künstler, was das Arrangieren der Kenntnisse im Stoff betrifft. Renn zeigt den Schrifststellern, wie nützlich es ist, vieles gründlich zu wissen, ja, daß dieses gründliche Wissen für den Kinderbuchschreiber besonders notwendig ist. Die berüchtigte Anbiederung des Autors an seine Kinder-Leser kommt von dem Mangel an vermittelnswertem Wissen. Kindertümelei entsteht, wenn der Verfasser nichts Wichtiges zu sagen hat, wenn er nicht zeigen kann, wie Menschen heute leben müssen und leben sollen; sie entsteht, wenn einer das selbstgenügsame Kleinbürgerlächeln aufsetzt und sagt: „Wir sind halt alle Menschen". Weil sie Außerordentliches zeigen, weil sie Helden haben, die für die Gesellschaft etwas leisten, sind Renns Bücher so bedeutsam. Deshalb werden sie von vielen jungen Lesern bei uns und auch in andren Ländern geliebt.

Man kann von Renns Werken ableiten, daß es falsch ist, über das „Durchschnittliche", über das „Normalverhalten" zu schreiben. Das pädagogische Musterkind, dem außerordentliche Taten verboten sind, weil sie seine Gesundheit und die Bewältigung des Lernpensums gefährden könnten, ist kein Held für die Kinderliteratur. Gefällige Geschichten über kleine Gegenstände des Alltagslebens können vielleicht das Unterhaltungs- und Spannungsbedürfnis der Kinder befriedigen, aber sie können ihnen keine Ideale geben, sie können das Streben der Kinder, für die Gesellschaft einmal Großes leisten zu wollen, nicht verstärken helfen. Man kommt nicht umhin nachzudenken, wieso die klassischen Kinderbücher meistens erwachsene Helden oder ins Erwachsenenalter übergehende Helden haben. Die Kinderliteratur kann, wenn sie wirklich Beispiele von Lebensbewältigung geben will, nicht nur beim kindlichen Helden bleiben. In Renns Büchern vollzieht sich immer der Reifeprozeß, das Hineinwachsen ins Leben der Gesellschaft, das Übernehmen und Umsetzen von Verantwortung. Trini kämpft früh mit den aufständischen Bauern Mexikos; als er ein Junge ist, ist er ein Held, weil er seine Aufgabe als Bote und Späher der Bauernarmee mit Hingabe erfüllt. Er wird älter, seine Leistungen werden bedeutender. Die Kinder sehen: es fängt damit an, daß man seine ersten Pflichten gegenüber der Gesellschaft erfüllt. (Sie versthen aber auch, daß sie von den Erwachsenen nicht immer richtig und würdig behandelt werden. Renn zeigt der Gesellschaft, daß es falsch ist, die Kinder zu „beschäftigen", anstatt ihnen Aufgaben zu stellen, deren soziale Funktion offensichtlich ist.) Wie im „Trini" ist es in Renns an-

deren Büchern; in dem schon für kleine Kinder verständlichen Märchen vom Neger Nobi, dem guten Helden, der die Sklavenjäger vertreibt; so ist es in den Büchern über „Herniu", die jene oft dargestellten Kämpfe zwischen Germanen und Römern endlich in ihrer historischen Widersprüchlichkeit schildern. Diese Bücher werden für den jungen Leser durch die Gestalt Hernius faszinierend. Herniu unterstützt von seiner Kindheit an die Befreiungsversuche der Germanen mit den ihm möglichen Mitteln. Was er braucht für sein eigenes Leben, lernt der junge Leser auch hier: daß der Mensch sich bemühen muß, im Leben der Gesellschaft als Kraft zu wirken, daß er sich als Teil des Ganzen fühlen muß, der für die Entwicklung des Ganzen verantwortlich ist. Die gleiche Tendenz hat Renns neues Buch über die revolutionären Kämpfe von 1918, ein Werk, dessen liebenswürdige Helden einem erst entgegenkommen, wenn man sich auf den Erzähler einstellt, wie es kindliche Leser tun; das will sagen, wenn man die Verbildung des professionellen Lesers vergißt.

Mir scheint, Renns Bücher sind auf besondere Weise realistisch. Sie haben mehr „Natur", sie stehen der Wirklichkeit näher als die Werke mancher anderer Autoren unserer Zeit. Renn ist eher Schöpfer als mancher „Erfinder" in unserer Literatur. Gleichmütigkeit und Humor, Gesetzeskenntnis und Menschenfreundlichkeit lassen ihn seine Welt schaffen, eine Welt, die sehr sichtbar zur endlichen Ordnung der irdischen Angelegenheiten hinstrebt. Renn ist der große Optimist, der gute Lehrer, der nicht durch Wissen einschüchtert, sondern durch den Zauber seiner Persönlichkeit wirkt.

Karl Mundstock

EDE ZIEHT IN NEUE ABENTEUER

Die Vorgeschichte

Wenn ihr „Ali und die Bande vom Lauseplatz“ kennt, erinnert ihr euch sicher an Onkel Arthur. Er war Edes Vater und Schlossermeister in der Manteuffelstraße im Südosten von Berlin. Edes Mutter habt ihr dann auch nicht vergessen. Onkel Arthur ist mal ’n fröhlicher Handwerksbursche gewesen. Aber er hat das eheliche Kreuz auf sich genommen und in einen Schlosserladen mit ’ner Werkstatt und ’ner eisernen Registrierkasse reingeheiratet. Von da an war er was Besseres. „Daß du dich nicht mehr von Kreti und Pleti duzen läßt!“ mäkelte sein Ehekreuz an ihm herum. Kreti und Pleti ist wohl Lateinisch und ’n Schimpfwort. So vornehm war die Alte, daß sie ’n deutschen Unflat nicht auf die Zunge nahm, nur ’n ausländischen. Aber an den kaputten Kochtöpfen und Schlössern von Kreti und Pleti wurden die beiden reich. Von früh bis spät scharwerkte der Meister in dem Kabuff, was seine Werkstatt war, an ihnen herum. Oder er stieg mit seiner Werkzeugtasche treppauf, treppab durch die Hinterhäuser, wo Kreti und Pleti wohnten und die entzweigegangenen Geräte noch mal und noch mal geflickt werden mußten. Für Hausreparaturen war Onkel Arthur sofort zu haben. Dabei konnte er einen Teil der Einnahme beiseite stecken, um sich den Metallstaub mit Bier runterzuspülen. Wehe, er spülte zuviel! „Arthur, hauch mich an“, befahl dann sein Ehekreuz daheim. „Aha, du hast Zwiebeln und Kaffeebohnen gekaut. Aber du riechst trotzdem abscheulich nach Schmu! Schämst du dich nicht, unser sauer verdientes Geld in die Budike zu tragen?“ Und ihre langen Finger stöberten in seinen Taschen, bis die Registrierkasse den letzten Schmu-Pfennig geschnappt hatte. Manchmal torkelte Onkel Arthur mit einem Affen nach Haus. Dann schimpfte sie ihn Erbschleicher und goß einen Kübel hohntriefender Redensarten über ihn aus. Denn das Geschäft gehörte ihr. Er hatte gar nichts zu sagen. Hatte von der Werkstatt nur die Plackerei und von der Registrierkasse die Musik. Hinten in seinem Kabuff lauschte er auf das Schnarren und Rasseln des Zählmechanismus – plärr! war die Geldkassette zurückgeschnappt. Den Schlüssel bewahrte das Ehekreuz an einer Kette um den Hals, wie andre Frauen ein silbernes Herzchen oder einen Schmuckstein.

Nicht einmal beim Waschen legte Edes Mutter die Kette ab. Um die Re-

gistrierkasse aufzuschließen, mußte sie sich vor ihr hinknien. Durch einen Riß in der Jalousie wollen Leute beobachtet haben, daß sie vor dem Eisending die Hände faltete. Sie preßte die magere Brust gegen das leblose kalte Metall. So was von Geiz Ausgedörrtes wie die Alte hat es vorher noch nie gegeben. Die Registrierkasse war für sie der liebe Gott. Wenn ihr in ihrem Laden fürn Groschen Soldatennägel oder fürn Sechser Blaupinnen hättet kaufen müssen und wärt wie ich damals 'n Dreikäsehoch von zehn Jahren gewesen, es hätt euch auch gegruselt. Steif wie 'ne Bohnenstange stand sie hinterm Ladentisch, stemmte die Hände in die Seiten und sah wahrhaftig aus wie 'n hölzernes Kreuz. Ihre Augen sind auf einen zugekrochen. Dabei versuchte sie zu lächeln. Aber in ihrem Geiz trank sie das Essigwasser ohne Zucker, und danach sah ihr Lächeln aus. Geschüttelt hat's mich. Zu Hause hab ich geheult, daß ich in den Laden der Ollen nicht mehr reingehn will. Vater hat gesagt, daß die Tüte Blaupinnen bei ihr 'n Pfennig billiger ist, und hat mich ausgelacht.

Wenn sie auf 'ne Gesellschaft von der Bonbonwitwe oder von Margarine-Hoffmanns ging, hättet ihr sie nicht wiedererkannt. Dann stolzierte sie in rotem Samt. Vorn und hinten hatte sie was, das sonst an ihr nicht dran war, und Vater meinte, sie lasse sich die Kleider beim Polsterer machen. Es hat nicht viel geholfen. Die Kledasche hing an ihr wie von 'nem Bügel runter. Auf ihrem Rücken baumelten die Schnauzen von zwei schwarzen Bestien mit weißen Haarspitzen. Vorn bammelten die Schwänze wie Staubwedel. Die toten Tiere waren Silberfüchse und kosteten soviel, wie Vater in einem halben Jahr verdiente. Deshalb sagte er, die Olle hänge sich ihr Vermögen auf den Allerwertesten – bloß daß er ein anderes Wort gebrauchte. Onkel Arthurn machte sie auch fein. Er steckte in 'nem Ding, das hieß Schmoking, und kam nicht raus. An den Füßen trug er Lackschuhe mit Hühneraugen. Er sah gar nicht so aus, als ob er gern auf Gesellschaft ging.

Die andern feinen Leute an der Tafel der Bonbonwitwe waren noch feiner. So fein waren sie, daß es nicht auszustehen war. Sie haben es Onkel Arthur spüren lassen, daß sein Sohn ein mißratener Sprößling war. Einen höllischen Spaß haben sie daran gehabt, Edes Heldentaten – die sie natürlich Missetaten nannten – immer wieder aufzurühren und den Eltern mit falschen Trostworten das Herz aufzureißen. Diese Scheinheiligen! Ihr wißt ja, Ede ist mal in der Pennälerclique der Hochpieper vom Mariannenplatz gewesen. Er ist zur Siouxclique der Arbeiterjungs aus der Manteuffelstraße gegangen. Zu Hause haben sie ihn mit Hunger, Arrest und Prügel kleinkriegen wollen. Er ist ausgerückt und hat wie ein Mann gekämpft. Zerrauft und abgerissen haben sie ihn nach Hause zurückgebracht. Da war er schon berühmt im ganzen Viertel. Edes Mutter hat gezetert, die Schande überlebte sie nicht, und ist von einer Ohnmacht in die andre gefallen. Aber wenn Ede

annahm, jetzt ist es aus mit ihr, ist sie aufgewacht und war lebendiger als je mit dem Latschen auf seinem Nackten. Onkel Arthur hat gestöhnt, er sei ein geschlagener Mann. Das stimmte aber nicht, verhaun wurde Ede. Der war Partisan geworden, wie ihr wißt, und hat kein bißchen geweint und ihnen gesagt, er wird wieder und wieder ausrücken. Und das Geschäft mit der Registrierkasse sollten sie seinen Schwestern geben, er verweigere die Erbschaft. Lieber wolle er Kohlen tragen oder Straße fegen, howgh.

In der Nacht hat er dann das Gesicht ins Kopfkissen gesteckt und heimlich geweint. Warum war seine Mutter nicht wie die Mütter andrer Jungs?

Während sein Ehekreuz sich die Arme lahm prügelte, ist Onkel Arthur auf und ab gelaufen und hat gebrütet, wie er seinem Sprößling mit List beikommen könnte. Die Alte hat gerade wieder den Latschen vom Fuß, da steht er mit einem Ruck und brüllt sie an: „Hör auf, blöde Gans!" So was hat sie von ihm noch nie gehört. Der Latschen fiel ihr aus der Hand, sie knixte aufs Sofa, ihr Mund klappte auf und nicht wieder zu. Ede flitzte aus dem Zimmer. Blitzschnell hatte er noch den Latschen mit einem Stoß bis an die Wand unter das Sofa befördert.

Zum ersten Mal in seiner Ehe setzte sich Onkel Arthur gegen sein Ehekreuz durch. „Mit deiner ewigen Prügelei und Keiferei erreichst du gar nichts", fuhr er sie an. „Wir müssen den Bengel ans Heim fesseln. Er soll Spielzeug haben, soviel er begehrt. Greif in die Kasse, marsch!"

Ede hatte zwei Schwestern, die wurden in eine abgelegene, bisher mit Gerümpel gefüllte Stube umquartiert. Er erhielt das Balkonzimmer für sich allein. Nach Herzenslust durfte er spielen und basteln und sich Klassenkameraden einladen. Zu Weihnachten wurde er mit einem Kasperletheater beschert. Es war so groß, daß er beim Aufführen der Stücke, die er selbst verfaßte, aufrecht stehen konnte. Außen war ein schwarzer Vorhang, und vor der Bühne extra noch einer aus meergrüner Seide, der ließ sich nach links und rechts zurückziehen wie in einem richtigen Theater. In der Puppenkiste waren so viele Figuren, daß Ede kein Ende fand, neue Stücke zu erfinden. Das Beste kam am Schluß der Bescherung. Die Eltern hielten einen funkelnagelneuen Hundertmarkschein hoch und sagten, den legten sie für die Geburtstagsfeier zurück. Sie versprachen eine Wanderausrüstung mit einem Zelt, das viel schöner sein sollte als Alis. Ede mußte nur zwei Bedingungen erfüllen: Fleißig lernen und keine Streiche aushecken. Für Ede stand fest, die Wanderausrüstung gehörte ihm schon.

Am dritten Schultag nach den Ferien war Oberstudienrat Mücke bis in die Eingeweide erschüttert. So bitter es war, er mußte sich beim frechsten Flegel seiner Klasse entschuldigen. Er hatte Ede zu Unrecht verprügelt. Eine Woche später war es so weit mit ihm, daß er an sich selber irre wurde. Der faulste Lümmel der Quarta mußte ein Lob eingetragen bekommen. Das

war eine Sensation. Dem Pauker wurde es unheimlich. Er witterte Unheil und bebte in seinem Innern vor einem Skandal ohnegleichen. In Mückes Gehirn konnte nur der Plan zu einer neuen, alles übertreffenden Schandtat der Grund für Edes Artigkeit sein.

Ede ahnte nichts von den Seelenqualen seines Klassenlehrers. Sein größter Streich – so sah er es selber – war sein Aprilzeugnis. Es fehlte nicht viel und er hätte den Primus entthront! Sieben Lobe, lauter Einsen und Zweien und nur eine Drei, in Musik, brachte er nach Hause. Als zweitbester Schüler wurde er in die Untertertia versetzt. Bei der alljährlichen Schulfeier in der Aula wurde er als Leuchte des Fleißes auf das Podium gerufen. Er war ein Musterbeispiel dafür, auf welche Höhen der innere Wandel einen Schüler führen kann. In einem halben Jahr von der letzten Bank auf die erste! Das sollte ihm mal einer nachmachen! Wenn er wollte, konnte er, das hatte er bewiesen!

Weder Onkel Arthur noch sein Ehekreuz hatten einen solch triumphalen Erfolg ihrer List erwartet. Wohl oder übel mußten sie den Hunderter herausrücken. An Edes Geburtstag im schönen Monat Mai stand das Zelt aufgebaut im Balkonzimmer und lockte zur Fahrt. Es war aus einem Stück, nicht aus einzelnen Bahnen wie das von Ali. Ein Rucksack, eine Decke und eine Garnitur Kochgeschirre lagen auch auf dem Gabentisch. Ede durfte das Zelt aufbauen und abbauen und reinkriechen und rauskriechen, soviel es ihm Spaß machte. Er konnte seine Schulfreunde einladen, und die durften in dem Zelt mitspielen – oben im Zimmer. Wenn er Ali traf und mit seinem viel schöneren Zelt prahlen wollte, sagte der nur: „Ein Zelt in der Stube, das ist aber was, pöh." Solch ein Wort, das sitzt wie ein Angelhaken im Fleisch: Je mehr man dran zieht, um so tiefer schmerzt es. Und Ali spann mit seiner Sophie schon tolle Pläne, wohin sie mit ihrem Zelt in den großen Ferien tippeln würden. „Tippeln" war sein Lieblingswort, er gebrauchte es in jedem zweiten Satz. Bitter ist es Ede aufgestoßen, daß ein Zelt in einer Stube gar nichts wert ist. Das Spiel mit dem Kasperletheater hat ihn auch nicht mehr ausgefüllt. Er war es überdrüssig, für sich allein nach immer neuen Möglichkeiten von Schatzsuche, Zauberei, Kampf mit Krokodilen, Überfällen auf Reisende und Befreiungen verwunschener Prinzessinnen zu suchen, Von den hochnäsigen Mitschülern des Gymnasiums wollte er keinen mehr bei sich sehen. Ja, wenn er seine Freunde aus der Manteuffelstraße hätte mit hinaufbringen dürfen! Aber daran war nicht zu denken. Ali hätte eine Menge neuer Stücke erfunden. Mit seiner Phantasie knobelte er stets was Funkelnagelneues und Einmaliges aus.

Das Verhältnis zwischen den Eltern ging auch in die Brüche. Sie zankten hinter geschlossenen Türen und Fenstern um Mark und Pfennig. Zwar dämpften sie die Stimmen, aber einzelne Wutausbrüche rissen Ede aus dem Schlaf.

Er sann wieder darauf, durchzubrennen. Onkel Arthur ließ sich nicht mehr bevormunden. Immer häufiger kam er mit einem Rausch nach Hause. Dann keifte die Mutter, er grölte zurück, eine Vase zerschellte an der Wand, oder der Vater schrie „au verflucht!" wenn sie ihn getroffen hatte. Ede fuhr aus dem Schlaf hoch. Mit klopfendem Herzen lauschte er auf das Stampfen und Keuchen, wenn die Eltern miteinander rangen. „Ach, lieber jeden Tag Kartoffelsuppe und trockne Kanten als so'n reiches Hundeleben", seufzte er. Wenn man sich seine Eltern doch aussuchen könnte! Er würde die von Ali genommen haben. Ede war entschlossen, auszurücken. Doch wollte er es diesmal schlauer anstellen als die letzten Male. Die Eltern durften nichts argwöhnen. Er wollte ihren Streit ausnützen und sie gegeneinander ausspielen. Einer von beiden würde dem andern zum Ärger ihm bestimmt erlauben, zelten zu fahren. War er erst einmal draußen, so würden Ali und seine Jungs schon dafür sorgen, daß die Alten ihn nie wieder sahen.

Der redselige Ede bestürmte die Eltern unermüdlich mit seinem Herzenswunsch, auf Fahrt gehen zu dürfen, ohne daß der eine es vom andern wußte. „Junge, laß das Muttern nicht hören!" oder „Sei froh, daß ich das Vatern nicht sage!" waren ihre Antworten. Sie hatten kein Verständnis dafür, daß ein Junge mit einem Zelt auch zelten muß. Dabei wollte er es nur einmal, eine einzige Nacht, ganz in der Nähe!

Die Ferien rückten näher, Alis Pläne wurden immer verführerischer, und Ede hatte weder Vater noch Mutter erweichen können. Soviel er bat und bettelte, wie sehr er sich daheim und in der Schule auch anstrengte, sie blieben hart. Die Mutter drohte mit dem Vater und der Vater mit der Mutter. Da ging er aufs Ganze und behauptete beiden gegenüber, der andere habe es erlaubt. Er hoffte, daß die Eltern sich tüchtig streiten würden und er ihnen die Erlaubnis zum Zelten doch noch ablistete. Statt dessen nahm der Vater Ede bei den Ohren und schleifte ihn zur Mutter: „Sag mal, hast du dem Lümmel versprochen . . .?" „Nein, mir liegt er auch damit in den Ohren. Er sagt, du hättest . . .!" Ede sah, wenn es gegen ihn ging, waren die Eltern sich einig. Da konnte er seine Zunge nicht mehr zurückhalten. Er erklärte ihnen, daß die Jungs aus der Manteuffelstraße prima Partisanen seien und er mit ihnen tippeln müsse, und ausrücken wird wieder und wieder. Die Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber Eduard! Fängst du wieder an, Geschichten zu machen? Diesmal kommst du nicht durch. Du hast bewiesen, daß du brav sein kannst, und du bleibst brav. Das fehlte mir noch, mit den Proletenbälgern in ein Zelt kriechen!" Zum Glück nahm der Vater die Worte nicht ernst. Er blickte Ede nur drohend an.

Alle Bravheit hat Ede nichts genutzt. So ist es schlimmer geworden als vorher. Beim Oberstudienrat Mücke hat er angefangen. Wenn der Pauker mittags Stunde hatte, nickte sein Kopf langsam aufs Pult. Während er

schlummerte, mußten die Schüler aus dem Lehrbuch abschreiben. Wer etwas ausließ, dem bleute er das fehlende Stück nachträglich mit dem Rohrstock aufs Fell. Mit Mennige, einem Rostschutzmittel aus der Werkstatt seines Vaters, hat Ede ihm die Glatze scharlachrot gefärbt. Das gab ein Hallo auf dem Schulhof! Mücke sah aus wie der liebe Gott mit Stehkragen. Danach kam die Englisch-Miß an die Reihe. Sie gab in Edes Klasse Englisch-Unterricht und war eine Engländerin. Wie sie ihre Sandwitsches, was Stullen sind, in die Schublade legen will, flitzen lauter weiße Mäuse raus und überall rum, auf die Sandwitsches und auf ihren Dutt. Sie hat geschrien und ist aus der Klasse gerannt, und alle sind hinter ihr her. Ein paar Tage später ist Ede so früh wie noch nie zur Schule und ist langsam wieder zurück und hat zu den nächsten, die kamen, „Hitzeferien" gesagt. Im Nu hat es sich rumgesprochen. Der Direktor hat mit den Lehrern auf dem Schulhof gestanden und sich ununterbrochen mit seinem Taschentuch den strömenden Schweiß der Aufregung abgewischt. Da kommt Ede, hat einen Schal um die Backen und stöhnt „au-au-au". Wegen furchtbarer Zahnschmerzen hat er sich verspätet. Nun war er der einzige Schüler und die Unschuld in Person. Der Direktor hat Ede an die Brust gedrückt, und seine Jacke hat so nach Tabak gestunken, daß Ede die Tränen aus den Augen geschossen sind. So war die Geschichte echt, und Ede hat ein Lob eingetragen gekriegt. Es ist aber alles rausgekommen. Die Eltern haben Ede eingesperrt. Doch auf dem Schulweg hat er Ali immer heimlich getroffen und mit ihm das Weitere verabredet. Den Rucksack mit Zelt und Decke und Kochtopf haben die Eltern in den Spielzeugschrank weggeschlossen und den Schlüssel abgezogen. Abends nahmen sie Edes Kleidung mit in ihr Schlafzimmer. Sie kannten ihren Sohn. An alles haben sie aber auch nicht denken können. Nach wie vor stellte Onkel Arthur abends, wenn er von seinen Hausreparaturen oder Zechgelagen nach Hause kam, die Werkzeugtasche auf dem Korridor ab. Ede hat den Morgen, an dem es auf Fahrt gehen sollte, kaum abwarten können – endlich war er da. Mit dem Werkzeug aus der Tasche hat der Sprößling des Schlossermeisters den Spielzeugschrank beinahe lautlos geöffnet. Die Wanderausrüstung hat er gehabt, aber keine Kleidung für sich! Den schwarzen Vorhang vom Kasperletheater und noch ein paar Kleinigkeiten hieß er mitgehen. Aber der Vorhang reichte höchstens für eine dreieckige Badehose. Ins Schlafzimmer seiner Eltern traute er sich nicht: jeden Augenblick hätte einer aufwachen können.

Von der Balkontür hat Ede die Angeln abgeschraubt und die Türflügel beiseitegestellt. Im Nachthemd ist er raus. Das Hemd war schön lang zum Hineinwachsen und blütenweiß. Ihr hättet geglaubt, der Heilige Geist steigt über die Balkonbrüstung. Zischende Ratte brüllte los: „Hilfe, ein Gespenst!" Da hatte Ede seinen Spitznamen weg.

Unten warteten sie schon. Nur Ali war nicht dabei. Er besaß die Land-

karten, den Kompaß und das zweite Zelt. „Was fangen wir an ohne ihn?" fragte Kutti Schielauge, und Emil Stupsnase seufzte: „Unsre schöne Fahrt fällt ins Wasser."

Es geht los

„Mama, Mama! Der Klecker wingelt!"

„Junge, mit deinen Verdrehungen! Wie spät ist es denn? Halb vier! Bist du nicht gescheit? Den Wecker um anderthalb Stunden vorzustellen."

„Man muß immer 'n Ende früher auf dem Bahnhof sein. 's kann was passieren."

„Gib Ruhe, Ali. Was soll denn passieren können?"

„Zischende Ratte hat gesehn, wie 'n Wagen brannte. Gleich haben sie die andern Wagen weggezogen. Braucht bloß der Bahnhof zu brennen, dann lassen sie die Züge früher los."

„Was für einen Unsinn du dir immer ausdenkst! Schlaf noch eine Stunde."

Die Mutter wollte Ali am Hemdzipfel erwischen. Es war zu spät. Der Junge sprang barfüßig in die Küche. Seine Nase schnupperte. Nanu, roch es nicht nach Kuchen? Wasser platschte. Brummelnd näherte sich Mutter mit einem Scheuerlappen. Er nahm ihn ihr aus der Hand.

„Ich wische schon auf. Meine Schmullen stiere ich auch selber. Leg dich ruhig hin, bis Vater von der Nachtschicht kommt."

Er wrang den Lappen aus und wollte zum Brot greifen. Sie hielt seine Hand fest. „Schämst du dich nicht? Die Küche schwimmt, so pantschst du herum, aber die Hände waschen – i wo! Unter den Fingernägeln kannst du Radieschen züchten. Mit solchen Krallen gehst du nicht auf Fahrt! Hier sind Bürste und Scheuerpulver, fix, erst mal wirst du die Wände haschen – Himmelherrgott, jetzt hat der Bengel auch mich mit seinen Verdrehungen angesteckt!"

Mutter setzte den Suppentopf auf den Gaskocher. Auf Alis Gesicht zeichnete sich Enttäuschung ab. Also war das, was seine Nase geschnuppert hatte, kein Kuchen? Während die Suppe brodelte, kleidete die Mutter sich an. Ali erschrak: Wollte sie ihn wie einen kleinen Jungen zum Bahnhof bringen? Immerfort brummelnd, zog sie sich weiter an. Schon schlüpfte sie in die Schuhe. Nun war kein Zweifel mehr. Sie bekam es fertig, ihn vor den andern lächerlich zu machen.

Während Alis Nase dem Kuchenduft noch immer nachschnupperte, huschten seine Blicke umher. Sie blieben am Schlüsselbrett hängen. Ohne abzuschließen, würde Mutter die Wohnung nie verlassen. Aber er konnte und konnte nicht an die Schlüssel gelangen. Unausgesetzt fuhrwerkte Mutter in der Küche, obwohl er ihr gesagt hatte, er wolle sich seine Stullen selber

schmieren. Sie mißtraute ihm, seitdem er einmal ein Weißbrot der Länge nach aufgeschnitten und das Pflaumenmus mit dem Löffel draufgekleckst hatte.

Er spähte zu ihr hinüber. Ah, Schmalz und Landleberwurst! Sie fuhr herum. „Guckst du mir wieder auf die Finger, Lümmel? Kannst auch Beamtenziehwurst haben, brauchst es bloß zu sagen." Die billige Braunschweiger wurde von den Beamtenfrauen in der Woche vor der Gehaltszahlung wie Gummilösung in die Länge gezogen, daher hatte sie ihren Namen.

Mutter füllte Alis Teller bis zum Rand. Sie legte ihm zwei Scheiben Brot zum Einbrocken hin. „Schling nicht so", wollte sie ihn mahnen, da kratzte er schon am Boden des Tellers. Seufzend füllte sie nach. In den paar Sekunden, wo sie am Herd stand, hatte er rasch am Brot gesäbelt. „Mußt du solche Kloben schneiden?" jammerte sie. „Wie du das Brot wieder zugerichtet hast! Du frißt uns noch die Haare vom Kopf."

Sie ging in die Stube ihr Umschlagetuch holen. Ali schlüpfte zum Schlüsselbrett, nahm vorsichtig die Wohnungsschlüssel ab, steckte sie in den Nähkasten, schlüpfte an seinen Platz zurück und war gerade dabei, den Teller abzulecken, als Mutter zurückkam. Er hing sich den am Vorabend gepackten Rucksack um. „Du willst schon fort?" fragte Mutter. „Euer Zug fährt doch erst um sechs!" „Ich komme schon zu spät", murrte er, „wir haben uns zu viertel fünf verabredet." Daß Ede durchbrennen wollte und sie sich seinetwegen so früh trafen, brauchte sie nicht zu erfahren. Zweifellos war sie die beste aller Mütter, aber von Jungsangelegenheiten verstand sie nichts.

„Nanu?" murmelte sie, „sag mal, weißt du nicht, wo meine Schlüssel hingeraten sein können?" „Hängen sie nicht am Schlüsselbrett?" fragte er zurück.

Mutter durchwühlte Schürzentasche und Einholetasche. „Mir ist doch so, ich hab sie gestern abend angehängt. Hast du mir keinen Streich gespielt, Junge?" „Aber Mutter", antwortete er entrüstet, „was soll ich denn mit den Schlüsseln, ich fahr doch weg." Sie suchte den Fußboden ab und leuchtete unter den Küchenschrank, wobei sie murmelte: „Ist mir noch nie passiert, daß ich vergessen hab, die Schlüssel anzuhängen. Der Bengel muß mich mit seiner Rucksackpackerei gestern abend durcheinander gebracht haben."

Er trampelte ungeduldig mit den Füßen auf der Stelle. „Mach schnell, Mama, ich muß weg. Kannst weitersuchen, wenn du zurückkommst."

„Kann sein, ich hab sie beim Bäcker liegen gelassen", überlegte sie. „Ich hab sie dort aus der Schürzentasche genommen, um ans Portemonnaie zu gelangen." „Kommst du nun, Mama?" fragte er.

„Ich kann doch die Wohnung nicht unverschlossen lassen", erwiderte sie. „Wie ich dich kenne, wirst du ja nicht weinen, wenn ich hier bleibe." Geduldig ließ er ihre Küsse und Ermahnungen über sich ergehen. Sagte er etwas dazu, dauerte es nur länger. „Na, du kannst es gar nicht erwarten, mich los

zu werden“, schloß sie endlich. Er war schon eine halbe Treppe tiefer, da rief sie ihn zurück. „Was ‘n nun noch?“ brummte er. Sie zog ihn in die Küche. „Beinahe hätt ich‘s vergessen. Das kommt von deiner Drängelei“, schimpfte sie und öffnete die Backröhre des Küchenherdes. Ali gingen die Augen über. Seine Nase hatte richtig geschnuppert. Ein Napfkuchen! „Wo bringen wir den unter?“ fragte Mutter bekümmert. Sie tastete den bis zum Platzen vollen Rucksack ab. „Kleinigkeit“, anwortete Ali, „unterm Fahrtentopf.“ Der eiserne, mit Riemen auf die Rucksackklappe geschnallte Topf war natürlich kein gewöhnlicher Kochtopf mehr.

Unten auf der Straße tat dem Jungen die Mutter leid. Die verlorenen Schlüssel würden ihr keine Ruhe lassen. Wegen nichts ängstigte sie sich. Konnte er ihr nicht helfen? Vor Bäcker Pofahls Laden zögerte er. Schon zuviel Zeit hatte er eingebüßt. Aber sie war eine Mutter, wie‘s keine zweite gab, trotz ihrem Brummeln und den Ermahnungen und Küssen! Ali wühlte lange in der hinteren Rucksacktasche, bis er eine frankierte Postkarte in der Hand hielt. „Mutters Nüssel sind im Schlähkasten, Gruß und Kuß, Ali“, schrieb er auf die Rückseite und schob die Karte unter die Jalousie, die vor der Tür des Bäckerladens heruntergelassen war.

Als Ali den Mariannenplatz erreichte, hatte Ede sich schon umgezogen. Zischende Ratte gab einem Pappkoffer einen Stoß mit dem Fuß. Den hatten seine Pflegeeltern ihm zusätzlich zum Rucksack auch noch vollgestopft und aufgebürdet. Er hatte sich mit Ede die Kleidung geteilt und war nun von dem Ding befreit.

Ede besaß für die Fahrt an Geld nur eine Sparbüchse mit Pfennigen. Ali dagegen trug außer den für Bahnfahrt und Verpflegung berechneten Groschen und Markstücken einen ganzen Zehnmarkschein in einem Lederbeutel auf der Brust. „Den rührst du nur im Notfall an“, hatte der Vater gestern abend gesagt, als er ihn herausrückte. Wieviel Päckchen Tabak mochte er nicht geraucht, wieviele Glas Bier nicht getrunken haben! Am reichsten war Zischende Ratte. Sein Portemonnaie war voll, und er besaß eine silberne Taschenuhr mit einem Schlüssel zum Aufziehen.

Die Heidekrautbahn

Die Wägelchen des Zuges besaßen Perrons und waren durch eiserne Laufstege verbunden. Unsere Tippelbrüder stiegen hinten ein und kamen vorn wieder heraus. Ein Eisenbahnner stopfte sie in ein Nichtraucherabteil der Holzklasse, in der die Sitzbänke rechtwinklig waren zum Martern der Reisenden, die kein Geld für bessere Plätze hatten. Der Eisenbahner hatte gerade erst die Nasenspitze ins Diensthäuschen getaucht, da quetschten die

Jungen sich auf den Perron. Nur Sophie blieb im Abteil, drückte sich in eine Ecke und vertiefte sich in die Abenteuer des jugendlichen Helden Jim Hawkins, der in einer Apfeltonne steckte und Piraten belauschte.

Ein Lokomotivchen kam herangepufft. Sofort liefen die Jungen nach vorn, um fachmännisch zu begutachten, ob die Lok in Ordnung sei. „Die soll uns ziehn?“ fragte Ede. „Das Vehikel haben sie aus ‘m Museum geholt“, meinte Kutti Schielauge, und sein Kumpan Emil argwöhnte: „Bergauf werden wir schieben müssen.“

Unsre Helden waren viel zu früh eingetroffen. Zischende Ratte zog alle paar Minuten seine Taschenuhr, um festzustellen, daß die Bahnhofsuhr nachging. Sein Chronometer zeige die richtige Zeit an. Klar, es war ja aus Silber. Bestimmt fuhr der Zug zu spät ab und blieb an der nächsten Steigung hängen. Fünf Jungenköpfe schossen zugleich aus dem Fenster in der Hoffnung, daß sich der Zug nach Zischende Rattes genauer Zeit richten würde. Sophie merkte hinter ihrem Buch nichts von der Aufregung. Der Piratenhäuptling John Silver pochte eben an die Tonne, in der Jim Hawkins steckte, und sagte: „Gib mir mal ‘nen Apfel, Dick.“

Einmal war es auch nach der Bahnhofsuhr soweit, daß der Zug abfahren mußte. Doch der Mann mit der Kelle ließ sich noch immer nicht blicken. Die Augen der Jungen folgten dem großen Zeiger, der mit grausam berechneter Langsamkeit von Zeit zu Zeit ein winziges Stückchen weitersprang. Endlich erschien der Mann, auf den die Jungen ungeduldig warteten. Doch was tat er? Klemmte die Kelle unter den Arm, schritt gemächlich nach vorn und verstrickte sich in einen langen Schwatz mit dem Schaffner, ehe er das Signal zur Abfahrt gab.

Bimmelnd und qualmend wand sich der Zug durch Felder und Gemüsegärten. Sophie in ihrer Ecke merkte nicht, wie es um sie herum still und leer wurde. Ihre Augen glänzten, die Wangen glühten; allein im Abteil, wäre sie bis zur Endstation gereist.

Da kamen die Jungen zurück, mit Ruß beschneit, geschoben von den Armen des Schaffners, der eine Knipszange am Lederband vor dem Bauch hängen hatte und Löcher in die Fahrkarten zwickte. Er zwirbelte seinen Schnauzbart, langte ein eingerahmtes Blatt von der Wand, machte „äh hm“ und legte los: „Paragraph sieben: Der Aufenthalt auf der Plattform während der Fahrt ist nicht gestattet. Kinder dürfen die Plattform nur in Begleitung Erwachsener betreten. Paragraph elf: Das Aussteigen auf freier Strecke ist untersagt. Bei unvorhergesehenen Aufenthalten ist den Anordnungen des Personals Folge zu leisten. Paragraph neunzehn: Es ist streng verboten, während der Fahrt Obst zu pflücken oder die auf den Wiesen grasenden Kühe zu beunruhigen. Eltern haften für ihre Kinder.“

Der Schnauzbart machte wieder „äh hm“, hing das Blatt an seinen Platz

zurück, zwirbelte die Bartspitzen und fuhr fort: „Hört mal her, Kinder. Zum Beispiel, äh hm, kann ein Bauernwagen das Läutesignal überhören und vor uns die Gleise überqueren. Wir müssen scharf bremsen und, äh hm, ihr liegt auf der Nase. Also, hm, habt ihr auf dem Perron nichts zu suchen. Unterlaßt gefälligst das Auf- und Abspringen während der Fahrt. Auf gerader Strecke, hm, erhält der Zug eine höhere Geschwindigkeit, zum Beispiel. Ihr kommt unter die Räder, äh hm."

„Ob man mal?" fragte Ede, als der Schnauzbart verschwunden war. Erst durch seine Paragraphen waren die Tippelbrüder aufmerksam gemacht worden auf die reifen Früchte, die im dunklen Grün der vorübergleitenden Bäume leuchteten. Kutti schielte an der Lok vorbei. „Die kann nicht schneller, die hat den asthmatischen Keuchhusten", meinte er. Aber Emil Stupsnase bedachte: „Was meinste, wenn die Rückenwind kriegt!" Da hielt das Bähnlein auf freier Strecke. In dem Augenblick atmete Sophie auf. John Silver hatte sich anders besonnen. Er wollte keinen Apfel. Ein Schluck Rum war ihm lieber. Aber die Gefahr war für Jim noch nicht vorbei.

Zwischen den Feldern lief eine junge Frau zur Lokomotive. Als sie die Eisenstange emporklomm, leuchteten ihre nackten Arme und Beine goldbraun, und Zischende Ratte meinte: „Wenn wir nach Hause kommen, sehen wir auch so aus, wie Indianer." Der Lokführer nahm ihr einen Essenkorb ab. Sein schwarzes Gesicht beugte sich über sie. Er drückte ihr einen Kuß auf. Wo er sie am Oberarm festgehalten hatte, hinterließ seine Hand einen schwarzen Abdruck auf der sonnengebräunten Haut. „Paßt auf, wir werden noch viel brauner", behauptete Zischende Ratte, „wie die Mulatten." Die Dampfpfeife schrillte. Das war das Signal zur Weiterfahrt. Als Ede es hörte, stand er balancierend auf dem Ast eines Baumes und pflückte. Er ließ eine Mütze voll Kirschen fallen. Ali fing sie auf, reichte sie zum Perron hinauf und schwang sich auf das Trittbrett. Ede sprang auf den Feldrain, flitzte quer über einen Kartoffelacker, griff nach Alis entgegengestreckten Händen und wollte aufspringen, da schnappte die Frau des Lokführers ihn am Hosenbund.

Der Zug hatte sich in einer Schlangenlinie durch Vororte aus Berlin herausgewunden. Gerade Strecke lag vor ihm. Er schnaufte und prustete drauflos, um die vergeudete Zeit aufzuholen. Anfangs hielt Ede das Tempo mit. Bald wurde er jedoch kleiner und kleiner und war zuletzt nur noch daumengroß auf dem Pfad neben dem Gleis zu sehen.

Sophies Held erlauschte in der Apfeltonne währenddem die Mordpläne der Piraten, und dem Mädel lief ein Schauer nach dem andern über den Rücken, als sie rufen hörte: „Pfui Teufel, die sind ja sauer!" „Wer, die Äpfel?" fragte sie und schoß hoch. Sie sah Zischende Ratte das Gesicht verziehen. „Wie kommst du 'n auf Äpfel?" fragte er. „Du hast wohl nicht alle

beisammen hier oben?" Er zeigte mit dem Finger auf die Stirn. Ede hatte Schattenmorellen gepflückt. Um diese Zeit waren die Süßkirschen schon von den Bäumen. Sophie war noch wirr vom Lesen, griff in die Mütze und sagte: „Die schmecken prima. Wo habt ihr die gekauft?"

Ali feixte. „Bei Klemme und Lange. Da hast du sie. Verputz sie rasch. Auf der nächsten Station müssen wir raus."

„Was ist denn los?"

„Was los ist? Hört euch das an!"

„Warum solln wir 'n jetzt schon aussteigen? Ihr seid ja verrückt geworden."

„Hat man so was schon erlebt? Tust du bloß so, oder hast du wirklich nicht mitgekriegt, was passiert ist?"

Als der Zug hielt und die Tippelbrüder auf den Bahnsteig sprangen, vergrößerte sich der Däumling auf dem Pfad neben dem Gleis zu einem Langstreckenläufer mit schweißglänzenden Pausbacken und fuchtelnden Armen. Ali kletterte auf den Perron zurück. „Schnell, alle wieder rauf", rief er und zog Sophie am Arm. Sie sträubte sich und zeterte: „Warum sollen wir plötzlich wieder einsteigen?" „Rede nicht soviel!" schnauzte er. Der Zug ruckte an. Nur ein paar Meter trennten Ede noch von den Puffern des Schlußwagens. Er gab noch einmal alles her und streckte schon die Arme aus, um das schaukelnde Gestänge des letzten Perrons zu erreichen. „Feste, zieh! Zieh! Noch 'n Stücke!" hörte er seine Fahrtgenossen rufen. Aber er besaß nicht mehr die Kraft, sich auf das Ende des schneller und schneller enteilenden Zuges zu schwingen.

Für Sophie gab es nichts Eiligeres zu tun, als das Buch aus der Rucksacktasche hervorzuholen. Während sie Jims Schicksal weiter verfolgte, stopfte sie eine Kirsche nach der andern in den Mund. Die Kerne warf sie gedankenlos in die saubere neue Mütze. Und wieder rollt das Bähnlein langsamer, quietschen die Räder, ruckeln die Wagen und stehen. „Schönwalde!" ruft der Schaffner. Er steckt seinen Schnauzbart ins Holzklassen-Abteil: „Aussteigen, Herrschaften. Äh hm." Da ist niemand mehr. Die Tippelbrüder sind auf der verkehrten Seite hinaus. Sie stehen auf dem Hof des Stationsgebäudes und spähen in die Richtung, aus der Ede auftauchen muß. Sophie liest den letzten Abschnitt des elften Kapitels der „Schatzinsel", dann seufzt sie erleichtert und steckt das Buch weg. Am liebsten hätte sie sich beiseitegeschlichen und weitergelesen. Noch klopft ihr das Herz im Halse. Wie Jim Hawkins will sie sein! Die Jungs solln noch was erleben! Von wegen Mieke!

Still, wie verlassen, liegt das rote Bahnhofsgebäude in der prallen Julisonne. Ein Hahn mit goldroter Brust und schwarzem Schweif hüpft auf das Vordergestell eines Bauernwagens, äugt zu den lärmenden Tippelbrüdern

hinüber, reckt den Hals, kräht aber nicht, sondern trippelt in den Schatten zu seinen schlummernden Hennen. Saftgrün sind die Kartoffelfelder. Gelb wie die Sonne steht das reife Korn. Dahinter liegt, so weit das Auge reicht, der Wald. Viele, viele Tagemärsche weit bis zur Schorfheide, nach der die Bahn ihren Namen hat. Gern wären unsre Helden bis dorthin mitgefahren. Doch waren sie schon zufrieden, daß sie sich von ihrem Geld Fahrkarten bis Schönwalde leisten durften.

Fünf Minuten warteten sie, zehn Minuten, zwölf, dreizehn – da zeigte Kutti auf einen Punkt, den nur er mit seinem gerade blickenden Auge erkannte. Bald erspähten auch die andern die herandampfende Gestalt. Sobald Gespenster-Ede sich erkannt sah, winkelte er die Arme an und zwang seine wankenden Knie zu einem lahmen Endspurt. Mit um den Hals baumelnden Schuhen – sie waren von Zischende Ratte und zwei Nummern zu groß – trabte er durchs Ziel. Er brachte es noch fertig, die Brust rauszustrecken und nach der Bahnhofsuhr zu sehen. Dann setzte er sich auf das halbierte Wagengestell und keuchte: „So 'n Pech! Wär ich bloß nicht gestolpert! Wegen 'ner blöden Eisenbahnschwelle den Weltrekord um zwei Zehntel verfehlt! – Gebt mir die Kirschen, ich bin am Verdursten."

Sophie brachte ihm die Mütze. Sie ist am Morgen auf der Innenseite noch so weiß wie Edes Nachthemd gewesen. Jetzt war sie rot gepunktet. Auf dem Mützenboden lagen eine Menge Kerne. Ede guckte dumm. „Die sind prima für dein Katapult", sagte Sophie.

Ein wirklich echter Spuk

Ali saß auf einem Ufervorsprung des Sees und angelte. Ab und zu zog er einen stachligen Däumling vom Angelhaken und warf ihn in einen Marmeladeneimer, der bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war.

„Laß mich mal", bat Sophie.

„Weg! Das ist nichts für Mieken", entgegnete er.

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Was sind 'n das für Fische, puh! Stekabutzen."

„Die sind noch jung. Wenn sie groß sind, trägst du sie nicht weg."

„Dann fang doch große."

„Davon verstehst du nichts."

„Du verstehst aber was davon, wie? Stekabutzen-Angler!"

„Still, sonst beißen sie nicht. Geh Kartoffeln schälen."

„Schäl du Kartoffeln, bäh!"

„Bin ich 'ne Mieke?"

„Du bist 'n Angeber."

„Sag das noch mal, du!"
„Sag ich. Angeber!"
„Ich drück dich mit 'm kleinen Finger unangespitzt in 'n Boden."
„Angeber! Tu's doch."
„Tu ich, aber erst will ich angeln."
„Angeber! Angeber!"
„Warte, du Kröte!"
„Selber Kröte!"

Ali sprang auf, um Sophie in die Flucht zu schlagen. Aber da hing an seiner Angel ein so schwerer Fang, daß er alles andere vergaß. „Bleib hier, faß zu!" schrie er. „Sonst geht er uns durch die Binsen! Alle Mann hierher!" Sophie packte blitzschnell mit an. Ali schwitzte vor Aufregung. An seinen Armen strafften sich die Muskeln. „Wie der nach unten zieht", prahlte er. „Bestimmt 'n Hecht von zehn Pfund."

Während er seit der Ankunft am See die Angel stippte, hatten die andern gearbeitet. Zischende Ratte, Kutti und Emil bauten auf einem grünen Flekken oberhalb des Uferhanges die Zelte auf. Ede hatte aus dem schwarzen Vorhang seines Kasperletheaters zwei Wimpel genäht. An den stumpfen Enden zweier Speere aus Haselruten flatterten sie vor den Zelteingängen. Sogar Sophie hatte ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit entrichtet, eine Feuerstelle angelegt und Holz geholt. Als die Jungen vom Zeltplatz herabgesaust kamen, waren sie über Ali erbost.

Zentimeter um Zentimeter hob sich die Angel, schon teilte der Schwimmer die Wasserfläche, in den nächsten Sekunden mußte der Fang zum Vorschein kommen. Da gab es einen Ruck, und Ali und Sophie plumpsten auf den Rücken. In der Luft zappelte mit einem Bart aus triefendem Tang eine verrostete Fahrradfelge.

Als das Gelächter verstummte, schielte Kutti an den Däumlingen im Marmeladeneimer vorbei. „Da drin schwimmen wohl die Jungen von der Fahrradfelge?"

Zischende Ratte murrte: „Wir arbeiten, und Ali denkt, weil er Häuptling ist, kann er auf unsere Kosten faulenzen."

„Ich sorge für die Ernährung", erwiderte Ali.

Emil rümpfte den Nasenstups. „Stichlinge! Das Zeug taugt nicht mal als Katzenfutter."

„In dem dussligen See gibt's bloß kleine Fische", verteidigte sich Ali.
„Da muß der richtige Angler ran", sagte Ede, womit er sich meinte.
„Ihr hättet lauter zehnpfündige Hechte rausgeholt, was?"
„Klar, hätten wir."
„So seht ihr gerade aus, ihr Angeber."
„Werden wir gleich sehn, wer 'n Angeber ist."

„Mal los, ich warte drauf!"

Die Jungen musterten sich mit herausfordernden Blicken, stießen tödliche Drohungen aus und gingen in Boxstellung. Ede wechselte die Partei, denn Ali war sein Busenfreund. Man knuffte und schubste sich und entfernte sich dabei immer weiter vom Ufer. Als der Streit hitzig wurde und eine allgemeine Prügelei nicht mehr aufzuhalten war, unterbreitete Ede ein Friedensangebot. „Angeln wir doch um die Wette, jeder 'ne halbe Stunde. Dann sehn wir, wer der beste Angler ist." Wohl oder übel mußte Ali zustimmen, sonst wechselte Ede zur Gegenpartei zurück.

Alle flitzten zum Ufer. Auf dem schmalen Vorsprung prallten sie aneinander. Ede, der Langstreckenläufer, stand an der Spitze. Er starrte auf das Wasser und stotterte: „W-w-wo ist die Angel hi-hin?"

„War hier nicht der Marmeladeneimer mit den Stekabutzen?" fragte Kutti, und sein Kumpan stellte fest: „Die Regenwürmer sind auch weg."

„Ich bin für Gruppenkeile", sagte Ede. „Die Mieke muß fühlen, daß sie unter Männern ist."

Zischende Ratte hob die Hand. „Ich bin auch dafür. Wer noch? Stimmen wir ab."

Ali schüttelte den Kopf. „Leider dürfen wir sie nicht verhaun", seufzte er. „Wo wir doch damals Partisanen geworden sind und furchtbar edel sein müssen."

„Fangen wir die Mieke erst mal, und dann werden wir weitersehn", schlug er schließlich vor. Die Jungen teilten sich und schlichen in entgegengesetzten Richtungen am Ufer entlang. Es war schummrig geworden. Dunst stieg auf. Der See lag glatt, still. Ein Haubentaucherpärchen streckte die schlanken Hälse aus dem Wasser, schoß geräuschlos in die Tiefe und tauchte an einer weit entfernten Stelle wieder auf. Manchmal blitzte es. Dann hatte sich eine Schleie oder Plötze auf der Flucht vor dem Hecht an der Oberfläche des Sees herumgeworfen, für Sekunden die silbrigen Schuppen des Bauches gezeigt und Ali überführt, daß der See auch große und eßbare Fische beherbergte. Eine Minute lang war noch das Geriesel winziger Wellen zu sehen, dann lag die Wasserfläche wieder wie straff gespannter dunkler Samt in der Abendstille. Ali und Ede kam es vor, als wüchse die Dunkelheit auf sie zu. Unwillkürlich dämpften sie die Stimmen. „So weit kann Sophie nicht weg sein", flüsterte Ede, „wir haben die falsche Richtung erwischt."

Sie kehrten um. Noch hatten sie den Ufervorsprung nicht erreicht, als der andere Trupp durch das Gebüsch brach. „Da hinten spukt's!" brüllte Zischende Ratte.

Emil hob beschwörend die Hände. „Es ist wahr! Mitten auf dem Wasser!" Sein Nasenstups war weiß.

„Was? 'n richtiger Spuk?" rief Gespenster-Ede.

Zischende Ratte klapperte mit den Zähnen.
„Wo denn?" fragte Ede weiter.
Emil schauderte zusammen.
Ede holte tief Luft. „Wenn das wahr ist, Jungs!" Ein Blick auf die zitternden Gestalten seiner Gefährten überzeugte ihn: Es ist wahr. „Einen echten Spuk, so was findet man selten heutzutage. Da ist 'n Schatz vergraben, und wir buddeln ihn aus und machen 'ne Weltreise. Oder 'n Ermordeter geht um. Der findet keine Ruhe, bis er gerächt ist. Auf 'm Wasser spukt's, sagt ihr? Jungs, dann ist's 'ne Wasserleiche, die umgeht! Ihr könnt in allen wahren Büchern von echten Spuks nachlesen, 'ne Wasserleiche, die umgeht, ist erstmalig. Wenn wir den Mörder finden, sind wir über Nacht reich und berühmt. Ich sage euch, 'ne spukende Wasserleiche ist wie's große Los in der Lotterie."
Die Aussicht, durch das Aufspüren eines Mörders reich und berühmt zu werden, lockte Zischende Ratte überhaupt nicht. Er klapperte noch heftiger mit den Zähnen. Auch Emil zog es vor, lieber arm und ruhmlos zu bleiben. So wandte Gespenster-Ede sich an den schweigsam gewordenen Kutti: „Um was für 'ne Sorte von Spuk handelt sich's denn?"
Kutti guckte schief in die Dämmerung. „'n Schloß", sagte er zögernd, denn er zweifelte an seinen eigenen Wahrnehmungen.
„Du spinnst ja", rief Ali. „'ne Wasserleiche, das will ich mir gefallen lassen. Die treiben manchmal nach oben. Dann sind sie aufgebläht wie Ballons und leuchten grauslich."
„'s kann auch kein Schloß gewesen sein", meinte Kutti nachgiebig. „Es sah aber verdammt nach 'm Schloß aus. Ich hab das schielende Auge zugehalten und mich mit dem geradeguckenden überzeugt. Ihr wißt ja, wie's bei mir ist. Mit dem schielenden Auge hol ich euch 'n Schloß vom Mond auf unsern See runter. Ich hab schon geglaubt, mit meinem guten Auge ist was passiert, da rennen die zwei haste was kannste hinter mir weg. Also war mein gutes Auge in Ordnung. Ich kann euch gar nicht sagen, wie wohl mir geworden ist. Bloß 'n Augenblick natürlich, dann bin ich wie der Deibel hinter den zweien her."
„Erzähl mal, wie war der Spuk?" fragte Ede.
„Aus Totenknochen."
„Aus Totenknochen? Du, stimmt das auch?"
„Wie Gebein von 'nem Totengerippe hat's auf dem Wasser geleuchtet."
„Und es war 'n Schloß, nicht was andres?"
„Ja, ich hab's wegen meinem guten Auge genau angesehn."
Gespenster-Ede verschlug es die Sprache. Er schnappte ein paarmal nach Luft, ehe er feierlich loslegte: „Ich kenn fast alle Geschichten von wirklichen und nachgemachten Spuks. 'n Schloß aus Totenknochen ist ganz neu. So 'ne

Sorte Spuk hat's noch nie gegeben. Ich sage dir, Kutti, unser Spuk macht uns in der ganzen Welt berühmt! Die amerikanischen Milliardäre werden übern großen Teich reisen und schwere Dollars blechen, um unsern Spuk zu sehn."

Ali rückte sein Fahrtenmesser griffbereit. Er sagte nur ein Wort: „Hin!"

Zischende Ratte jammerte: „Was denn, ihr wollt doch nicht...?"

„Ich muß wissen, ob mein gutes Auge richtig guckt", erklärte Kutti.

Emil ließ seinen Kumpan nie allein. Bibbernd schloß er sich ihm an. Zischende Ratte blieb in der Dunkelheit zurück. Der Wald, der See, der Dunst, alles um ihn herum begann zu gespenstern. Er jagte den andern nach.

Etwa zwanzig Minuten waren die Jungen am Ufer entlanggeschlichen und erreichten das Ende des Sees. Sie durchwateten eine modrige Bucht und stießen auf einen Streifen Sumpfland, als ein geisterhafter Schimmer den Spuk ankündete. Die dicht stehenden Stämme eines undurchdringlichen Erlengestrüpps hinderten ein weiteres Vordringen. Aber wo das Fließ sich in einem Gerinnsel von Wasserfäden seinen Weg bahnte, konnten sich die schlanken Körper der Jungen durchzwängen. Der Pfad war glitschig und mit Löchern, in die man plötzlich absackte, gespickt. Als sie auf festerem Boden freier ausschreiten konnten, bildete ein Drahtzaun ein neues Hindernis. Hier im Sumpf waren seine Holzpfähle durchgefault und hingen schief oder lagen darnieder. Der verrostete Maschendraht war dort, wo das Fließ seine Furche zog, nur noch in Bruchstücken vorhanden. Bis hierher waren die drei auf der Suche nach Sophie vorhin vorgedrungen. Kutti hatte mit seinem guten Auge erspäht, wie man zwischen den Drahtresten durchkam. Jetzt räumten die Jungen sie lieber beiseite, um ihren Rückweg nicht zu gefährden. Danach steckten sie die Köpfe durch das Gestrüpp.

Das Spukschloß schwamm ziemlich in der Mitte eines märkischen Teiches, der hundertfünfzig Schritte lang und ebenso breit war. Es lag dem Sumpfstreifen etwas näher als dem entgegengesetzten Ufer, und das war günstig für die Jungen. Ein milchiger Schein ging von ihm aus, erhellte seine Umgebung schwach, und in diesem matten Schimmer erschienen die Kronen der Bäume ringsum wie Köpfe und Schultern miteinander verwachsener, in der Luft schwebender Ungeheuer, während die Baumstämme nur als verschwommene Masse zu erkennen waren.

„Lassen wir das Totenschloß", stieß Ali hervor. „In dieser Gegend ist es nicht geheuer. Wer weiß, was für Verbrechen der alte Bau dort gesehn hat! Gehen wir Sophie suchen. Hoffentlich ist ihr hier nichts zugestoßen."

Die Jungen wandten sich ab, als sie Wasser plätschern hörten. Sofort fuhren sie herum und starrten zum Schlößchen hinüber. Vom Dunst gedämpft, klang das platschende Geräusch nackter Sohlen auf nassen Planken an ihre Ohren. Selbst Ali wagte kaum zu atmen. Seine Hand, die den Messergriff umspannte, war verkrampft.

Da erschallte auf der den Jungen abgekehrten Seite des Wasserschlößchens ein heller Ruf.

„Seid ihr's? Kommt doch rüber!"

Die Truhe

Die Vorderseite des Schlößchens stand mit dem Portal nach Süden und besaß eine Plattform zum Anlegen der Boote, auf denen früher einmal die Herrschaften herübergekommen waren, um Orgien zu feiern. An der Ostseite befand sich der Nebeneingang für die Dienerschaft. Er war mit der Plattform durch eine Planke verbunden. Auf ihr saß Sophie. Sie war unsichtbar für die Jungen, und so traf ihr Anruf diese wie ein Trompetenstoß.

„Habt ihr Angst?"

Einer an den andern gedrängt, wateten sie in den Teich hinein. Das Schlößchen schaukelte sacht, fast unmerklich, in der flauen Bewegung des Wassers. Es ruhte auf vier großen alten Fischerkähnen, deren einer den Jungen die glitschige grüne Breitseite zukehrte. Was verbarg es hinter den geschlossenen Fensterläden und dem verrammelten Portal?

Der Teich wurde rasch tiefer. Kies bedeckte seinen Grund, doch dieser war bereits mit angespültem Schlamm überzogen. Das Wasser war ziemlich klar. Ich sage: Ziemlich. Denn auch der Teich befand sich wie das Schlößchen in einem Zustand jahrzehntelanger Verwahrlosung. Er versumpfte von den Rändern her, wo das Ried ihn immer mehr einengte.

Als die Jungen an der Plattform anlangten, stand das Wasser ihnen bis an die Schultern. Ali zog sich als erster hinauf. Einer nach dem andern folgte. Das Schlößchen schwankte ein wenig mehr als zuvor, doch blieb es an seinem Platz. Es war an zwei diagonal gegenüberliegenden Ecken verankert. Ali schritt ans hintere Ende der Plattform, wo Sophie auf der Planke saß und mit den Füßen plätscherte. Er starrte sie an.

„Hier bist du?"

Seine überflüssige Frage erweckte ein silbernes Gelächter, das wie eine spöttische Herausforderung der Schloßgeister klang.

„Laß das!" fuhr Ali sie an.

Die Wände rochen nach Grabesmoder. Er hielt sich von ihnen so weit ab wie möglich, konnte aber nicht verhindern, daß sein Ellbogen sich ab und zu an ihnen rieb. Dann zuckte er zusammen, und ein Schauer durchlief die Reihe der Jungen.

„Interessant, was?" fragte Sophie. „Ich hab den alten Kasten bei Tage gesehn. Alles dicht. Nicht reinzukommen. Leihst du mir mal dein Messer, Ali?"

Der Bau bestand aus Holzbalken, die so stark angefault waren, daß sie

durchweg phosphoreszierten und Sophie in diesem Schein ihr Buch hätte weiterlesen können.

„Mensch, Mensch!“ keuchte Ede. „Das ist mal ’n Spuk, so echt wie nur einer sein kann! Da siehst du’s, Ali, daß es noch Spuks gibt!“ Er zappelte vor Ungeduld und plumpste ins Wasser.

„Was willst du’n mit dem Messer?“ fragte Ali.

Sophie streckte die Hand aus. „Wirst schon sehn.“

Sie stocherte im Gebälk des Türrahmens, um die Riegel des Schlosses bloßzulegen. Das morsche Holz stob in Flocken, bis die Messerschneide ins Kernholz knirschte.

„Halt!“ rief Ali. „Du brichst mir die Klinge ab. So macht man das nicht. Laß mich mal ran.“ Er drängte sich vor und stieß dabei gegen den Marmeladeneimer, den Sophie mit der Angel hatte mitgehen heißen. In dessen Innerem begann es sofort wild zu zappeln und gegen die Blechwand zu schlagen.

„Vorsicht!“ rief Sophie. „Die Biester sind bissig.“

„Was hast du’n da drin?“ fragte Ede.

„Fische.“

„Du meinst Stekabutzen.“

„Ich hab Fische gesagt, du Quatschkopf.“

„Bissige Fische, daß ich nicht kichere, hihihi!“

Sophie löste ein blutgetränktes Taschentuch vom Handballen. Sie zeigte Ede eine noch nicht vernarbte Bißwunde.

„Und was ist das?“

„Sag bloß, ’n Fisch hat dich gebissen!“

„Hihihi, ’n Haifisch!“ kicherte Zischende Ratte.

„Du hast Grund, dich aufzuspielen, Jammerheini! Wenn der Fisch auch kein Hai ist, so stark wie Alis Arm ist er bestimmt. Er ist mir aus dem Eimer gehopst. Ich hab ihn kaum wieder reingekriegt. Sechs von den Biestern hab ich drin. Mehr hatten nicht Platz. Ein Glück, daß ich meine Badekappe auf dem Kopf hatte. Ich hab sie über die Öffnung geschnürt.“

Ali war verdattert. „Woher hast du’n die Fische?“

„Vom Baum gepflückt, bäh“, antwortete Sophie.

Ede verschränkte die Hände über der Brust. „Ich sag’s ja, hier erleben wir was. Hat man so was schon gehört, daß ’ne Mieke Fische fängt? Ausgerechnet ’ne Mieke, und gleich armlange und sechs Stück, und dann noch solche, die beißen.“

„Plemplem“, sagte Sophie, kehrte ihm den Rücken zu und bohrte weiter. Da knirschte es, und die Messerspitze steckte abgebrochen im Kien.

„Typisch Mieke“, sagte Zischende Ratte. Daß ausgerechnet er es sagte, war ein glücklicher Umstand für Sophie. Ali wog den Messerstumpf in der Faust.

„Wer hier 'ne Mieke ist, das müssen wir erst noch untersuchen", sagte er. „Ich kenne welche, die haben Hosen an und sind vor 'nem Haufen faules Holz weggerannt."

Er schnitt vorsichtig Span für Span heraus. Bald lag der Beschlag locker. Ruckweise wurde die verquollene Tür aufgerissen. War das Schlößchen bei Nacht schon außen unheimlich – im Innern schimmerte es in einer Art überirdischer Geisterhaftigkeit.

Dumpfe, stickige Luft schlug den Jungen entgegen. Blinde Spiegel gaben ihre Gesichter zwischen grünspanigen Rahmen fahl und verschwommen wieder, so als blickten von allen Seiten Gespenster auf sie. Überreste von Seide, mit der einmal die Wände bespannt gewesen waren, bauschten sich hie und da und waren gleich den aufgeblähten Bäuchen verwester Fische dicht mit Schimmel bedeckt.

„Was stehn wir und glotzen, los, weiter", flüsterte Ede. Er selber bewegte sich um keine halbe Zehenspitze vorwärts.

Die Tippelbrüder befanden sich in einem Vorraum, von dem rechts und links Nebengemächer abzweigten. Geradeaus ging es durch eine offenstehende Tür in den kleinen Schloßsaal.

„Da steckt man drin wie in 'ner Falle", flüsterte Zischende Ratte.

Kutti brummte: „Kannst ja draußen bleiben." Emil, sein Kumpan, jammerte: „Du gehst auch mit rein?"

Als Antwort rückte Kutti ein Stück vor.

Sophie drängte zurück. „Jetzt, wo's brenzlig wird, will sich die Mieke drücken", rief Zischende Ratte von draußen. Sie würdigte ihn keiner Antwort, ergriff ihren Eimer mit den Fischen und schob die Jungen von hinten. „Traut ihr euch nicht?"

Ede entdeckte eine eisenbeschlagene Truhe und war nicht mehr zu halten. Während er anhub, ganze Romane über Schatzkisten von sich zu geben, rüttelte er am Deckel. Das Holz war fest. Ali fand ein schartiges Schwert neben dem rostzerfressenen Haken, an dem es an der Wand gehangen hatte. Er benutzte die Klinge als Beil, den Griff als Hammer. Kutti sprang auf eine gepolsterte Sitzbank, um nach dem einzigen blanken Gegenstand, einem Krummdolch, zu langen. Er krachte durch und versank in einer Wolke von Matratzenstaub, aus der er mit einem handfesten Bein der Sitzbank hinkend hervorkam. Es gelang, den Deckel der Truhe mit vereinten Kräften und Werkzeugen aufzusprengen. Ede schaute als erster hinein. Enttäuscht fuhr sein Kopf wieder hoch. Die Truhe war leer. Er hatte mindestens ein Totengerippe zu sehen erwartet, wenn schon kein Kästchen voll Juwelen unter einem Dolch, auf dem das Blut eingetrocknet war, für Schatzsucher späterer Jahrhunderte bereitgestellt wurde.

So stand es nun. Statt aus Totengebein, wie es sich für einen ordnungsge-

mäßen Spuk gehörte, war das Schlößchen aus Holz. Und es schimmerte nur deshalb so unheimlich, weil es verfault, verschimmelt und grünspanig war. Ein romantisch verdrehter Graf mochte es einst für seine Liebste errichtet haben. Sogar Emil wagte sich in den Saal. Zischende Ratte sah sich in der dunstigen Stille allein, blickte scheu um sich und schlich den andern nach. Er kam gerade zurecht, um Ede nachdenklich zur Truhe hinuntersprechen zu hören: „Alles ist verrottet. Bloß das Ding hier ist blank gescheuert und heil. Das muß was zu bedeuten haben." Er sah Edes Kopf in der Truhe verschwinden und plötzlich wieder hochschießen.

Ede schluckte ein paarmal, sein Gesicht war blaß, dann sprach er feierlich: „In den Ritzen am Boden sind rote Spritzer. Da sind sie beim Scheuern nicht hingelangt. Ich sage euch, das sind Blutspuren."

In dem Augenblick krachte ein Schuß. Schrotkörner prasselten gegen die Außenwand und schlugen in den Vorraum ein.

Klaus Beuchler

JANOS IN GENF

Das Mädchen auf dem Flohmarkt

Nein, so lustig wie auf der Karte ist die Stadt in Wirklichkeit nicht. Das agfacolorierte Bild schwelgt in üppigen Farben. Ein azurblauer Himmel spannt sich über einer Märchenlandschaft. Weißbetupfte Berge im Hintergrund. Ein türkisfarbener See. Elegante Uferpromenaden. Paläste im Flaggenschmuck. Breite Boulevards. Blitzende Autos. Und ein Häusermeer, das sich an grüne Hügel schmiegt.

Aber das blaue Ortsschild mit dem Namen dieser Stadt haben sie schon längst hinter sich gelassen. Und „Genève" zeigt noch immer nichts von seinen Schätzen. Janos kann sich die Augen reiben, so oft er will. Durch die schmutzbespritzten Scheiben des asthmatisch fauchenden Omnibusses sieht er kein Bild, das sich wesentlich von den Bildern dieser Vierstundenreise aus dem Schweizer Emmental unterscheidet.

Grau und trüb hockt der Novembertag auf der Straße. In brackigen Pfützen treibt Kehraus des Herbstes: Platanenblätter, Roßkastanienschalen, Papier und Gezweig. Eine Straßenbahn rattert müde über die naßglänzenden Schienen. Links und rechts huschen beschmutzte Autos vorbei. Auf den Gehsteigen trippeln frierende Mädchen unter Regenschirmen. Auch die Männer in den kurzen Mänteln haben die Kragen hochgeschlagen und blicken fröstelnd in den Tag. Der Regen hat Fronten und Hinterhöfen dieser endlos langen Straße mit dem klangvollen Namen „Rue de Lausanne" ein fleckiges Muster aufgewaschen. Selbst der große Bahnhof sieht heute schäbig aus, in den die Expreßlokomotiven aus Paris einlaufen – mit den hohen Strombügeln lautlos wie von Geisterhand getrieben. Die Messieurs Taxi haben die Hände in den Taschen vergraben und schauen mißmutig drein. In Genf ist kein Geschäft zu machen. Voila, die Saison ist vorbei ...

Was hast du erwartet, denkt Janos. Er schiebt die bunte Karte wieder in die Tasche. Es gibt keine Märchen. Die Wirklichkeit wird nicht von Träumen geschrieben. Der Barbier aus dem Emmental heißt hier Coiffeur, der Bäcker nennt sich Boulanger, Fleisch kauft man in der Boucherie. Und der Polizist dort drüben sieht aus wie der Flic in Paris, von dem die Mutter manchmal erzählte. Auf der Straße spricht man französisch und nicht das Schweizerdeutsch des Emmentales, das er nie lernen wird. Doch die Unter-

schiede sind äußerlich. Die Umwelt ist gleich. Auch mit dieser Fahrt verändert sich das Leben der letzten Monate nicht.

Bunte Touristenkarte und eine graue Wirklichkeit. Damit hat sich Janos, der Junge aus Ungarn, damit haben sie sich alle jeden Tag und in jeder Stunde auseinanderzusetzen, alle, die hier in diesem Omnibus sind.

Ein ähnlich trüber Tag schwemmte sie vor Jahresfrist mit der trüben Flut der ungarischen Konterrevolution aus der Heimat. Diesen hat die Faust des Schicksals gepackt, jenen die bunte Touristenkarte gelockt. Der eine hat bewußt das Vaterland und das eigene Leben verraten. Der andere ist vor Angst in die Arme des Feindes gerannt, der heimlich des Nachts mit Mord und Brand und Terror über die Grenze in die Dörfer und Städte Ungarns geschlichen kam. Oktober 1956: Der Volksrepublik Ungarn sollte der Garaus gemacht und der Herrschaft des Faschismus der Weg bereitet werden. Der Überfall schlug fehl. Aber Janos wurde eines seiner Opfer. Jetzt ist Herbst 1957. Und Janos ist fünfzehn Jahre alt. Er hat eine Geschichte. – Die steile Falte, die Janos zwischen den dunklen, dichten Augenbrauen steht, haben zwölf Monate der Wirrnis, der Unsicherheit und zwölfmal dreißig Tage eines harten Lebens geprägt. Um die blauen schmalen Augen aber spielt gutmütiger Spott. Denn Janos blickt jetzt durch den Omnibus.

Neben ihm schnarcht Peps mit tiefen Seufzern.Das Sommersprossengesicht des Dreizehnjährigen strömt Zufriedenheit aus. Peps hat um vier Uhr in der Früh noch Häcksel für seinen Bauern geschnitten. „Mensch, bin ich froh, daß der Alte seine Pferde heute selbst putzen muß“, nuschelte Peps und schlief sofort ein.

Ferencz hockt auf dem verwetzten Ledersessel gegenüber und drückt sich die Stupsnase an den blanken Scheiben breit. Mit elf Jahren sieht man nicht so genau auf den Nebel einer fremden Stadt, sondern mehr auf ihre bunten Schilder. Auch in der geflickten Jacke sieht Ferencz aus wie aus dem Ei gepellt. Als ob er aus einem Pensionat in Lausanne kommt, denkt Janos. Dabei muß der Ferencz mit den beiden Kindern seines Bauern in einem Bett schlafen.

Im Morgengrauen sind sie wie die Touristen eines amerikanischen Reisebüros mit dem Omnibus aus dem Berner Oberland abgeholt worden: drei Jungs aus Ungarn, die seit einem Dreivierteljahr in der Schweiz leben, und vierundzwanzig Erwachsene.

Der Reiseführer heißt Schorsch. Aber im Paß steht der deutsche Name Ritter. Zwischen Bern und Lausanne stellte sich Schorsch wie Napoleon im schwankenden Bus auf und gab eine Tagesparole aus. „Hört mal alle her! In Genf spielt heute abend Vasas Budapest gegen eine Schweizer Mannschaft. Selbstverständlich werden wir unserem Gastland Ehre erweisen und die

Kommunisten niederpfeifen. Auch wenn es unsere Landsleute sind. Wir werden zeigen, wo heute die echten Ungarn stehen. Nämlich außerhalb ihres Landes. Wer heute noch für Vasas Budapest spielt, ist ein Lump!" Schorsch wollte weiterschimpfen. Aber eine scharfe Kurve warf ihn gegen den Chauffeur Blümli. Blümli gab mit seinen zweihundert Pfunden dem verhinderten Redner einen Stoß. Schorsch schlug sich das Ohr am Armaturenbrett auf. Seither trocknete er mit einem nicht ganz sauberen Taschentuch das Blut.

Für zehn Franken Handgeld und einen arbeitsfreien Tag sollen sie nun ihre Landsleute niederschreien. Janos schielt zum Postboten Györgi hinüber. Der Györgi sitzt seit der Rede still in der Ecke und nuckelt an der Stummelpfeife. Ob er an die Lieder denkt, die er ihnen abends immer von der Heimat singt? Oder an die Geschichten vom alten Ungarn, dem Land der fünfzig Millionäre und drei Millionen Bettler?

Und der alte Batosz? Was denkt er hinter seiner faltigen Stirn? „Die zehn Franken kommen zum Reisegeld", sagte er gestern abend. „Weihnachten bin ich zu Haus." Aber vorher soll er noch im Auftrag von Schorsch Ritter die ungarische Fußballmannschaft aus dem Genfer Stadion treiben.

Janos wird bei diesem trüben Spiel als Dolmetscher fungieren. Er ist der einzige, der französisch spricht. Das hat er von seinem Vater, den die Mutter in Paris bei der Arbeit in den Renault-Werken kennenlernte. „He, Janos", ruft Schorsch, „hast du deine Lektion im Kopf?" Die samtgelben Augen blicken weich und süßlich. Wie Kunsthonigseim, denkt Janos. Er nickt stumm.

„Merci", flötet Schorsch. Das „c" zischt ihm scharf zwischen den Zähnen hervor. Schorsch ist ein Mann, der auf sich hält und sich anzupassen versteht. In einer französischschweizerischen Stadt muß man seine Bildung zeigen. Auch wenn „merci" die einzige Vokabel ist, die man kennt.

Blümli schaltet zum zweiten Gang hinunter. Der alte Bus knattert und schwankt. Stiebend faucht an den Fenstern eine Wolke blauqualmig verbrannten Dieselöls vorbei. Dann gibt es einen Stoß.

Blümli ächzt: „Kreuzli auch, die Bremsen halten nimmer."

Die fromme Theresia Balesz, die alle Gesangsbuchchoräle auswendig kennt, schiebt den faltigen Hals wie eine Schildkröte aus dem Spitzentuch. Sie blinzelt durch die trüben Scheiben. Dann schlägt sie ein Kreuz.

Der Omnibus springt zum zweiten Mal mit den Vorderrädern eine Bordkante an. Jetzt, da die Straße abschüssig ist, schafft er sein Vorhaben, zumal Blümli mit dem Bremspedal auch das Steuer fahren läßt. Gleich einem großen grauen Elefanten schnauft der Omnibus auf einen breiten, von Menschen und Trödel angefüllten Platz. Die dampfende Kühlernase rammt ein Schild. „Marché aux Puces", liest der staunende Janos, „Flohmarkt". Dann scheppert das Schild mit dem klangvollen Namen gegen die Windschutz-

scheibe. Blech trommelt gegen die bebenden Flanken des motorisierten Elefanten. Ein riesiger Kommodenspiegel zerknirscht unter den Pneus.

Ein Ruck. Eine Platane vom Umfang eines Bahnwärterhäuschens schiebt ihre mächtige Seitenwurzel unter die Achsen. Brummend bleibt der Omnibus stehen.

Die Türen werden aufgerissen. Und jetzt erst dringen in Janos' Ohren die schnatternden Stimmen aufgeregter Händler. Blümlis zweihundert Pfunde werden von kräftigen Fäusten vom Sitz gerollt. Schorsch springt verschreckt vom Trittbrett und mitten in einen deutschen Stahlhelm des ersten Weltkriegs hinein. Der Omnibus hat hundert Jahre europäischer Geschichte in den Straßenschmutz von Genf gepflügt. – Die Ketten einer alten Kuckucksuhr haben sich um die Stoßstangen verschlungen. Der bunte Vogel selbst liegt auf dem rechten Kotflügel. Ein verbrannter Ventilator ohne Schraube und ohne Kopf hat sich in den linken Vorderpneu gebohrt. Unter den Trittbrettern schauen mottenzerfressene Pelze hervor, von besorgten Händen vor den Reißwölfen der Lumpenfabrik gerettet und nun auf traurige Weise von diesem Blechungetüm zerstampft. Englands unvergessener König Georg blinzelt gramvoll aus zerdroschenem Goldrahmen zu den erschrockenen Omnibuspassagieren herauf. Eine Richard-Tauber-Schallplatte rotiert um den Rückspiegel. Und ein französisches Gendarmeriekoppel bringt gerade den gestikulierenden Chauffeur Blümli zu Fall. – Petroleumlampen im Schnörkelstil der Gründerjahre seufzen anklagend unter dem Druck der Omnibusräder. Graue Chemisettes sind noch fleckiger geworden. Feuerwehrhelme deutscher Spritzenhauptmänner haben den letzten Schlag bekommen. Die Gasmaske eines österreich-ungarischen Sergeanten glotzt aus blinden Augen in diese traurige Wirklichkeit. Und das Pistol eines Bankdefraudanten von 1900 bietet sich zähneknirschenden Trödlern zu fürcherlicher Rache an ...

Es ist ein Heidenspektakel auf diesem Flohmarkt. Alte Weiblein, unrasierte Händler, pfiffige Antiquare und melancholische Allerweltskerle stehen vor den zerbrochenen Margarinekisten ihrer für sie so kostbaren Habe. Schließlich sollte dieser troddelbehangene Säbel eines französischen Dragoners nicht von einem klapprigen Omnibus geknickt, sondern einem amerikanischen Touristen gegen Dollars angedreht werden. Nach dem verschmutzten Sakko auf der Kühlerhaube hatte sich vor fünf Minuten noch eine begehrliche Hand ausgestreckt. Die alte Petroleumlampe sollte einem chilenischen Snob in Südamerika das traute Heim ausleuchten. Nun ist das Geschäft verdorben.

„Monsieur l' agent! Herr Polizist! Herr Polizist! Ah, diese Canaillen! Diese Halsabschneider! Dieser Brummkreisel von Autobus! Hundert Franken Verlust. Das ersetzt mir kein Mensch! N' est ce pas, monsieur l' agent?"

Peps aber ist soeben aufgewacht. Und er kneift sich ganz fest ins Ohr. Vor ihm schaukelt am Zweig einer Platane das Plakat eines Zauberkünstlers der Jahrhundertwende. Peps sieht nur die schwarze Maske vor dem blassen Gesicht und einen großen, schwarzen Zylinder. Peps macht die Augen wieder zu und wieder auf. Er hält die Hand vors Gesicht. Aber es bleibt der Lärm vor dem Omnibus. Es ist also etwas Fürchterliches geschehen.

Vorsichtig schiebt sich Peps im Sitz hoch. Und jetzt ist er ganz starr vor Staunen. Was er da sieht, gibt es doch in Wirklichkeit gar nicht? Nein, er ist doch nicht zu Haus in Ungarn, er ist in der Schweiz.

Peps, das Plakat an der Platane mag ja der Wind hingeweht haben. Und die schreienden Leute vor dem Omnibus – na gut, Chauffeur Blümli hat wohl einen Unfall gebaut. Der Kram vor den Rädern? Der Omnibus ist in eine Lumpensammlung gefahren, die der Janos und der Ferencz anstaunen, als hätten sie noch nie in eine Mülltonne geschaut.

Aber da drüben auf dem Trottoir steht ein Mädchen. Das ist so schön und so seltsam, wie Peps es in diesem Land noch nicht gesehn hat. Du träumst, Peps? Aber das Mädchen lacht dir doch zu, während du dir an der schmutzigen Scheibe staunend die Stirn reibst. Also ist es doch Wirklichkeit und kein Wunder.

Peps blickt vorsichtig in den grauen Himmel. Vielleicht schwimmt im Dunst ein goldener Ballon? Dann wäre das Ganze doch Zauberei. Goldene Luftballons gehören für Peps zur Zauberei! Aber in der milchigen Luft schreien nur ein paar Möwen und streichen mit flinkem Flügelschlag über die Bäume. Das Mädchen am Straßenrand aber winkt Peps ganz leibhaftig zu.

Der marineblaue Mantel des Mädchens ist aufgeknöpft. Und eine blaue Bluse schaut darunter hervor. Um den Kragen ist ein Pioniertuch geschlungen. Und auf dem Mantelärmel leuchtet groß und deutlich das Abzeichen.

Peps gibt Janos einen Stoß. Er flüstert mit heiserer Stimme: „Sieh mal, da!“ Ein nicht ganz sauberer Finger zielt an Janos’ Nase vorbei zum Straßenrand hinüber.

Janos schluckt. Und nun macht auch er erst einmal die Augen zu. Als er sie wieder aufsperrt, winkt auch ihm das Mädchen zu. „Mensch, was ist denn das?“ staunt Janos.

„Ich glaube, ein Pionier“, sagt Peps ganz leise, als habe er Angst, mit lauter Stimme das Wunder zu verscheuchen.

„Du, Peps, sie macht uns ein Zeichen!“

„Klar, Janos, wir sollen zu ihr kommen.“

„Wollen wir . . .“

Die Jungs sehen sich an, weil sie das Wort zugleich auf der Zunge hatten.

„Gehen wir und fragen sie?“

„Natürlich gehen wir!“

Ferencz hat noch immer nichts gemerkt.

„Los, Ferencz."

„Wohin denn, Janos?"

„Das wirst du sehn."

Und die drei Jungs drängeln sich durch die Sitzreihen zum Hinterausgang. Zwischen den schreienden Händlern hindurch überqueren sie unbemerkt den Platz.

Schorsch Ritter schnattern vor Aufregung die Zähne. Er hat den Fuß noch immer in der Öffnung des deutschen Stahlhelms stehen. Sicher wird er heute noch verrückt. Das hält ja kein Mensch aus. Vor Schorsch Ritter steht ein Hund, dick und grau und klein, ein Hund wie eine alte Wurst. Die graue Wurst auf dem Kalvarienberg aber hat vorn blitzend weiße Zähne. Eine lange, rote Zunge hängt zum Hals heraus. Der Hund kläfft in höchsten Tönen. Das Schrecklichste aber sind die Augen. Wie zwei Murmeln rollen sie auf dem grauen Fleischberg. Und Schorsch zittert davor, daß ihm diese unheimlichen Augen auf die schwarzen Lackschuhe fallen könnten.

„Er ist schuld an dieser Pagaye. Nous avons la pêche à la Ligne", kreischt eine helle Stimme. Die Stimme gehört zu einer langen, dünnen Frau. Und die lange, dünne Frau gehört zu dem belfernden Mops, der jetzt auf den Arm genommen wird.

„Janos", ruft Schorsch voller Verzweiflung. Das „Janos" löst eine neue Schimpfkanonade der langen, dünnen Frau aus. Denn sie verstehen sich ja nicht. Schorsch weiß nicht, daß die lange, dünne Frau ihn als den Alleinschuldigen an diesem Tohuwabohu bezeichnet, daß sie schreit: „Wir haben den Fisch an der Angel." Wenn Schorsch das alles wüßte, hätte er sich längst wie Chauffeur Blümli getrollt. Chauffeur Blümli sitzt hinter den Fenstern einer Brasserie. Er trinkt einen Apéritif und tut im übrigen so, als ob ihn die ganze Sache gar nichts anginge.

Es kommen immer mehr Menschen. Aus dem Laden mit Schild „Coiffeur" rennen die Friseure heraus, das Rasiermesser noch in der Hand. Aus der Boucherie stampft der Schlächter mit befleckter Schürze. Der Patron verläßt den Zinc, an dem er eben den Apéritif abfüllte. Taxichauffeure klettern staunend aus den gelben Petit-Taxis. Und nun kommt auch die Polizei. Weiße Koppel und Schulterriemen über taubengrauen Uniformen! Das Käppi sitzt korrekt auf dem Scheitel. Das Schild ist dicht über den Augenbrauen.

Die Polizei zückt Bleistifte und Notizbücher. Die Polizei blickt Schorsch scharf an. „S' il vous plait, Monsieur, Ihren Namen bitte!"

Man ist höflich bei aller Strenge in der französischen Schweiz. Aber Schorsch versteht überhaupt nichts. Und so heult er wieder wie eine Boje sein stereotypes „Janos". Aber es kommt kein Janos. Stattdessen pfeffert die

Polizei jetzt gestreng: „Ihren Namen, Monsieur!“ Die Höflichkeit fällt von der Polizei ab wie eine Schale. Nun stehen hier strenge Hüter des Gesetzes. Hier ist ein Mann, der ganz offensichtlich nicht seinen Namen nennen will. Ein Mann steht hier, der sich bewußt dumm stellt. Alors, man wird diesem Mann Beine machen müssen.

Schorsch Ritter verliert die Fassung. Er denkt nicht mehr daran, daß er am frühen Morgen die Devise gab, diesem Gastland alle Ehre zu erweisen. Im übrigen weiß er gar nicht, ob dem Gastland die von ihm empfohlene Ehre auch genehm ist. Nein, Schorsch wollte ja überhaupt nur seine böse Suppe hier in Genf am Kochen halten. Was Schorsch in Wirklichkeit von fremden Menschen und Ländern denkt, enthüllt sich jetzt. Es ist das Denken eines jeden Faschisten. – Solch ein verfluchtes Land, denkt Schorsch Ritter. Nicht einmal eine richtige Sprache gibt es hier. Im Norden des Landes redet man deutsch. Hier im Südwesten spricht alles französisch. Es wäre kein Wunder, wenn es hier so viele Kommunisten geben würde wie in Frankreich. Da reden sie in fremden Tönen auf mich ein. Keine Zucht und keine Ordnung. Und dann diese Operettenpolizisten mit dem scharfen Blick. Nein, er wird sich beschweren. Und zwar wird sich Schorsch gleich beim Chef beschweren. Und der Chef wird alles gleich regeln. – Vorläufig aber tritt Schorsch Ritter noch immer in dem deutschen Stahlhelm aus dem ersten Weltkrieg herum.

„Un petit moment, Monsieur! Einen kleinen Augenblick, mein Herr“, knurren die Polizisten. Dann nehmen sie höflich den Fuß des Delinquenten Ritter aus dem Helm. Und dann nehmen die beiden Polizisten Schorsch ganz schnell zwischen sich. Es gibt gar keine Widerrede. Ehe Schorsch so richtig zu sich kommt, sitzt er schon in einem kleinen offenen Flitzer. Mit Sirenenklang fegt das Wägelchen um die Kurve.

Der Mann mit dem braunen Ledermantel

Der Flur ist hoch und hell. Durch ein Oberlicht spielt grünlicher Schein über gekachelte Sockel und weiße Marmorstufen. Es ist ein feines Haus, in dem sie stehen. Peps denkt, ein Palast. Das Mädchen heißt Fabienne. Es trägt das Haar zu einem lustigen blonden Pferdeschwanz gebunden. Und das Mädchen sagt zu den drei Jungen „Amitiés“.

„Das läßt sich schwer übersetzen“, sagt Janos. „Freunde, oder besser noch – Gefährten sind wir.“

An der braunen schweren Tür lehnt ein schlanker Junge, der über dem blauen Hemd eine buntkarierte Wolljacke trägt. Der Junge heißt Fernand. Und Fernand hat das gleiche Pioniertuch wie Fabienne. Fernand lacht im-

mer ein wenig vor sich hin. Er sieht pfiffig aus. Dabei stehen seine großen weißen Zähne etwas vor. Fernand ist ein Avant Coureur. Fabienne ist es auch. Die Avant Coureurs bilden die Pionierorganisation der Partei der Arbeit in Genf.

Fernand pfeift durch die langen Zähne und winkt Janos zu sich heran. Er macht die Tür einen Spalt breit auf und zeigt auf einen kleinen Polizeiflitzer, in dem Schorsch soeben vorbeisaust. „Cher ami", sagt Fernand und grinst, „das ist selten und mußt du dir einprägen. Im allgemeinen werden so die Genossen durch die Stadt gefahren. Wenn es einmal einen Faschisten wie den da trifft, hat er Pech gehabt. Der Knabe bleibt nicht lange weg. Heute abend werden sie ihn schon im Charmille-Stadion auf die friedliebende Menschheit loslassen."

Janos überlegt nun schon zum zehnten Mal, wieso er von diesen Avant Coureurs ins Vertrauen gezogen wird. Was wissen sie von ihm? Gut, er spricht ihre Sprache. Er hat ihnen übersetzt, was Peps aufgeregt bei der Begegnung mit dem Mädchen Fabienne heraussprudelte. Daß sie Pioniere in Ungarn waren, daß sie eine ähnliche Kluft getragen hätten. Aber Janos ist heute mit Peps und Ferencz nicht mehr in Ungarn. Er hat vielmehr mit dem Faschisten Schorsch in einem Bus gesessen. Und Fabienne machte kein Hehl daraus, daß sie den Grund dieser Fahrt kennt.

„Fernand", ruft Fabienne aus dem Flur. „Wenn die Luft sauber ist, wirst du pfeifen. Dann können wir hier weg und unseren Amitiés die Stadt zeigen. N' est pas, Janos, es ist euch recht?"

Und die kühlen, grauen Augen sehen Janos nachdenklich an. Janos hat einen Kloß im Hals, an dem er würgt und schluckt. Er merkt, er wird ganz rot unter diesen Augen.

„Oui", sagt Janos. Er ist heiser. Janos sagt also „Ja". Janos muß Peps und Ferencz nicht fragen. Sie sind mit allem einverstanden. Hauptsache, sie bleiben in der Nähe dieses Mädchens Fabienne mit dem blauen Halstuch und dem Pionierabzeichen.

„Wir müssen aufpassen", sagt Fernand. Er streift Janos mit schnellem Blick. „Man lernt das Aufpassen bei uns sehr früh. Im Krieg war die Partei der Arbeit fünf Jahre verboten. Unsere Bourgeoises führten Befehle aus, die die Faschisten aus Berlin gaben. Als die Sowjetunion die Nazis besiegte, war das auch unser Sieg. Voilà, heute ist die Partei der Arbeit die stärkste Partei im Kanton. Die Bourgeoises wollten diese Entwicklung im vergangenen Jahr nach dem konterrevolutionären Putsch bei euch wieder rückgängig machen, aber sie haben sich die Zähne ausgebissen. Nun schnüffelt die Politische Polizei hinter den Genossen her. Sie paßt sogar auf die Avant Coureurs auf. Aber wir haben keine Angst."

„Warum bist du nicht in Ungarn geblieben?" fragt Fernand unvermittelt.

„Ach“, sagt Janos.

„Eine Geschichte?“

„Ja, eine Geschichte.“ Janos stottert verlegen herum und ärgert sich. Was soll er Fernand in so kurzer Zeit erzählen? Wie kann er seine Geschichte verstehen?

„Wo ist deine Mutter, Janos? Auch hier?“

Janos schüttelt den Kopf. Dann sagt er heiser: „Sie ist tot.“

„Dein Vater?“

Janos hebt die Schultern.

„Pardon, cher ami.“ Fernands überlegene Pfiffigkeit ist ganz plötzlich verschwunden. „Laß deine Geschichte. Du wirst wissen, was du zu tun hast. Und wenn du es nicht weißt, wirst du es lernen. Mein Vater sagt, wer einmal bei uns war, kommt wieder zurück, Janos!“

Fernand schiebt vorsichtig den Kopf durch die Türspalte. Vom Flohmarkt klingt immer noch Lärm herüber. Aber auf der Straße ist der Verkehr wieder normal. Straßenbahnen klingeln. An der Kreuzung wirbelt ein Polizist den Stock durch die Luft und dirigiert die Autos.

„Attention, Fabienne“, flüstert Fernand. „Wir können gehen.“

Als sie den Bahnhofskorso hinaufschlendern, löst sich am Zeitungskiosk ein Mann von der mit knallbunten Illustrierten tapezierten Wand. Der Mann hat einen glänzenden braunen Ledermantel an. Auf dem runden Kopf trägt der Mann einen weichen Schlapphut. Unter der Krempe schaut ein volles rotes Gesicht hervor, zu dessen behäbiger Ruhe die scharf beobachtenden schwarzen Augen im seltsamen Gegensatz stehen . . .

Fabienne ist der Reiseführer. „Sie macht das so gut wie ihre Mama bei den Interêts de Genève“, sagt Fernand. Fernands weiße Schneidezähne kauen die Unterlippe. Das sieht wieder pfiffig und ein wenig ironisch aus. Janos fragt denn auch vorsichtig: „Wer sind denn diese Interêts de Genève?“

„Keine Spaßmacher, Janos. Sondern die Städtischen Verkehrsbüros. Die Nervenzellen einer Touristenstadt.“

„Mir gefällt Genf gar nicht so sehr. Ich hatte es mir eleganter, heller und großzügiger vorgestellt.“ Und Janos zeigt Fabienne die farbige Postkarte, die er sorgsam in der Brusttasche verwahrte.

„Das ist Genf, wenn die Sonne scheint“, sagt Fabienne. „Weißt du, das ist das Genf der Hotels und Promenaden. Alors, das Genf der großen Welt. Natürlich gibt es das, Janos. Aber hier wohnen auch Menschen, die arbeiten. Und ihr seid durch das Arbeiterviertel gefahren. Genf ist eine Stadt der Industrie. Hier werden Uhren und Präzisionsinstrumente hergestellt. Sicher ist dieses Genf nicht so strahlend wie das Genf auf deiner Postkarte. Schön ist es auch. Ihr werdet sehen.“

Aber jetzt sind sie erst einmal in der Rue du Mont Blanc. Und wie sie an den vielen blitzenden Schaufensterscheiben vorbeischlendern und Hunderte, ja Tausende tickender Uhren sehen, die schwingenden Perpendikel, die großen und kleinen, die goldenen und stählernen Chronometer, den kostbaren Schmuck und den billigen Touristentinnef, da schiebt sich durch den grauen Novemberhimmel ein Sonnenstrahl.

Es geht ganz schnell: Die Wolkendecke reißt auf, vor ihnen tritt eine hohe graue Felswand aus dem Dunst, reckt sich steil und massig in den heller werdenden Tag.

„Ah“, sagt Peps. Er staunt den plötzlich erschienenen Berg an. Das Plateau ist weiß verschneit. Um die Flanken fliegen die Nebelfetzen.

„Das ist der Salève“, sagt Fabienne. „Und an ganz klaren Tagen taucht hinter ihm der Mont Blanc auf, der höchste Berg Europas.“

„Da drüben liegt schon Frankreich“, klärt Janos den Ferencz auf. Aber Ferencz hat für Naturereignisse und Geographie keinen Blick. Berge sieht er im Emmental jeden Tag. Ferencz bestaunt eine winzig kleine goldblitzende Standuhr im Schaufenster. Vier goldene Kugeln rotieren an Perpendikeln umeinander. Kristall funkelt. Es ist ein geschmeidiges, unaufhaltsames Spiel mit der Zeit.

„Das ist eine Barometeruhr“, erklärt Fernand. „Mein Vater arbeitet in dem Werk, in dem diese Uhren produziert werden. Die Uhrenfeder wird vom wechselnden atmosphärischen Druck gespannt. Wir haben in solchen Raffinessen eine alte Tradition. In Genf wurde im Mittelalter die erste Taschenuhr erfunden. Heute gibt es Uhren mit Selbstaufzug. Bei jeder Armbewegung rotiert ein Kugellager und spannt die Feder. Es gibt Armbanduhren mit Tages- und Monatskalender. Uhren sind in Autoschlüssel eingelassen. Es gibt Uhren im goldenen Armband, winzig klein. Das Uhrenglas besteht aus einer Lupe. Aber wenn du fragst, welche Uhr trägt dein Vater, wird dich die Antwort staunen machen. Mein Vater produziert diese kleinen Wunderwerke, aber er besitzt nur eine Taschenuhr. Das Leben ist teuer in solch einer eleganten Stadt.“

„Und wer trägt diese Uhren?“ fragt Peps.

„Dreimal darfst du fragen“, sagt Fabienne und zeigt in die Runde.

Auf dem Trottoir stöckeln dürrleibige Amerikanerinnen unter kostbaren Pelzen. Ein pakistanischer Edelmann steigt aus einem Wagen, der wie eine chromblitzende Rakete aussieht.

„Tauschen Sie Ihre Dollars in Traveller-Schecks“, schreien bunte Plakate von den Türen der Reisebüros.

„Die Swissair fliegt Sie täglich zur Cobacabana.“

„Die Schweizer Bankkorporation gibt alle Finanzinformationen.“

„Longines offeriert die Damenuhr mit Diamanten.“

Englische, spanische, französische Sprachfetzen wehen vorbei. Parfümduft steigt auf und vergeht. Über Snack-Bars locken Whisky-Schilder. Es ist Glanz, es gibt Pracht und märchenhaften Reichtum!

Janos kann jetzt ruhig seine Karte aus der Tasche ziehen und vergleichen. Eine breite Brücke schwingt sich über den türkisfarbenen See. In ununterbrochener Folge jagen die Autos über die Betonbahn. Im Wasser spielen Schwäne. Und die Stadt steigt an den Hügeln empor. „Hotel des Bergues". „Hotel Beau Rivage". „Hotel Angleterre". „Hotel de la Paix". Zierliche Italiener tragen grüne Schürzen über dunklem Dreß. Die Boys sind mit Koffern beladen. Vor den Marmorportalen ist Kommen und Gehen. Flaggen wehen. Und bunte Markisen leuchten...

Da bemerkt Peps den Mann mit dem braunen Ledermantel!

Peps hascht den scharfen Blick aus schwarzen Augen auf. Dann sieht er, wie der Mann sich scheinbar unbeteiligt einer Kollektion kostbarer Damenpelze im Schaufenster zuwendet.

Was will der Mann? denkt Peps. Fallen wir hier zu sehr auf? Freilich, die Schuhe sind schmutzbespritzt. Und die blaue Joppe sieht auch schon recht fleckig aus. Aber Janos trägt einen Sportpullover wie Toni Sailer. Und Ferencz ist wie frischlackiert. – Peps nimmt sich vor, ganz unauffällig zu sein. Janos diskutiert wieder einmal mit Fabienne in der Sprache, die Peps nicht versteht. Und Ferencz treibt mit Fernand Verständigung durch Zeichen. Keiner hat etwas gemerkt. Sieht er allein Gespenster? Peps hängt sich weit über die Brüstung, die den See von der Promenade abgrenzt. Ganz interessiert schaut Peps dem Spiel der Schwäne zu, die mit langem Hals und hungrig aufgesperrtem Schnabel hinter den Passanten herrudern. Dann läßt Peps vorsichtig den Blick unter dem erhobenen Ellenbogen nach rückwärts wandern. Der Mann blickt zu ihnen herüber. Das volle rote Kinn steht etwas über dem Kragen. Wie ein Denkmal steht der Mann da. – Du mußt Janos nach dem Unbekannten im braunen Ledermantel fragen, nimmt sich Peps vor. Aber niemand darf etwas merken. Wenn ich den Janos bloß von der Fabienne trennen könnte. Aber da kommt Janos schon.

„Peps, Ferencz, wir können am Quai eine Tüte Kastanien essen. Ich habe Hunger wie ein Wolf."

Peps macht einen beschwörenden Blick.

„Bist du krank?" fragt Janos verdutzt.

„Nein." Peps rollt mit den Augen. Er schiebt das Kinn vor.

„Mensch, was hast du?" Janos erschrickt. „Was ist los mit dir?"

„Siehst du nichts?"

„Etwa Gespenster?"

Fabienne, Fernand, Janos und Ferencz umringen Peps. Sie staunen ihn verständnislos an.

„Da, der Mann im Ledermantel", stößt Peps hervor. „Er beobachtet uns."

Fernand und Fabienne blicken sich an. Sie verstehen den ungarischen Peps nicht. Was ist nur mit ihm? denkt Fabienne. Und sie blinzelt verdutzt zu Janos hinüber.

Janos hat alles verstanden und alles gesehen. Auch er preßt die Lippen zusammen. Und Ferencz steht da, wie vom Donner gerührt. Aber Janos lacht jetzt laut vor sich hin. Peps muß wohl einen Witz erzählt haben. Fabienne und Fernand lachen mit, einfach weil die anderen lachen. Peps scheint ein Spaßmacher zu sein.

Mit größter Heiterkeit spazieren sie bei grünem Licht über die Pont du Mont Blanc. Und da ist der Place du Midi.

Der Kastanienröster sitzt in einer braunen Holzbude. Aus dem Dach ragt ein schmales Blechrohr. Das ist der Abzug, aus dem der Dunst und der Geruch brutzelnder Maronen quellen. Ferencz macht die Nasenlöcher weit auf und schnüffelt das liebliche Aroma. Es riecht wie in einer Nußschokoladenfabrik. Auf schwarzen Blechen springen und knacken die glänzenden Früchte, wenn der Kastanienröster mit der schwarzen Eisenzange dazwischen rührt. In der großen Platane über dem Häuschen lärmen die Möwen. Die Möwen recken gierig die Hälse. Peps hält sorgsam die bunte Tüte im Arm verborgen. Er schmult vorsichtig zu den weißen Vögeln empor. Die Möwen halten den Kopf schief und sehen Peps an. Trauen die Möwen Peps nicht, oder traut Peps den Möwen nicht?

Das Kastanienfleisch ist weich und mehlig und duftig. Ferencz kaut mit vollen Backen. Er nickt fröhlich vor sich hin bei den Zurufen des Kastanienrösters. Ferencz versteht zwar nichts, aber das braucht das lustige Männchen in der Holzbude ja nicht unbedingt zu wissen.

Der Mann im braunen Ledermantel steht jetzt vor den Auslagen eines Sportgeschäftes. Er läßt die Zunge über die vollen Lippen gleiten, während er eine große schwarze Zigarre aus der Brusttasche fingert. Janos hört das Schnappen des Zigarrenschneiders sogar durch das Brutzeln der Kastanien. Und dann kräuselt da drüben am Sportgeschäft eine ähnliche blaue Qualmwolke hoch wie hier aus dem Schornstein der Kastanienrösterei.

„Fabienne", sagt Janos. „Kennst du den Mann dort drüben?"

Fernand pfeift durch die Zähne. Fabienne sagt: „Sureté."

„Wann hast du ihn zum ersten Mal gesehen, Janos?"

„Am Quai. Darum war Peps auch so komisch."

„Ah. Wir dürfen den Ledermantel nicht merken lassen, daß wir ihn entdeckt haben. Sag das deinen Freunden, Janos. Und wir gehen jetzt in die Altstadt. Dort werden wir den Schnüffler los. Ganz bestimmt."

Die Altstadt ist ein Gewirr von schmalen Gassen, die kreuz und quer und ziemlich steil bergauf laufen. Die Autos streifen fast die Fußgänger.

Die Motoren mahlen und knurren in den großen Gängen. Die Häuser sind ehrwürdig, mit strengen Fassaden und schmiedeeisernen Toren. Durchgänge führen in schattige Höfe. Dort plätschern Springbrunnen. An den Mauern ziehen sich Arkaden entlang.

Vor einem Schützenhaus mit buntgestreiften Fensterläden drohen alte Kanonen. Verstaubte Fahnen lehnen an den Wänden. „Republique et Canton de Genève", steht über einem Wappen, das Adler und Schlüssel zeigt.

„Genf war eine Republik?" fragt Janos verwundert.

„Genf ist immer noch eine Republik", sagt Fabienne. Sie ist ein wenig ernst bei dieser Erklärung. „Hier ist alles etwas anders als in der übrigen Schweiz. Die Stadt hat sich in vielem ihre Unabhängigkeit bewahrt. Dadurch ist auch viel vom französischen Geist erhalten geblieben. Wir schwören gern wie das französische Volk auf die Vernunft. Du findest kaum Kirchen in der Stadt. Die Genfer haben sich schon immer lieber auf der Erde als im Himmel eingerichtet. Hier wurde Rousseau geboren, der Wegbereiter der französischen Revolution ..."

„Und Lenin lebte lange Jahre in Genf", wirft Fernand ein. „Er liebte unsere klare und ein wenig kühle Luft. Darum sind auch unsere Arbeiter Marxisten, weil der Marxismus vernünftig und zielbewußt ist. Was meinst du, weshalb wohl die meisten Ungarn zu den Bergbauern und nicht zu uns gebracht wurden?"

„So, wie ihr mit mir sprecht, ist lange nicht mehr mit mir gesprochen worden", sagt Janos. „Wenn man euch so hört, dann ..."

„Was ist dann?" Fernands Augen blitzen.

„Ich weiß nicht", sagt Janos leise. „Ich zerbreche mir seit Monaten den Kopf. Aber immer, wenn ich irgend etwas machen will, bin ich müde. Und ich bin auch immer zerschlagen von der Arbeit."

„Hast du schon mal versucht, Kontakt mit zu Haus zu bekommen?"

„Ja, in Bern wollte ich einmal zur Botschaft. Aber ein Polizist jagte mich von der Tür. Ich habe es dann nicht wieder versucht."

„Wie lange seid ihr jetzt hier?" fragt Fabienne.

„Acht Monate. Acht Monate zwischen Bergbauern. Arbeit von morgens fünf Uhr bis abends um zehn. Aber sie haben ja selbst nichts."

„Du kannst heute etwas über deine Heimat hören, über Ungarn. Wenn du willst." Fernand sagt es langsam. Fabienne blickt Janos groß an.

„Wieso?"

„Das sagen wir dir später. Fabienne hatte diese Idee. Und ich dachte nicht, solch feine Jungs wie euch zu treffen. Wollt ihr kommen?"

Feine Jungs? Janos hat wieder einen dicken Kloß im Hals. Peps versteht gar nichts. Aber er grinst über sein rundes lustiges Gesicht. Und Ferencz äugt vorsichtig von der Kanone herüber, die er soeben begutachtet.

Ach ja, denkt Janos. Da haben wir früher über internationale Solidarität geredet. Und im Lager waren sie auch, die Freunde aus dem Ausland. Wir haben mit ihnen gesungen und mit ihnen diskutiert. Aber nun bist du aus der Bahn geworfen und trägst eine elende Geschichte mit dir herum. Daß jetzt plötzlich Freunde im fremden Land da sind, erscheint dir wie ein Wunder. Sie kennen dich nicht. Sie wissen nur, du warst einmal Pionier. Da schauen dich die ernsten blauen Augen des Mädchens Fabienne an. Fabienne und Fernand sagen einfach „Amitiés". Janos, Peps und Ferencz sind Amitiés, sind Gefährten von Fabienne und Fernand. Internationale Solidarität! So richtig hast du dir nie überlegt, was das bedeutet. Hier hast du sie, hier führen sie dir zwei Genfer Arbeiterkinder in der Praxis vor.

„Wir kommen mit", sagt Janos.

Aber erst einmal hören sie hinter sich die klappenden Absätze des Mannes mit dem braunen Ledermantel.

Der Mann stellt sich vor die Kanone. Er steht ganz dicht bei Ferencz. Der Mann bläst den blauen Rauch seiner schwarzen Brasil über den blonden Scheitel von Ferencz. Und wenn Ferencz zum Lauf der Kanone geht, steigt der Mann im braunen Ledermantel über die Lafette. Und wenn Ferencz am Geschützverschluß hantiert, steht der Mann im Ledermantel mit seinem dicken Bauch vor der Mündung des Rohres.

Es ist ein stiller Zweikampf. Fernand denkt, noch fünf Minuten. Dann greift sich dieser dicke Kerl den Kleinen. Dann geht das Theater los.

Fernand steckt die Finger zwischen die langen Zähne. Er pfeift eine grelle Dissonanz, die sich im Gewölbe des Schützenhauses scheppernd bricht.

Auf der Straße bleibt prompt ein klappernder Citroen stehen. Ein verdutzter Fahrer schiebt den Kopf aus dem Wagenfenster. „Qu' est que ce? Was ist?" brüllt der Fahrer zu Fernand herüber. Fernand zeigt aufgeregt auf die Vorderpneus der rostigen Blechkutsche. Der Fahrer schüttelt den Kopf. Er schickt sich gemächlich an, auszusteigen. Hinter ihm stauen sich die Autos. Die Gasse ist zu schmal. Überholen ist nicht möglich. Eine Limousine läßt ihr Boschhorn heulen. Flüche werden laut.

Der Mann im Ledermantel ist nicht nur von Beruf, sondern auch ganz privat sehr neugierig. Außerdem rebelliert das Polizistenherz. Der Mann schiebt den gestikulierenden Fernand mit einem Ruck beiseite. Er drängelt sich zwischen die rufenden und schimpfenden Menschen.

„Attention", flüstert Fernand. „Alle hinter mir her."

Hinter dem Schützenhaus liegt ein großer Hof. Eine Kolonnade nimmt sie auf. Eine Bohlentür läßt sich öffnen. Bäume auf einem Platz. Dann winden sich viele, viele Stufen in die Tiefe. Es geht aus der Altstadt hinaus zum See hinunter.

Es ist eine wilde Jagd!

Ferencz und Peps rutschen und kollern mehr als sie laufen. Fabienne zerreißt sich den blauen Mantel an einem Haken in der Wand. Stufen, Stufen, Stufen. Die Füße trappeln über Pflastersteine. Die Schuhe rutschen über glitschiges Moos.

Dann stehen sie unten auf der Straße.

Janos wirft noch einen Blick zurück. Ganz klein und winzig steht oben an der Stadtmauer ein Mann. Wie ein neugieriger Vogel sieht er aus.

„Der Kerl ärgert sich schwarz", knurrt Fernand zufrieden.

Janos schleicht ein unheimliches Gefühl über den Rücken. Er denkt an Schorsch, an die Dolmetscherdienste heute abend, an die Rückreise morgen. Ihm ist, als ob er freihändig über ein langes Seil liefe. Es wird hart werden.

Schorsch Ritter verliert das Spiel

Mit dem Abend ist der Nebel zurückgekommen.

Das zähe feuchte Grau webt milchige Schleier um die zittrig blakenden Ampeln der Vorstadt. Die Häuserfronten wachsen zu düsteren Felsgebilden zusammen. Über Straßenbahnschienen und Trottoirs kriecht klamme Kälte dahin. Ein Glockenspiel klingelt dünn und hohl durch das Dunkel. Die Menschen auf den Straßen beschleunigen den Schritt. Heute abend sind in der sonst so einsamen Genfer Vorstadt Charmille viele Menschen unterwegs. Überall glühen durch das Grau des Nebels die Funken der Zigaretten. Der melodiöse Singsang des Französischen steigt auf und verklingt.

Auf den Fahrbahnen leuchten die gelben Scheinwerfer der Nebellampen. An den Kreuzungen steht frierende Polizei. Die Köpfe sind von den weißleuchtenden Casquettes gekrönt. Sie sehen aus wie Tropenhelme. Die Ledermäntel glänzen im Autolicht. Trillerpfeifen jagen ihre grellen Dissonanzen in das Dunkel.

Noch hundert Schritt. Dann öffnet sich eine andere Welt. Ein riesiges Sportstadion steigt aus der Nacht, strahlend hell im scharfen Licht der Tiefstrahler. Der Nebel brandet in grauen Wellen gegen die knisternden und zischenden Lampen, bricht sich im bläulichen Licht, verdampft und jagt erneut in dichten Schleiern heran. Aber die tausend Menschen, die sich durch das hohe Steinportal drängeln, treten in ein gut ausgeleuchtetes Forum.

„Vasas Budapest-Young Boys Bern! Europacup-Bewerb Ungarn-Schweiz", meldet die riesige Spieltafel.

Auf einem Lichtband zucken die Reklamesprüche entlang. „Gauloise Filtre Bleu, die Zigarette des verwöhnten Rauchers!" „Immer das Journal de Geneve mit dem ausführlichen Sportteil!" „Der Gourmet ißt Salami Hongroise." „Omega-Uhren kontrollieren auch diesen Spielverlauf!"

An den Fahnenmasten flattern die Farben der Ungarischen Volksrepublik und der Schweizer Eidgenossenschaft. Vor jedem Fahnenmast aber steht ein Polizist. Der Helmriemen sitzt unterm Kinn. Das weiße Lederzeug leuchtet.

Seltsame Gegensätze! Auf den Rängen schiebt und drängelt sich ein lustig schwatzendes Publikum. Auf der Aschenbahn aber steht alle zwei Meter ein Polizist. Am Koppel baumelt der weiße Schlagstock. Zivilisten mit scharfem Blick, den Ledermantelkragen hochgeschlagen, sind an den Eingängen postiert. Breitbeinig und behäbig ruhen sie in sich, ihrer Macht bewußt.

Vor der Ehrenloge sitzt Schorsch Ritter!

Schorsch trappelt nervös mit den Füßen hin und her. Der schnelle Blick seiner gelben Augen huscht wie ein Taschenlampenlicht die Ränge auf und ab. Schorsch denkt: Zwanzigtausend Zuschauer faßt das Stadion. Fünfzehntausend Menschen müssen schon da sein. Wenn wir alle gegen Vasas aufbringen, hat sich die Reise gelohnt. Und der Chef wird sich freuen.

Als der Gedanke an den Chef durch die Windungen des Ritterschen Gehirns kriecht, hören die Füße auf zu trappeln. Schorsch nimmt Haltung an.

Der Chef ist für Schorsch Ritter ein Mythos. Der Chef ist alles das, was Schorsch Ritter nachts in verwegenen Träumen ersehnt. Der Chef ist Macht und Größe und Stärke und Brutalität. Er ist der große Einsame, der Führer schlechthin. Er ist die Dunkelheit und das Licht. Der Chef ist ER, groß geschrieben.

Der Chef ist von Adel. Schon das allein läßt Schorsch Ritter erschauern. Der Chef ist Würde. Die Würde präsentiert sich hinter einem Mahagonitisch in marmorverkleidetem Saal, nach dessen Durchschreiten Schorsch Ritter nur noch „man“ ist, ein jemand, ein Nichts. Der Chef ist Reichtum. Der Reichtum ist schon im linken Manschettenverschluß manifestiert, dort leuchtet und prangt ein Knopf, mit funkelnden Brillanten besetzt. Schlanke Finger, weiß und gepflegt, tragen ein Vermögen in blitzenden Ringen. Der Chef ist Macht. Seine Stimme ertönt in den Herrenklubs Westeuropas wie das Donnergrollen eines Gewitters.

Auf den Wink der ringbesetzten Hand hin wurden vor Jahresfrist Eierhandgranaten in Rotkreuzbüchsen verlötet, Maschinenpistolen als Verbandsmaterial deklariert, Patronen in Heftpflasterpackungen gefüllt und Haftladungen in Wattebündel verschnürt. Das blitzende Monokel fixierte die topographische Karte Ungarns und ergriff Besitz von volkseigenen Betrieben, landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, vom Parlament und von der Regierung. Und die eherne Stimme des Chefs schepperte wie ein Klöppel an das Metall der Glocke: „Volk ist zur Arbeit da und nicht zum Regieren. Bauern gehören nicht ins Parlament, sondern in die Scheune. Wir werden also den Kommunismus ein für allemal beseitigen und das Land wieder denen zuführen, denen es früher gehörte.“

Der Chef ist die Schlauheit und Raffinesse und Brutalität, die Schorsch Ritter anbetet wie die Madonna in der Kirche. Mit der Rotkreuzbinde am Arm stand die eherne Gestalt vor einem Jahr auf den Stufen des Regierungsgebäudes in Budapest. Der Arm war in fernste Fernen gereckt, wo die Salven der Erschießungspelotons gegen die Kommunisten krachten. Das Auge blitzte hinter dem funkelnden Glas des Monokels, wenn es über die Äste mit den erhängten Arbeitern schweifte. Die Juchtenstiefel waren mit dem Blut der Ermordeten bespritzt. Damit war für Schorsch Ritter der Adel schlechthin vollkommen. Der Panzer der Roten Armee, der allerdings mit drohend erhobenem Rohr um die Ecke rasselte, brachte die Juchtenstiefel in lebhafte Bewegung. Das Monokel zerschellte auf den Stufen des Regierungsgebäudes. – Aber als Schorsch Ritter nach vier Wochen eines entbehrungsreichen Marsches durch Wälder und Dickicht, von Arbeitern und Bauern gejagt, wieder in der Kommandozentrale auftauchte, saß dort der Chef!

Der Chef, das ist: billige Strategie und brutale Taktik, Borniertheit und blutiges Geschäft, Kriegslust und Mordgier, Dunkelmännertum und politische Dummheit, unverbesserliches Gestern, verbrecherische Intoleranz und Menschenfeindlichkeit in einer Person. Der Chef ist alles das, was ein kleiner Gauner und schmutziger Faschist wie Schorsch Ritter anbetet, als Größe, als Held und als Führer bezeichnet!

Die ringgeschmückte Hand gab Schorsch Ritter vor vier Wochen ein Zeitungsblatt in die Hand. Zwischen goldenen Jacket-Kronen zischte er böse hervor: „Daraus wird nichts." Aus dem Europacup-Bewerb zwischen Ungarn und der Schweiz auf Schweizer Boden nämlich. – Der Chef gibt den Kampf nicht auf, dachte Schorsch erschauernd. Nichts ist verloren, alles geht weiter. Und demütig horchte er den Tiraden. – „In Bern", schepperte die Stimme, „wurde das Spiel dank unseres Eingreifens verhindert. Der Gemeinderat erklärte sofort, daß er die Verantwortung nicht übernehmen kann. Die großen Zeitungen des Landes haben in unserem Auftrag geschrieben. Unser Herrenkomitee druckt Flugblätter und Plakate gegen diese unerhörte Begegnung. Da Genf das Spiel übernommen hat, haben wir den Genfern unsere Unterstützung im Kampf gegen diese Schande zugesagt. Sie, Ritter, sind der zuverlässige Mann, der mit unseren Leuten dort öffentlich gegen den Kommunismus auftreten wird. Sie gehen mit Gott – und nicht ohne Geld ..." Ein großer Plan darf nicht an Kleinigkeiten scheitern!

Aber der Chef sitzt im Marmorsaal. Und Schorsch Ritter sitzt im Charmille-Stadion zu Genf. Dort ist die genial geflochtene Schlinge, hier ist der neblige Herbstabend. Rings um Schorsch wird französisch gesprochen. Und der fünfzehnjährige Dolmetscher ist wie vom Erdboden verschluckt.

Der taktische Zug, vom Chef ausgedacht und in Schorsch Ritters Gehirn übertragen, sitzt immer noch in Schorsch Ritters Gehirn und nicht in den

Köpfen der vierhundert aus den verschiedenen Richtungen herangereisten Ungarn. Schuld daran war das Malheur mit dem Omnibus auf dem Flohmarkt, in dem ausgerechnet Schorsch Ritter saß. Vier Stunden lang verhörten ihn diese operettenhaften Polizisten. Wenn nicht „ER“ irgendwo gedonnert hätte, wie Zeus in den Wolken, säße Schorsch Ritter noch immer beim Verhör.

„Zwanzigtausend sind jetzt eingelassen! Wir werden das Stadion sperren“, flüstert eine Stimme über die Schulter. Schorsch zuckt zusammen. Es ist einer der Männer im braunen Ledermantel.

„Was ist mit den Kommunisten? Viele da?“ fragt Schorsch.

„Keine Sorge, wer den Mund aufmacht, fliegt raus! Wir sind genug Leute.“

„Aber die Zwanzigtausend?“

„Unorganisierte Masse. Die macht uns keine Sorgen. Übrigens sind unsere Wachen verständigt. Ihre Leute brauchen nichts zu befürchten.“

Das klappt also, denkt Schorsch. Und wieder rinnt ihm der Schauer der Ehrfurcht vor Macht und Verbindung seines Chefs über den Rücken. Schorsch Ritter muß handeln! Durch das Stadion gellen Pfiffe. Aber sie gelten wohl nur dem verzögerten Spielbeginn.

Schorsch muß seine Leute benachrichtigen. Schorsch hebt den Blick. Ihm wird schwindlig. Köpfe, Köpfe, Köpfe. Zwanzigtausend Menschen. Wo soll er jetzt seine Leute finden?

Schorsch Ritter hüpft auf die Aschenbahn. Aber da sind schon wieder zwei der Operettenpolizisten hinter ihm her. „Monsieur“, schreien sie und fuchteln mit den weißen Knüppeln. Sie haben offensichtlich noch immer nicht ihre Anweisungen verstanden.

Also zurück auf den Rang.

Der beizende Tabakgeruch steigt Schorsch in die Nase. Er hustet. „Pardon, Monsieur“, sagen höfliche Männer. Aber sie lassen ihn weder vor noch zurück, denn jetzt brandet Jubel auf. Grelle Pfiffe ertönen.

Schorsch reibt sich die vom Tabakqualm brennenden Augen. Sein trüber Blick sieht die Berner Young Boys Mannschaft ins Stadion laufen. Von der anderen Seite aber kommen die Ungarn. Da kommt Vasas Budapest.

„Nieder“, krächzt Schorsch Ritter. Aber der Tabakdunst fährt ihm in die Kehle. Er muß husten ...

Janos sitzt neben dem alten Batosz auf der Holzbank im fünften Rang. Peps und Ferencz stehen auf den Planken. Wie aus der Vogelflugperspektive breitet sich das Stadion unter ihnen. Die Spieler sind klein und winzig. Das Lärmen der Zwanzigtausend brodelt herauf.

Der alte Batosz ist genauso aufgeregt wie Peps und Ferencz. „Ob sie gewinnen, Nachbar?“ flüstert er Janos zu.

„Wer?"

„Na, die Unseren. Die Vasas, Brüderchen, was meinst du?"

Der Postbote György singt mit hoher Stimme, vor Aufregung zitternd, ein Lied.

„Halt's Maul", schreien sie von hinten. Hier auf dem Rang sind lauter Ungarn. Die meisten sind nervös. Sie zittern nicht vor Kälte.

Zwanzigtausend, denkt Janos. Und es wird nichts passieren? Nein, sagte der Schweizer Genosse im Heim der Avant Coureurs. Es wird nichts passieren. Viel zuviel Menschen. Da kommen Provokateure nicht durch. Und unsere Genfer wollen ein Spiel sehen, aber keine Keilerei. Das erste Spiel seit einem Jahr mit einer guten Mannschaft. Das läßt sich keiner entgehen. Außerdem waren die Karten nicht billig. Wer Keilerei sehen will, der geht zu den Catchern. Aber er geht nicht ins Charmille-Stadion. – Und die Polizei? Und die dickleibigen Zivilisten in den Ledermänteln? Sieht das nicht alles nach Spannung, nach Provokation aus? Es ist doch sicher alles gut eingefädelt. Die Polizei beruft sich auf den Auftrag. Sie muß auf Sicherheit und Ordnung achten. Sie hat Verantwortung für einen ungetrübten Verlauf des Spieles. Dann läßt Schorsch stänkern. Er macht das überall im Stadion. Dann muß die Polizei eingreifen. Aus! Es gibt eine Riesenkeilerei. Die Genfer Genossen werden das nicht verhindern können. Wenn jeder auf jeden losgeht, wird man Freund und Feind nicht unterscheiden. Schrieb nicht die reaktionäre Presse: „Es wird Mittel und Wege geben, dieses Spiel zu verhindern"? Konnte man etwa nicht in der größten Zeitung des Landes lesen: „Die Angelegenheit ist nicht erfreulich. Sie wird sich sicher noch in unserem Sinne regeln lassen"? –

Anpfiff! Janos schreckt hoch.

Es ist eine unheimliche Stille im Stadion. Zwanzigtausend verhalten den Atem. Man hört bis hierher das Zischen und Knistern der Quarzlampen über der Rasenfläche.

Noch immer Stille. Nur unten auf dem Spielfeld erklingen die „Hep"- und „Heh"-Zurufe der Spieler.

Mir reißen glatt die Nervenstränge durch, denkt Janos. Das hält doch kein Mensch aus. Diese unheimliche, mit Nervosität geladene Stille! Gleich wird es pfeifen. Ziehen nicht die Männer in den Ledermänteln schon die Hüte fester? Und die uniformierten Polizisten: Hantieren sie nicht nervös mit dem Schlagstock?

„Unsere sind im Angriff", flüstert der alte Batosz mit heiserer Stimme. „Du, Janos, siehst du die Jungs laufen?" Der alte Batosz schneuzt und verschluckt sich.

„Vasas!"

Wer hat das gerufen?

Niemand weiß es mehr.

Plötzlich ist der fünfte Rang ein Hexenkessel. Die Stille zerspritzt in den hellen Diskantrufen der Frauen, im donnernden Gebrüll der Männer.

„Vasas!"

„Vasas!"

„Vasas!"

Das wogt über das Stadion. Das wird im zweiten Rang aufgefangen und gegenüber vom vierten Rang weitergegeben.

„Vasas!"

Postbote Györgi klettert mit zitternden Beinen auf die Bank. Er singt ein ungarisches Lied. Der alte Batosz weint. Peps und Ferencz rufen mit ihren hellen Stimmen.

Es fällt das erste Tor.

„Tor für Ungarn", rufen sie im fünften Rang. Sie liegen sich in den Armen. Es ist ein Sieg. Ein Sieg für die Heimat, für das Land, das sie verlassen haben, aber das sie lieben und an dem sie hängen mit allen Fasern ihres Herzens.

„Weihnachten bin ich zu Haus", sagt der alte Batosz mit leuchtenden Augen jedem, der es hören und jedem, der es nicht hören will.

„Unsere Vasas-Mannschaft", ruft eine Frau immer wieder und weint. In ihr kommt alles hoch, denkt Janos. In ihr kommen das Elend und der Dreck der vergangenen Monate hoch. Das Sichduckenmüssen. Das Verlassensein unter Menschen, denen sie sich auslieferte, als sie daheim weglief.

Was mag der große starke Mann da denken, dem die Tränen wie einem Kind über die Wangen laufen? Er ist ein Mann wie ein Bär, mit Händen wie Schaufeln. Aber er weint. Was mag er durchgemacht haben? Vielleicht war er Arbeiter im großen Stahlwerk in Pecz, ein Herr über den Chargierkran, selbstbewußt und stolz auf seine Arbeit. Was ist er hier? Er ist ein Nichts, das sich von jedem stoßen lassen muß, der Freude am Krakeel hat. Er ist ein Flüchtling in des Wortes wahrster Bedeutung. Immer gejagt, von keinem angehört, hundertmal am Tag zum Dankeschön verpflichtet, zum Mützenziehen, zum Bücken, zum Kriechen. Los des Mannes, der die Heimat verließ! Mit scheelen Augen von den Menschen der eigenen Klasse angesehen, die in ihm den Streikbrecher, den Akkordschinder, den gekauften Spitzel sehen. Argwöhnisch beobachtet von denen, die ihn über die Grenze lockten. Er lebte ja in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, er sah und hörte Dinge, die Sprengstoff sind in der kapitalistischen Gesellschaft. So muß er sich zehnmal am Tag demütigen und erniedrigen.

Das alles bricht nun durch. Der getretene Stolz bäumt sich auf. Janos hat die Worte alle im Ohr, die hämischen und verachtungsvollen. Landstreicher, Tagedieb. Wie oft sind ihm Beschimpfungen auf der Straße hier-

her begegnet. Mit Achtung und Anstand haben ihn nur diese Pioniere heute behandelt. Und sie stehen auf der Seite derer, die er vor Jahresfrist verließ. Verließ? Aber Janos, du hast sie doch gar nicht verlassen. Du bist ihnen doch immer noch verbunden. Noch stärker bist du ihnen vielleicht verbunden als früher. Und deine Geschichte, Janos? Die Geschichte läßt sich ändern, wenn du nur willst. Hör auf den alten Batosz, was er immer wieder vor sich hinflüstert, als habe er Angst, am eigenen Entschluß irre zu werden.

„Ich geh nach Haus. Weihnachten bin ich zu Haus."

„Halt's Maul, du! Dir werden wir es zeigen!" Ein brutaler Bursche verkrallt sich mit flatternden Händen in die Jacke des alten Batosz. „Dir werden wir es zeigen. Nach Hause? Davonlaufen, was?" wütet der Bursche. Er tritt Ferencz vor das Schienbein. Janos bekommt einen Schlag.

Aber da sind sie schon über ihm. Der Mann mit den Händen wie Schaufeln nimmt den Burschen hoch. Er schüttelt ihn hin und her. „Du, du bist ganz ruhig, du. Lumpen wie du sind heute ganz ruhig! Das ist diesmal unser Spiel und nicht das eure!"

„Mit dir werden wir abrechnen! Hilfe!" schreit der Bursche.

Zwei Männer in den braunen Ledermänteln schieben sich in die Reihe.

Jetzt geht es los, denkt Janos! Jetzt ist alles aus! Die Regie klappt doch noch. Jetzt werden sie Lärm machen und das ganze Stadion in eine Höllenmaschine verwandeln.

Vorn im Rang sitzen Genfer Arbeiter. Sie sind ein stolzes Volk. Sie kuschen vor keinem Polizeiknüppel. „Un moment, Messieurs", sagen die Arbeiter zu den beiden Männern im Ledermantel. „Ici notre place. Wir brauchen keinen garde-fous!" Ganz höflich und diszipliniert sagen die Arbeiter das harte Wort. „Wir brauchen keinen Narrenschutz!"

Und im Nu stehen die beiden Männer in den Ledermänteln wieder verdutzt im Gang! Sie sagen gar nichts. Denn ihre Stimmen würde man doch nicht mehr hören.

„Young Boys", trompetet es durchs Stadion.

Über das Spielfeld jagen die schweren Gestalten der Schweizer.

„Tooor!" schreien zwanzigtausend Menschen.

Halbzeit. „Entr' acte!" sagen sie auf den Rängen. Pause! Wieder beizt der Qualm der schweren schwarzen Zigaretten auf. „Glace! Framboise! Kirsch! Vanille!" rufen die Eisverkäufer ...

Schorsch pafft zitternd eine der schwarzen Zigaretten. Das gelbe Maispapier funkt und stäubt. „Mann, seien Sie doch nicht so aufgeregt", flüstert einer der Männer im braunen Ledermantel. „Das nutzt ja nun auch nichts."

„Alles verloren", stöhnt Schorsch Ritter. An seiner Nase vorbei sieht er schon die ringgeschmückte Hand des Chefs fuchteln. Schorsch hört die ehr-

würdige Stimme scheppern: „Das verantworten Sie ganz allein, Ritter! Sie ganz allein! Sie werden die Konsequenzen ziehen müssen!" Es sind die Konsequenzen, angedeutet, die Schorsch Ritter eisige Schauer den Rücken hinunterjagen.

Da kommt noch ein Mann im braunen Ledermantel. Er tippt höflich an die Hutkrempe und beugt sich zu seinem Kollegen hinunter. „Auf Rang fünf, bei den Ungarn, ist glatter Aufruhr! Einer trat mit der ausgegebenen Parole auf und wurde glatt verdroschen. Von den eigenen Landsleuten! Wollte eingreifen, aber es gab Ärger mit dem Publikum. Nichts zu machen. Die Leute sind wie aus dem Häuschen. Riskieren zuviel, wenn irgendetwas laut wird. Kann nur auf uns zurückfallen. Diplomatenstadt, na, Sie wissen ja. Im Europabüro der UNO sitzen nicht nur Europäer, sondern auch Farbige. Sehen alles von einer anderen Perspektive, haben nichts übrig für Antikommunismus. Und dann die vielen sozialistischen Vertretungen. Das Wagnis ist zu groß. Unter Umständen gibt's sogar Ärger mit den Amerikanern. Was sollen wir machen?"

„Gar nichts", sagt der Mann neben Schorsch und blickt auf. „Gar nichts. Alles zurückziehen. Anschließend Lagebesprechung!"

„Sind Sie verrückt geworden?" fährt Schorsch auf. „Das geht doch nicht. Sie können doch nicht vor den Kommunisten davonlaufen."

„Halten Sie den Mund! Sie sind ja nicht mehr normal." Der Mann im Ledermantel ist von eiskalter Ruhe. „Merken Sie sich! Wir können manches für Sie tun, aber nicht alles. Nach außen sind wir auf jeden Fall neutral. Damit Sie Bescheid wissen. Und wenn hier etwas schiefgeht, sperren wir Sie ein und schieben Sie ab über die Grenze. Verstanden? Wir spaßen nicht!"

„Aber ..."

„Noch etwas?"

„Nein, nichts mehr." Schorsch fällt auf die Bank zurück. Das Spiel tost in seinen Ohren wie eine Brandung. Ertrinken müßte man, denkt er ...

„Vasas!"

„Vasas!"

Sie rufen im fünften Rang nun im Sprechchor. Das hallt wie eine einzige Stimme durchs Stadion: „Va – schas, Bu – da – pescht!"

Die Genfer und die Ungarn nicken sich zu. Sie feuern gegenseitig ihre Mannschaften an. Es ist eine Kundgebung guten Willens. Es ist eine Demonstration des Miteinanderlebens in der Welt. Und wenn es auch nur ein Fußballspiel ist – es ist ein Spiel um die Palme gegenseitiger Achtung.

So schießen die Vasas aus dem fernen Budapest noch ein Tor.

Die Ungarn gehen als Sieger vom Platz.

„Hast du Schorsch gesehen?" fragt Janos den alten Batosz auf dem Heimweg.

„Junge, was willst du jetzt noch von diesem Kerl?“

„Mir geht soviel durch den Kopf. Ich möchte ihm alles ins Gesicht schreien.“

„Halte lieber den Mund und setz dir keine Läuse in den Pelz. Rede nicht und handle lieber! Ich für meinen Teil bin Weihnachten zu Haus.“

„Und wir?“ fragt Peps.

„Was machen wir?“ fragt Ferencz.

„Wir fahren auch“, sagt Janos, als er sich neben die Freunde in das Stroh des Notquartiers der Genfer Primarschule legt.

In der Ecke singt der Postbote Györgi noch ein Lied. Aber jetzt verbietet ihm niemand das Singen. Sie summen alle mit. Nur Peps und Ferencz schlafen.

Janos liegt mit offenen Augen im Dunkeln.

Franz Fühmann

DIE SUCHE NACH DEM WUNDERBUNTEN VÖGELCHEN

Mitten in unserem schönen Land, sieben Wälder und sieben Genossenschaftsfelder hinter der Hauptstadt Berlin, liegt die kugelrunde Stadt Käsebrot, und mitten in der kugelrunden Stadt Käsebrot ist ein großer grüner Platz, und mitten auf dem großen grünen Platz ist ein buckliger brauner Baum, und mitten auf dem buckligen braunen Baum ist ein dicker knorriger Ast, und mitten auf dem dicken knorrigen Ast ist ein breites bleisilbernes Blatt, und mitten auf dem breiten bleisilbernen Blatt ist ein kuschliges blaues Nest, und mitten in dem kuschligen blauen Nest ist ein feuerrotbäuchiges Vöglein mit einem vollmondgelben Rücken, einem seerosengrünen Schwanz und einem veilchenblauen Köpfchen, und mitten in dem veilchenblauen Köpfchen stecken über einem zuckerweißen Schnäbelchen zwei winzige purpurne Äuglein, und wenn die winzigen purpurnen Äuglein sich auftun, dann sehen sie gerade in den Schlafsaal des Kinderwochenheimes der kugelrunden Stadt Käsebrot.

Die Kinder dort lieben das Vögelchen sehr, und weil sie alle gute fröhliche Kinder sind, dürfen sie das Vögelchen auch betreuen und behüten. Denn das Vögelchen ist sehr kostbar; es gibt nur noch ein einziges dieser Art auf der Welt.

Von weither kommen die Menschen, um dieses Vögelchen zu sehen und seinem Gesang zu lauschen. Sie melden sich vorher beim Pionier vom Dienst, und der führt dann die Besucher hinaus auf den großen grünen Platz und sagt ihnen: „Bitte, ganz leise, nicht zu nahe an den Baum heran und nicht rufen, lachen, mit den Füßen stampfen oder Gesichterfratzen schneiden, daß unser wunderbuntes Vögelchen nicht erschrickt!“

So war es alle Tage. Aber eines Oktobermorgens, als die Kinder aufwachten, da merkten sie, daß ihnen etwas fehlte. Was war es nur?

Schließlich rief Sonja: „Kinder, unser Vögelchen singt ja gar nicht sein Morgenlied!“

„Vielleicht schläft es noch“, sagte Lutz und rekelte sich dabei im Bett. Lutz fiel es immer schwer, morgens aus den Decken zu kriechen.

„Unser Vögelchen ist doch keine solche Schlafmütze wie du“, sagte Bärbel. Die Kinder lachten.

„Du kriegst gleich einen Schwinger vor die Nase“, sagte Lutz und sprang im Bett auf beide Beine, daß das Bettgestell krachte.

Sonja sah zum Fenster hinaus. „Wir wollen uns schnell anziehen, Kinder, und dann nachschauen gehen“, schlug sie vor.

Im Nu waren die Kinder in ihren Hemdchen und Röckchen und Höschen und Söckchen und stürmten hinaus auf den großen grünen Platz. Erschrocken blieben sie beim buckligen braunen Baum stehen. Das kuschlige Nest auf dem breiten bleisilbernen Blatt war leer.

Die Kinder stürzten ins Heim zurück. Noch während des Laufens schrien sie: „Frau Rasselbusch, Frau Rasselbusch, es ist uns davongeflogen!“

Frau Rasselbusch, die Leiterin des Kinderheims, kam aus dem Haus, und hinter ihr, den Kochlöffel in der Hand, Tante Erna, die Heimköchin.

„Unser Vöglein ist fortgeflogen“, klagten die Kinder.

„Das kann nicht sein“, sagte Frau Rasselbusch. „Unser Vöglein hat uns viel zu lieb, um einfach fortzufliegen. Vielleicht hat es sich eben mal versteckt? Wir wollen ein Weilchen warten und ganz ruhig sein.“

Alle warteten ein Weilchen und waren so ruhig, daß man die Käfer im Gras spazieren gehen hörte.

„Nichts“, flüsterte Bärbel traurig. Sonja fing an zu weinen.

„Was machen wir denn jetzt, Frau Rasselbusch?“ fragte Lutz.

„Es gibt nur eine Möglichkeit: Unser Vögelchen ist gestohlen worden“, sagte Frau Rasselbusch.

„Gestohlen?“ riefen die Kinder empört.

„Gestohlen!“ wiederholte Frau Rasselbusch. „Ich rufe gleich die Volkspolizei an. Wascht euch indessen und geht dann in den Eßsaal frühstücken!“

Die Kinder gingen sich waschen, und dann gingen sie in den Eßsaal. Es gab heiße süße Milch und Kuchenbrötchen mit Butter. Aber die Kinder hatten keinen Appetit. Traurig dachten sie an das gestohlene Vögelchen.

„Ob es wohl schon sein Futter gekriegt hat?“ fragte Sonja.

„Wenn ich den Kerl fasse, der das Vögelchen geklaut hat, dann hau ich ihm einen Schwinger vor die Nase, daß er sich dreimal überschlägt“, drohte Lutz und boxte wütend in die Luft.

„Du wirst ihn gerade fassen, du Schlafmütze“, sagte Bärbel.

„Klar fasse ich ihn“, schrie Lutz. Bärbel widersprach.

Es hätte fast großen Krach gegeben, doch da hörten die Kinder ein lautes Hupenzeichen: Tatüü tatüü tatüü tatüü! Ununterbrochen gellte die Hupe, und da schoß auch schon ein Auto heran, das auf dem Dach eine große Lampe trug, die wie ein Zylinderhut aussah und blaue Blitze sprühte.

Das Auto bremste jäh, und zwei Volkspolizisten, ein großer und ein kleiner, sprangen heraus. Frau Rasselbusch lief ihnen entgegen. Die Kinder drängten sich ans Fenster, um alles genau zu sehen.

Die Volkspolizisten traten vorsichtig an den buckligen braunen Baum heran, und der Große zog einen Zeichenblock aus der Tasche und begann zu zeichnen.

„Warum malt der denn jetzt Männeken, Tante Erna?“ fragte Lutz.

„Der malt keine Männeken“, sagte Tante Erna, „der zeichnet alles genau auf, damit er diesen Ort immer vor Augen hat, wenn er nach dem Dieb forscht.“

Währenddessen hatte der kleine Volkspolizist ein weißes Pulver in einer Schale mit Wasser angerührt. Dann hockte er sich hin und bestrich den Boden unmittelbar unter dem dicken knorrigen Ast des buckligen braunen Baumes mit dieser breiigen Masse.

„Was macht der denn da für eine weiße Eierpampe, Tante Erna?“ fragte Bärbel.

„Das ist Gipsmasse“, sagte Tante Erna. „Ich will euch das erklären. Wenn jemand in weiche Erde tritt, so gibt das doch Tapsen im Boden. Solche Tapsen nennt man Spuren, Fußspuren. Der böse Mensch, der uns das Vögelchen gestohlen hat, hat auch solche Fußspuren hinterlassen. In diese Spuren wird nun der Gipsbrei gegossen. Gipsbrei trocknet aber an der Luft sehr schnell ein. So bekommt man einen Abguß der Spur. Schaut hin!“ sagte sie.

Die Kinder preßten ihre Nasen am Fenster fast platt. Der kleine Volkspolizist hob jetzt den gehärteten Gipsbrocken aus der Erde.

„Nun hat er einen genauen Abdruck von der Fußspur“, sagte Tante Erna, „und daraus kann er allerlei ablesen: Ob der Dieb zum Beispiel große oder kleine Schuhe und demnach große oder kleine Füße hat, ob er Schuhe mit Porokreppsohle oder glatter oder genagelter Sohle trägt. Das ist alles sehr wichtig, denn daran kann man ihn wiedererkennen.“

Während sie so erklärte, langte der große Volkspolizist zum dicken knorrigen Ast hinauf und nahm vorsichtig etwas Weißes von der Astrinde ab.

„Was pflückt der da, Tante Erna?“ fragte Sonja.

„Das weiß ich auch nicht“, sagte Tante Erna.

Doch schon war wieder etwas Neues zu sehen. Die beiden Volkspolizisten gingen, langsam und immer über die Spur gebückt, vom Baum weg bis zur Straße. Der große Volkspolizist zeigte auf eine bestimmte Stelle am Straßenrand, und der kleine Volkspolizist schrieb etwas in ein Notizbuch. Dann machten sie kehrt, gingen zum Heim zurück und betraten den Eßsaal.

„Guten Morgen, Kinder!“ sagten die Volkspolizisten und grüßten.

„Guten Morgen!“ riefen die Kinder zurück. Dann schwieg alles in größter Spannung.

„Ich bin Hauptwachtmeister Wiesel“, sagte der große Volkspolizist. „Und hier ist mein Kamerad, der Hauptwachtmeister Löffelholz. Wir müssen euch sagen, Kinder, daß der Fall leider sehr ernst ist. Euer wunderbuntes

Vögelchen ist gestohlen worden. Wollt ihr mithelfen, den bösen Dieb zu finden?"

„Ja. Ja. Ja!" riefen die Kinder begeistert.

„Wir wissen natürlich noch nicht, wer es gewesen ist", fuhr Hauptwachtmeister Löffelholz fort. „Wir müssen das erst ausknobeln. Ein paar Anhaltspunkte aber haben wir schon." Er hob die Gipsstücke hoch und sagte: „Der Dieb hat eine deutliche Fußspur hinterlassen. Als er nach dem Vögelchen griff, hat er sich auf die Zehen stellen müssen. Seht her: Die Stelle, wo die Zehen sind, ist tiefer eingedrückt als die Ferse. Nun liegt das Nest aber nicht sehr hoch. Daraus können wir schließen, daß der Dieb ein ziemlich kleiner Mann gewesen sein muß."

„Könnte es nicht ein Kind gewesen sein?" fragte Bärbel.

„Du denkst aber gut", sagte Hauptwachtmeister Wiesel. „Doch zeig einmal dein Füßchen!"

Bärbel hob ihren linken Fuß hoch, und Hauptwachtmeister Wiesel hielt die Gipsspur gegen ihre Sohle. Die Gipsspur war um vieles größer.

„Sieh", sagte Hauptwachtmeister Wiesel, „die Fußspur sagt uns, daß der Dieb große Schuhe anhatte. Also hat er auch große Füße. Solch große Füße aber kann kein Kind haben."

„Noch etwas Wichtiges sagt uns die Fußspur", erklärte Hauptwachtmeister Löffelholz und wies auf eine dicke Stelle an der Sohle. „Seht", sagte er, „diese dicke Stelle hier erzählt uns, daß der Dieb einen derben Flicken an der Sohle hat."

Hauptwachtmeister Wiesel hob dann einige weiße Fäden hoch. „Und das", sagte er, „sind weiße Baumwollfäden. Sie hingen am Baumstamm, gerade an der Stelle, wo der Dieb sich hinaufgereckt hat. Könnt ihr daraus etwas ablesen?"

Die Kinder dachten nach. Dann riefen gleich zwei auf einmal: „Der Dieb hat einen weißen Anorak angehabt."

„Oder eine weiße Jacke", fügte Tante Erna hinzu.

„Bravo!" lobte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Ihr seid ja wirklich tüchtige Detektive!" Doch dann legte er die Stirn in Falten und sagte: „Aber trotzdem muß ich euch ein bißchen ausschimpfen, Kinder. Ihr habt einen großen Fehler gemacht. Ihr hättet nicht zum Baum hinlaufen dürfen, denn ihr hättet dadurch mit euren Füßchen alle Spuren, die der Dieb hinterlassen hat, zertrampeln können. Das dürft ihr nicht wieder tun."

Die Kinder senkten die Köpfe.

„Nun wißt ihr ja Bescheid", tröstete sie Hauptwachtmeister Wiesel. „Schwamm drüber! Außerdem ist es ja noch mal gut gegangen. Wir können aus den Spuren sehen, daß der Dieb von der Straße her kam, zum Baum lief, das Vögelchen stahl und wieder zurück zur Straße ging. Dort, im

Straßenstaub, haben wir Reifenspuren von einem LKW gefunden. Das ist alles, was wir bisher wissen. Und nun denkt einmal nach – habt ihr in den letzten Tagen irgend etwas Verdächtiges gesehen?"

Die Kinder dachten nach; sie erzählten dies und erzählten das, aber einen kleinen Mann mit großen Schuhen und einer weißen Jacke hatte keines gesehen.

„Was sollen wir denn nur machen, Onkel Volkspolizei?" fragte Sonja fast verzweifelt. „Wie sollen wir denn jemals herauskriegen, wer der Dieb war und wo der das Vögelchen hingeschleppt hat?"

„Durch Nachdenken, Kinder", sagte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Wir wollen erst mal 'rausknobeln, warum der Dieb überhaupt das Vögelchen gestohlen hat. Man nennt das: den Grund der bösen Tat suchen."

„Vielleicht wollte er es immer singen hören", rief Bärbel.

„Ich glaube nicht, daß ein Mensch, der sich an dem schönen Gesang erfreuen kann, so schlecht ist, daß er einfach das Vögelchen stiehlt", sagte Frau Rasselbusch.

„Das glaube ich auch nicht", sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

„Ja aber, zum Kuckuck, warum hat er es denn gestohlen", rief Sonja und fing vor Aufregung an, in der Nase zu bohren.

„Es gibt nur eine Möglichkeit", sagte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Der Dieb hat das Vögelchen gestohlen, um es in irgendeiner Stadt auf dem Rummelplatz auszustellen und dafür Eintrittsgeld zu verlangen."

„Pfui Spinne", rief Bärbel empört, „so eine Gemeinheit!"

„Wir müssen uns also erkundigen", sagte Hauptwachtmeister Wiesel, „in welcher Stadt jetzt oder in den nächsten Tagen ein Rummel ist. Dazu müssen wir ins Haus Allwissend fahren." Damit wollte er sich von den Wochenheimern verabschieden.

Aber Hauptwachtmeister Löffelholz hielt ihn zurück. „Wäre es nicht gut, wenn zwei, drei Kinder mit uns kämen?" fragte er. „Die Kinder kennen das Vögelchen doch besser als wir und könnten uns helfen, es zu entdecken."

„Mitkommen, mitkommen!" schrien die Kinder. Es war ein Höllenspektakel. Die Volkspolizisten wurden blaß und hielten sich die Ohren zu.

Da hob Frau Rasselbusch die Hand, und im Nu waren selbst die ärgsten Schreihälse still. „Die drei besten Wochenheimer dürfen mit", sagte Frau Rasselbusch.

Aber welche waren denn die drei Besten? Es war wirklich eine schwere Wahl.

„Wer macht denn immer am besten Pionier vom Dienst?" fragte Hauptwachtmeister Wiesel.

„Sonja", sagte Frau Rasselbusch, „und Sonja hat auch sehr gute Augen."

„Aber dafür bohrt sie immer in der Nase", rief ein Junge.

Sonja bekam einen roten Kopf, denn dieser Fehler war nicht zu leugnen.

„Und wer wäscht sich immer am saubersten?“ fragte Hauptwachtmeister Löffelholz.

„Das ist der Lutz“, sagte Tante Erna, „und der ist auch kräftig und tapfer.“

„Aber der will allen immer einen Schwinger verpassen“, rief Bärbel schnell.

„Du kriegst auch gleich einen“, schrie Lutz und drohte mit der Faust.

„Und wer hilft immer am besten den Kleineren und Schwächeren?“ fragte Hauptwachtmeister Wiesel.

„Die Bärbel“, sagte Frau Rasselbusch, „und die hat auch ganz scharfe Ohren.“

„Aber die ist immer so frech und ruft einem immer Namen nach“, rief Lutz.

„Ich glaube, ein Kind ohne Fehler finden wir überhaupt nicht, und die Zeit drängt“, sagte Hauptwachtmeister Löffelholz. Er wandte sich an Frau Rasselbusch. „Dürfen wir also Sonja, Lutz und Bärbel mitnehmen?“ fragte er.

„Ja“, sagte Frau Rasselbusch. „Ihr paßt doch gut auf die Kinder auf, nicht wahr?“

„Natürlich!“ versprachen die Volkspolizisten.

Die drei Kinder riefen „Hurra“, stürzten zum Wagen, stiegen hinten ein, und los ging die Fahrt. Hauptwachtmeister Löffelholz lenkte. Während das Auto dahinsauste, tutete die Tute ununterbrochen tatüü tatüü tatüü tatüü!

„Diese Tute heißt Martinshorn“, sagte Hauptwachtmeister Wiesel, „und wenn sie ertönt, muß jedes Fahrzeug sofort zur Seite fahren, damit wir ungehindert flitzen können.“

Das Auto flitzte nun wirklich fast so schnell wie eine Mondrakete. Die Mauern, Haustüren, Fensterläden und Geschäftsauslagen links und rechts der Straße verflossen zu einer einzigen glitzernden und flimmernden Wand. Dann stoppte das Auto vor einem mächtigen vielstöckigen Haus. „Das ist das Haus Allwissend“, sagte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Kommt mit!“

Sie gingen über sieben Treppen und durch sieben Korridore und traten schließlich in die siebte Tür. Sie kamen in einen riesigen Raum, in dem nur Kästen standen, sieben mal siebenhundertsiebenundsiebzig Kästen, und zwischen diesen Kästen spazierte ein Herr in grauem Anzug.

„In diesen Kästen steht alles, was wir wissen wollen“, erklärte Hauptwachtmeister Wiesel den Kindern. „Da stehen alle Namen von allen Menschen unseres Landes drin, und wo jeder wohnt und wieviel Kinder er hat, und jedes Geschäft und jede Laube und jedes Kino und jedes Wochenheim und auch jeder Rummel.“

„Steht da auch drin, wer der Dieb ist?" fragte Sonja.

„Leider nein, das müssen wir schon selber herauskriegen", sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

Hauptwachtmeister Löffelholz war unterdessen zu dem Herrn im grauen Anzug getreten und hatte gefragt, in welchen Städten jetzt gerade ein Rummel abgehalten werde. Der Herr im grauen Anzug öffnete einen Kasten, über dem ein großes R stand, zog ein Blatt aus Kartonpapier heraus und sagte: „In Butterberg, Milchhof und Semmelshausen."

„Butterberg!" rief Hauptwachtmeister Wiesel. „Die Straße, auf der der LKW gestanden hat, führt geradewegs nach Butterberg!"

„Auf nach Butterberg!" riefen die Kinder.

Hauptwachtmeister Löffelholz ließ sich ein Blatt aus dem Kasten geben. Dann stiegen sie ins Auto, und wieder flitzten sie dahin, am Kinderheim vorbei, mit unvorstellbarer Geschwindigkeit.

Während Hauptwachtmeister Löffelholz den Wagen steuerte, drückte Hauptwachtmeister Wiesel auf eine Taste und sagte: „Hier Toni vier – hier Toni vier – Leitstelle, bitte melden – Leitstelle, bitte melden!" Und da tönte es plötzlich von der Decke des Wagens: „Hier Leitstelle – was gibt es denn?" – „Das wunderbunte Vögelchen vom Kinderheim Käsebrot ist gestohlen worden", sagte Hauptwachtmeister Wiesel. „Die Spuren weisen nach Butterberg. Wir befinden uns auf dem Weg dorthin." – „Danke", sagte es von der Decke herunter. „Wir geben Signal nach überall durch."

„Seit wann können Autodächer denn sprechen?" fragte Sonja.

„Dort ist ein Telefon eingebaut", antwortete Hauptwachtmeister Wiesel. „Ich habe jetzt gerade mit meinem Kommandanten gesprochen. Er teilt nun allen Volkspolizisten in unserem Land mit, daß das Vögelchen gestohlen worden ist und daß sie aufpassen müssen, ob es irgendwo auftaucht."

„Aha", sagte Sonja, „und was ist Toni vier?"

„So heißt unser Wagen", sagte Hauptwachtmeister Wiesel. „Jeder Polizeiwagen hat einen eigenen Namen."

„Und was ist ein Kommandant?" fragte Sonja.

„Das ist für uns dasselbe wie Frau Rasselbusch für euch", sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

Er hatte gerade zu Ende gesprochen, da schrie Sonja aufgeregt: „Halten, halten, sofort halten!"

Hauptwachtmeister Löffelholz trat auf die Bremse. Die Räder kreischten wild; der Wagen machte einen Bocksprung. Die Kinder flogen durcheinander. Sonja aber zeigte aufgeregt hinaus und rief: „Da – da – ein kleiner Mann mit weißen Ärmeln – dort – mitten auf der Straße!"

Die Volkspolizisten sahen hin.

„Aber Sonja, das ist doch ein Verkehrspolizist", sagte Hauptwachtmeister

Löffelholz und schüttelte den Kopf. Lutz und Bärbel sahen einander an und schüttelten ebenfalls den Kopf.

Da kam der Verkehrspolizist auch schon herbeigerannt. „Ist etwas passiert?“ rief er dabei.

„Nein, nur eine kleine Verwechslung“, sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

Hauptwachtmeister Löffelholz wollte gerade wieder auf das Gaspedal treten, da rief nun Bärbel aufgeregt und zeigte nach der anderen Seite: „Dort – dort – dort – ein kleiner Mann mit weißer Jacke!“

Die Volkspolizisten sahen hin.

„Aber Bärbel, das ist doch ein Bäcker“, sagte Hauptwachtmeister Löffelholz und schüttelte den Kopf.

Lutz und Sonja sahen sich an und schüttelten auch den Kopf, aber Bärbel gab nicht so schnell nach. „Und warum könnte das nicht der Bäcker gewesen sein?“ fragte sie.

„Dann hätten wir Mehlstaub auf dem Baum gefunden und keine Baumwollfäden“, sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

Das mußte Bärbel zugeben.

Hauptwachtmeister Löffelholz startete, und Lutz boxte den beiden Volkspolizisten links und rechts in die Seite und sagte: „Immer diese Weiber! Wären wir Männer mal lieber unter uns geblieben, was?“

Dann fuhren sie wieder an, und im Nu waren sie in Butterberg. Und tatsächlich, auf dem Markt von Butterberg war ein großer Rummel aufgebaut: Die Schiffe der Luftschaukeln schwangen sich kühn in die Höh; Karussells wirbelten mit ihren Pferden, Elefanten und Feuerwehrautos im Kreis; Schießbuden, Wurststände, Akrobatenzelte, Limonadenkioske und Spielzeugläden standen in langen bunten Reihen, und darüber erhoben sich die blitzende Kurve der Berg-und-Tal-Bahn und die himmelhohe gondelbehangene Trommel des Riesenrades. Alle Farben der Welt blinkten um die Wette, die Luft dröhnte vom Drehorgelspiel und fröhlichen Gelächter, und über allem schwebte der vanillesüße Duft himbeerfarbener Zuckerwatte.

Die Volkspolizisten hielten an einer ruhigen Ecke, nahe dem Zuckerwattestand.

„Au, wie fein das hier ist!“ rief Bärbel begeistert und klatschte in die Hände.

„Wir können uns aber jetzt noch nicht vergnügen“, sagte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Wir müssen erst unser Vögelchen gefunden und den Dieb gefangengenommen haben.“

Lutz hatte kaum das Wort „Dieb“ gehört, da spannte er seinen Armmuskel an und machte eine Faust.

„Einen Schwinger genau aufs Kinn, ich weiß schon“, sagte Hauptwachtmeister Wiesel.

„Genau!“ bestätigte Lutz.
„Zuerst aber überlegen“, meinte Hauptwachtmeister Löffelholz zu Hauptwachtmeister Wiesel. „Ich habe hier eine Aufstellung sämtlicher Buden dieses Rummels vom Haus Allwissend mitgebracht, die müssen wir einmal durchsehen.“
Die Volkspolizisten gaben den Kindern je zwanzig Pfennig und sagten: „Kauft euch da drüben Zuckerwatte und dann wartet am Wagen. Rennt aber ja nicht weg – und sagt vor allen Dingen niemandem, warum wir hier sind, sonst ist der Dieb sofort gewarnt und geht türmen.“
„In Ordnung!“ versprach Bärbel mit einer großartigen Geste. Die Kinder kletterten aus dem Wagen und kauften sich Zuckerwatte. Bärbel und Sonja nahmen eine große Portion für zwanzig Pfennig, Lutz eine kleine für zehn Pfennig. Dann gingen sie zuckerwatteschleckend zum Wagen zurück und warteten. Die beiden Volkspolizisten studierten ihre Liste durch. Es dauerte und dauerte. Lutz kroch in den Wagen und legte sich hin, um ein Nickerchen zu machen, denn er war schon wieder müde.
Bärbel aber sagte zu Sonja: „Weißt du was – wir können unterdessen auch ein paar Fußspuren ausgießen, vielleicht finden wir da schon den Dieb.“
„Au fein!“ sagte Sonja und bekam vor Freude rote Backen. Die beiden holten leise, ganz leise das Säckchen mit dem Gipspulver aus dem Wagen. Dann ging Bärbel zu einer Schießbude und sagte, wobei sie ihre Stimme so tief wie möglich machte: „Ich komme von der Volkspolizei, Abteilung Toni vier, geben Sie mir bitte einen Eimer mit Wasser.“
„So“, sagte die Schießbudenfrau, „was sind Sie denn bei der Volkspolizei?“
„Ich bin Hauptwachtmeister“, sprach Bärbel und streckte die Brust raus. „Wir sind ganz geheim hier, es darf keiner erfahren.“
Die Schießbudenfrau verkniff sich das Lachen. Schnell räumte sie die Gewehre zur Seite, damit kein Unglück geschehe, und dann holte sie vom Rummelbrunnen einen Eimer Wasser. „Hier, Frau Hauptwachtmeister!“ sagte sie.
Die beiden Mädchen rührten Gipsbrei an, den ganzen Eimer voll, und dann gossen sie den Brei mit Schwung über die Straße.
„Nein, was ist denn das für ein Dreck?“ fragte verwundert eine Frau, die gerade vorüberging. Der Gipsbrei umfloß ihre Füße. Plötzlich schrie sie auf. Der Gips war nämlich im Nu eingetrocknet, und die Frau steckte mit beiden Schuhen fest in der harten weißen Gipsmasse und konnte nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts.
„Hilfe!“ zeterte sie. „Hilfe, zu Hilfe, man klebt mich fest! Räuber, Diebe, Halunken, Verbrecher! Hilfe, zu Hilfe!“
Von allen Seiten strömten die Leute zusammen und mußten lachen, so komisch sah die an den Schuhen festgeklebte Frau aus. Nun begann sie gar mit

ihren Händen an ihren Beinen zu zerren, um aus dem Gips herauszukommen. Alles lachte, nur die beiden Mädchen lachten nicht. Der Schreck war ihnen in die Glieder gefahren. Sie kletterten schnell in den Wagen, aus dem nun die Volkspolizisten, die das Hilfeschreien natürlich gehört hatten, heraussprangen.

„Ach herrje!" sagten die Volkspolizisten, als sie die Bescherung sahen. Die festgeklebte Frau rief pausenlos weiter um Hilfe, wobei sie abwechselnd an ihren Beinen zerrte und mit ihren Händen durch die Luft ruderte.

„Das ist doch die Frau, die immer nach Ruhe schreit, wenn wir unsere Lieder singen", sagte ein Jungpionier. „Das geschieht ihr recht!"

Die Volkspolizisten mußten natürlich helfen. Schnell holte Hauptwachtmeister Löffelholz einen Hammer aus dem Auto. Dabei warf er den beiden Mädchen einen wütenden Blick zu. Dann zerklopfte er vorsichtig den Gips rund um die Schuhe der festgegipsten Frau. Endlich kam sie frei.

„Entschuldigen Sie vielmals, ein kleines Mißverständnis", sagte Hauptwachtmeister Wiesel zur Frau.

„Schönes Mißverständnis, schönes Mißverständnis!" zeterte die Frau wütend. „Schönes Mißverständnis, von aller Welt ausgelacht zu werden! Und die Schuhe müssen Sie mir auch bezahlen, die müssen Sie mir auch bezahlen! Überall klebt dieses Teufelszeug noch dran."

„Wir bezahlen Ihnen natürlich alles", sagte seufzend Hauptwachtmeister Löffelholz und zog einen Geldschein aus der Brieftasche. Die Frau riß ihm das Geld aus der Hand. Die Menge verlief sich. Die Volkspolizisten kletterten in den Wagen zurück, wo schuldbewußt die Mädchen kauerten.

„Was machen wir denn jetzt mit euch?" rief Hauptwachtmeister Wiesel mit furchtbarer Stimme.

Sonja legte schon den Finger an die Nase.

„Zurück nach Käsebrot schicken!" rief Hauptwachtmeister Löffelholz mit nicht minder furchtbarer Stimme und spuckte sich in die Hände.

„Wir wollen das nie wieder tun, bloß schickt uns nicht zurück", bat Sonja, der schon die Tränen über die Bäckchen zu kullern begannen.

„Wir wollten euch doch nur helfen", sagte Bärbel. „Bitte, bitte, laßt uns bleiben!"

„Am besten wäre es . . ." begann Lutz, und Hauptwachtmeister Wiesel setzte fort: „. . . beiden einen Schwinger zu verpassen."

„Genau!" sagte Lutz.

„Das wollen wir nicht tun", erwiderte Hauptwachtmeister Löffelholz. „Aber wir wollen eine große Lehre daraus ziehen. Hier kann nicht jeder nach seinem Kopf handeln, selbst wenn er helfen will. Ihr bekommt bald eure Aufgabe, Kinder! Wir müssen alles gemeinschaftlich tun und gemeinschaftlich beraten, verstanden?"

„Jawohl“, sagten die Kinder.

„Also dann: Schwamm drüber!“ sagte Hauptwachtmeister Wiesel, und Hauptwachtmeister Löffelholz fügte hinzu: „Wir sind gleich fertig, Kinder. Bleibt nun um Himmelswillen im Wagen und benehmt euch vernünftig.“

Die beiden Mädchen nickten. Lutz aber stieg aus und sagte: „Ich habe noch zehn Pfennig, ich geh mir noch ein bißchen Zuckerwatte holen.“

„Aber nicht weiter gehen und gleich wiederkommen!“ sagten die Volkspolizisten.

„Na klar“, erwiderte Lutz und ging zum Zuckerwattezelt. Dort mußte er anstehen. Während er in der Schlange stand, gingen ihm die Worte des Hauptwachtmeisters Wiesel über die Gemeinschaftsarbeit durch den Kopf. Warum soll das eigentlich nicht auch einer allein schaffen können? dachte er. Er malte sich aus, wie wunderbar das wäre, wenn er allein das Vögelchen befreien könnte. Da würden die Mädchen aber staunen, und Frau Rasselbusch würde ihm gewiß ein großes Lob geben und Tante Erna sicher eine Extraportion Schokoladenpudding mit Schlagsahne. Und die Volkspolizisten erst, und Vati und Mutti und Onkel und Tante und Oma und Opa – wie würden die staunen! Schließlich würde sogar noch sein Foto in der Zeitung von Käsebrot, den „Käsebroter Neuesten Nachrichten“, abgedruckt werden!

Ein kleines bißchen umsehen könnte ich mich ja, anstatt hier anzustehen, dachte Lutz; ich will nur mal ein Stück die Straße hinuntergehen und nachschauen, ob ich nicht irgendwo einen kleinen Mann mit weißer Baumwolljacke sehe. Vielleicht entdecke ich doch ganz allein das Vögelchen.

Gedacht, getan. Lutz trat aus der Schlange heraus und schlenderte langsam die Budenstraße hinab, an Drachenbaustationen, Eishallen, Luftballonverkäufern und Würfelbuden vorbei bis zu einem großen, grün angestrichenen Zelt, dessen Vorderfront grellbunt mit Tigern, Haifischen, Riesenschlangen, Krokodilen, Vogelspinnen und Lämmergeiern bemalt war. Zu dem Zelt führten einige Holzstufen, deren oberste sich zu einer Plattform verbreiterte, und auf dieser Plattform stand, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, ein Mann und lud die Vorübergehenden zum Besuch seiner Vorführung ein.

„Herrreinspaziert, herrrrreinspaziert, verehrtes Publikum!“ rief er dabei. „Hier sehen Sie den größten Zauberer der Welt, den berühmten Zauberer Sassafrass! Herrrreinspaziert, herrrreinspaziert, heute die größte Zaubersensation aller Zeiten, die herrlichste Zaubernummer der Welt!“ Er nahm seinen Zylinderhut in die Hand und drehte ihn nach allen Seiten. „Hinten nichts, vorne nichts, oben nichts, unten nichts!“ rief er aus und zeigte den leeren Zylinderhut. Dann pochte er mit dem Zauberstab dreimal darauf, sagte: „Simsalabim, Samsilibam!“ und zog plötzlich aus dem leeren Zylinderhut ein Kaninchen heraus.

„Aah", machten die Leute und klatschten.

Lutz trat ganz dicht an die Stufen vor dem Zelt.

„Herrrreinspaziert, herrrreinspaziert zum Zauberer Sassafrass, dem größten Zauberer der Welt!" rief der Zauberer. Dabei drehte er sich im Kreise, und Lutz, der fast unter ihm stand, sah einen Augenblick des Zauberers linke Schuhsohle. „Da ist aber ein dicker Flicken drauf", sagte Lutz vor sich hin, als er die Schuhsohle sah. Er hatte aber keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn der Zauberer griff jetzt mit der leeren linken Hand in die Luft und hielt plötzlich eine rote Kugel zwischen den Fingern, dann griff er mit der leeren Rechten in die Luft und holte eine blaue Kugel aus dem Nichts, und dann nahm er die rote und blaue Kugel in die Linke, drückte die Hand zusammen, sagte „Simsalabim, Samsilibam", öffnete die Hand – und die Kugeln waren verschwunden.

„Aaah", machten die Leute und drängten sich aufs Podest zur Kasse.

Lutz allerdings war es so vorgekommen, als ob sich der Zauberer die Kugeln in den Ärmel geschoben hätte.

„Nach rechts zum Zuschauerraum, bitte", sagte der Zauberer.

„Herrreinspaziert zur Zauberschau, die Vorstellung beginnt in einer halben Minute!"

Die Menschen strömten durch den rechten Eingang ins Zelt. Der Zauberer ging durch den Eingang links von der Kasse. Lutz wollte gerade kehrtmachen und zum Wagen zurückgehen, da dachte er plötzlich, daß ihm der Zauberer doch helfen könnte, das Vögelchen zurückzuholen. Wenn er der größte Zauberer der Welt war, dann brauchte er es doch einfach nur herzuzaubern!

Gedacht, getan. Lutz eilte die Stufen zum Zelt hinauf und trat durch die linke Tür, durch die der Zauberer auch gegangen war. Sie führte nicht in den Zuschauerraum, sondern in einen kleinen Raum hinter der Bühne. Dort befanden sich der Zauberer und seine Frau. Sie saßen auf rohgezimmerten Hockern an einem rohgezimmerten Tisch, auf dem ein verhangener Kasten stand. An der Wand hingen blitzende Geräte: Spiegel und Dosen und Drähte und Ringe und eine riesige Pistole. Der Zauberer sah auf, als Lutz eintrat.

„Eingang zum Zuschauerraum rechte Tür", knurrte der Zauberer.

Lutz aber blieb stehen. „Guten Tag, Onkel Sassafrass", sagte er höflich. „Ich heiße Lutz Müller und komme aus dem Kinderheim von Käsebrot. Ein böser Dieb hat unser wunderbuntes Vögelchen gestohlen. Bitte, bitte, Onkel Sassafrass, hilf uns doch und zaubere das wunderbunte Vögelchen wieder her!"

„Komm näher, komm näher, mein Söhnchen!" sagte der Zauberer.

Lutz wurde ängstlich zumute, aber er überwand seine Angst und trat an den Tisch.

Da lachte der Zauberer plötzlich schrill auf. „Du glaubst also“, sagte er, „du glaubst also, ich brauche nur zu sagen: Simsalabim, Samsilibam, und dann macht es Piep, und das Vögelchen ist wieder da?“

„Ja“, sagte Lutz freudig, und in diesem Augenblick machte es auch wirklich Piep. Im Kasten auf dem Tisch rüttelte etwas, das Tuch fiel herunter, und zum Vorschein kam ein blitzender Käfig, und in dem blitzenden Käfig saß das wunderbunte Vögelchen und starrte selig mit seinen purpurnen Äuglein auf Lutz.

Der ernsthaft arbeitende Kinder- und Jugendbuchautor wird aus eigenem Bedürfnis alles tun, um sein Wissen, seine Kenntnisse und seine literarische Bildung zu erweitern. Er sollte nicht allein in der Literatur zu Hause sein, sondern auch die anderen Künste zu verstehen suchen und sie lieben. Der Kinder- und Jugendschriftsteller muß mit ganzer Kraft und Leidenschaft bei der Sache sein. Sein Herz muß für die Kinder schlagen.

Alex Wedding

Gerhard Baumert

VIER PFERDE GEHEN FORT

Eine Bilderbuchgeschichte

Dort, wo morgens die Sonne aus den schwarzen Wäldern schwimmt, liegt ein Dorf.

Am besten kennt sich der alte Willem in diesem Dorf aus. Er kennt den Wiesenbach und den Steinpilzwald und jedes Krümchen vom schweren braunen Ackerboden. Der alte Willem hilft dem Bürgermeister und schreibt Berichte für die Zeitung in der Stadt, damit alle Leute wissen, was in diesem Dorf geschieht.

Im Dorf gibt es vier Pferde. Der alte Willem kennt auch die Pferde am besten. Er trägt immer hartes Brot in den Taschen seiner grünen Joppe. Die Pferde wissen das und schnappen nach der Tasche. Die vier Pferde heißen Ferdinand, Bella, Zilli und Benno.

Ferdinand ist ein brauner Wallach, er hat ausgefranste Ohren, einen Stummelschwanz und Hinterbacken, so rund wie die Biertonnen aus der Konsumgaststätte.

Bella ist eine zierliche, schwarze Stute. Wenn sie mit ihren kleinen Hufen über die Pflastersteine trappelt, klingt es, als ob Hämmerchen auf die Steine klopfen – kling – klang – kling.

Zilli ist ein schönes Pferd, ihr weiches Fell blitzt silbergrau. Doch manchmal legt sie unversehens die Ohren an und schnappt nach dem Kutscher oder nach ihrem Nachbarn an der Deichsel.

Benno, der Vierte, ist ein Schimmelhengst. Seine Rippen stehen hervor wie die Huckel auf Mutters Waschbrett. Die Hufe sind groß wie Suppenteller.

Wenn der alte Willem abends in den Stall geht und aus seinen Taschen die Brotstücken fischt, krault er den vier Pferden der Reihe nach die Stirn und sagt für sich: Schmucke Pferde sind es, allens wat recht ist!

Eines Tages spannte der alte Willem Bella und Zilli vor den Kutschwagen. Er fuhr in die Kreisstadt, mit ihm waren der Bürgermeister und der Vorsitzende.

Als sie abends wieder ins Dorf zurückfuhren, sagte der Vorsitzende: Nun ist es geschafft. Jetzt werden wir bald Traktoren haben.

Ja! sagte der Bürgermeister und schaute in den blassen Himmel, Maschinen sind sicherlich viel besser.

Allens wat recht ist! setzte der alte Willem hinzu, die großen Felder von der Genossenschaft schaffen wir mit den Pferden nicht mehr, da müssen Maschinen ran!

Und nach einer Weile, als sie schon aus dem Walde heraus waren, sagte der alte Willem noch: Was wird aber mit unseren vier Pferden?

Der Vorsitzende schmauchte aus seiner Pfeife eine dicke hellblaue Wolke und schwieg.

Und was sagst du dazu, Bürgermeister? fragte der alte Willem. Der Bürgermeister schwieg auch.

Na, dann das letzte Stück . . . hü! rief der alte Willem leise und streichelte mit der Peitsche Bellas Rücken.

Da standen sie wieder nebeneinander in ihrem Stall, die vier Pferde.

Sie klirrten mit den Ketten, stampften und schnoben, daß das Futter aus der Krippe aufflog. Der Schimmelhengst Benno zerriß seine Kette. Er hob den mageren Kopf und wieherte. Da wurden die anderen noch unruhiger, und endlich hatten sich alle freigerissen.

Ferdinand, der dicke Wallach, schlug mit den Hinterbeinen gegen die Stalltür, bis sie aufsprang. Die silbergraue Zilli trat zuerst auf den Hof hinaus. Das Tor war verschlossen.

Zilli galoppierte auf den Zaun zu. Sie sprang – es blitzte wie ein silberner Strahl über Strauch und Zaun – und stand auf der Straße. Die anderen folgten, als letzter Ferdinand, der beim Sprung mit seinen Säulenbeinen den Zaun umriß.

Dann trabten die Pferde durch das Dorf. Ihre Hufe schlugen aus den Pflastersteinen Funken, die wie Sternschnuppen aufglühten und gleich im Nachtdunkel erloschen.

Das Dorf schlief. Nur der alte Willem wälzte sich in seinem rotkarierten Federbett. Ich träume bloß, dachte er, und drehte sich auf die andere Seite. Wie sollte er wissen, daß die vier Pferde weggegangen waren? Sie galoppierten in die Welt hinaus. Sie wollen ein anderes Dorf finden, in dem man keine Traktoren hat, aber vier Pferde, vier fleißige Pferde braucht.

Zwei Augen glimmten aus dem Dunkel. Die gehörten bloß Ajax, dem Schäferhund.

Willst du mit, Ajax?

Ajax knurrte nur verächtlich. Wie sollte er in die Welt ziehen, wo es doch so viel Arbeit für ihn gab. Auf den Wiesen schnupperten und knupperten die dreihundertvierundzwanzig Schafe der Genossenschaft. Ajax war ihre Aufsicht.

Die Kühe auf der Weide erhoben sich schwerfällig. Sie schauten mit ihren dunklen Augen zum Weg hinüber.

Wollt ihr mit, Kühe?

Die Kühe ließen sich schwerfällig wieder herab. Wie sollten sie in die Welt ziehen! Das Futter schmeckte ihnen immer von neuem, das Melken mit den blitzenden Maschinen ging schnell, und die Milch spritzte, bis die Kannen überliefen.

Weit vor dem Dorf liegt die Hühnerfarm.

Der Hahn riß die Augen auf. Und weil er sonst nie um diese Zeit wach wird, glaubte er, es ist schon Morgen.

Da setzte der Hahn zu seinem gewaltigen Kikeriki an. Nach dem Kik ... blieb ihm das ... riki im Halse stecken. Es ist ja mitten in der Nacht!

Willst du mit, Hahn?

Der Hahn schaute zu seinen Hennen, die auf den Stangen saßen und schliefen. Die soll er verlassen? Die vielen weißen und bunten? Der Hahn klappte die Augen wieder zu, plusterte seine bunten Federn und vergrub darin seinen Kopf mit dem riesig roten Kamm.

Die Eule im Wald staunte, sie staunt sonst über nichts. Aber vier Pferde in der Nacht und ohne Kutscher hatte sie noch nie gesehen. Sie flog ein bißchen neben den Pferden her.

Eule, willst du mit?

Die Eule ist viel zu alt und zu weise und weiß, wo es Mäuse gibt, auf dem Kornboden im Dorf nämlich. Sie lachte: Juhu, macht nur zu!

Die vier Pferde, eines hinter dem anderen, trabten durch den Wald, dem bleichen Mond nach.

Als der Morgen dämmerte, wurde die offene Stalltür entdeckt, die zerrissene Kette und der umgestürzte Zaun auch. Der alte Willem rannte aufgeregt durchs Dorf. Der Bürgermeister kam und der Vorsitzende. Der Lehrer wurde gerufen, die Feldbaubrigade rannte herbei, kurz, das ganze Dorf kam. Auch der Genosse Dorfpolizist. Er legte sich auf die Erde, prüfte die Spuren von den Hufen und besah sich genau die zerrissenen Ketten. Dann schob er die Dienstmütze ins Genick. Der Vorsitzende stieß Rauch aus seiner Piep, wie aus einem Schornstein so dick.

Sind die Pferde gestohlen? fragte der alte Willem.

Der Genosse Dorfpolizist schüttelte den Kopf.

Was denn? fragte der Bürgermeister. Der Genosse Polizist zuckte mit den Schultern. Wer sollte das wissen? Nicht einmal die Polizei. Der Schäferhund Ajax wedelte mit dem Schwanz. Aber niemand verstand ihn.

Der alte Willem ging nach Hause, nahm seinen Bleistift und schrieb einen Bericht an die Zeitung: Daß vier Pferde weggekommen sind, und wer etwas davon weiß, soll es sagen. Und wer sie findet, soll sie ja zurückbringen.

Die Kinder in der Schule waren sehr traurig, der Lehrer auch. Schließlich mußte er die Schule zuschließen. Die Kinder gingen überall hin, die Pferde zu suchen. Aber sie fanden sie nicht.

Als die Kinder suchten, waren die Pferde schon weit gelaufen. Sie kamen an ein Kornfeld. Das reichte von hier bis dort – ein goldenes Meer. Da wollten die Pferde bleiben und arbeiten. Aber im Kornfeld, wie ein Schiff durch die Wellen, fuhr ein Mähdrescher.

Sein gefräßiges Klappermaul riß breite Streifen Korn nieder und schluckte alles ein.

Die Pferde standen stocksteif. Mit einem solchen riesigen Mähdrescher-Kerl ging die Arbeit schnell. Um ein Pferdehaar hätte der Mähdrescher der schwarzen Bella den Schwanz abgeschnitten. So dicht war er schon heran, als die Pferde sich drehten und schnell davonpreschten.

Am nächsten Tag kamen die vier Pferde an einen großen freien Platz. Ein Eisenwerk wurde gebaut, da wollten die Pferde eben hier bleiben und arbeiten.

Große Bagger wühlten sich fauchend in den Sand. Traktoren mit gewaltigen Schildern an der Stirn rissen Bäume und Sträucher aus. Ja, ein hoher Kran klappte sein eisenzahniges Maul auf und schnappte nach dem dicken Ferdinand. Die Pferde machten, daß sie fortkamen. Wo solche großen Maschinen arbeiten, bleibt für Pferde nichts mehr zu tun.

Am nächsten Tag kamen sie an einen endlos langen Erdwall. Hier wird eine Eisenbahnstrecke gebaut. Lokomotiven zogen schwerbeladene Wagen. Eine schwarze Dampfwalze walzte. Der Maschinist auf der Dampfwalze ließ vor Schreck die Signalpfeife schreien, als er vier Pferde vor sich sah.

Träum ich oder schlaf ich, rief er. Das sind ja die vier Pferde aus der Zeitung! Und der Priem fiel ihm aus dem Mund, gerade vor die Dampfwalze, die unbarmherzig weiterbollerte.

Die Pferde aber stellten die Schwänze hoch und jagten aufgeregt davon.

So zogen die vier Pferde durch unser Land. Wo sie auch hinkamen, arbeiteten starke Maschinen. Aber keine Pferde. Denn wie können Pferde die Arbeiten der Mähdrescher, der Kräne, der Bagger und Kipper, der Traktoren und Lastautos, der Dampfwalzen verrichten? Nein, das können sie nicht. Ein Glück nur, daß überall Gras wächst, sonst wären die vier Pferde noch verhungert.

Nur der gefräßige Schimmelhengst Benno bekam nie genug. Er fraß sogar die Blätter von den Bäumen.

Und eines Tages zogen die Pferde zu ihrem Dorf zurück. Sie ließen die Köpfe in den grauen Staub hinabhängen und schlurften mit den Hufen müde durch den Sand. Die Pferde sehnten sich nach ihrem Stall, sie wollten zum alten Willem, zu den Kindern ihres Dorfes.

Dann kamen sie wieder vor das Dorf. Und weil keines vorangehen wollte, versteckten sich die vier Pferde im Gebüsch und warteten. Draußen vor dem Dorf arbeitete ein neuer grün-roter Traktor. Der alte Willem stapfte

den Weg hinauf. Seit die Pferde verschwunden waren, ging er jeden Tag diesen Weg in den Wald. Er nahm immer die Glocke mit, mit der er sonst die Meldungen des Bürgermeisters ausrief.

Die Finken flogen aus dem Gebüsch. Der alte Willem kniff die Augen zusammen. Ein Lächeln glänzte auf seinem faltigen Gesicht. Die vier Pferde sind wieder da. Sie hatten sich versteckt. Aber ihre Beine, die dünn und dick, klobig und zierlich zwischen den Stämmen standen, verrieten sie. Sechzehn Pferdebeine sind doch nicht zu übersehen! Der alte Willem lachte sich eins. Er schwang fröhlich die Glocke – Pling – Pling –

Ihr Racker, ihr Biester, kommt nur heraus, es geht alles in Ordnung, allens wat recht ist!

Der magere Hengst Benno riß noch ein saftiges Blatt vom Baum und trat vor. Die anderen folgten. So gingen sie ins Dorf, voran der alte Willem mit der Glocke.

Die Eule schlug mit großer Mühe ihr linkes Auge auf. Sie schlief ja am Tage. Sie war alt und weise und hatte gleich gewußt, daß es mit Ausreißen nicht gehen würde.

Der Hahn in der Hühnerfarm sah ungeheuer hochmütig drein.

Die Kühe lagen auf der Weide, sie kauten ihr Futter wieder einmal und nickten beiläufig, als sie den Zug sahen.

Ajax, der kluge Hund des Schäfers, zwickte noch drei, vier Schafen ins Bein, daß sie bei der Herde bleiben, und lief jappend näher. Er knurrte. Aber das braucht bei Ajax nichts Böses zu bedeuten.

Als der alte Willem nun ins Dorf kam, liefen die Bauern von allen Seiten herbei.

Der Lehrer mußte, so schwer es ihm fiel, noch einmal die Schule schließen, und die Kinder sprangen zur Schultür hinaus.

Der Bürgermeister telefonierte gerade, als die Pferde zurückkamen. Er ließ den Hörer fallen und lief fort.

Der Vorsitzende stieß eine gewaltige blaue Pfeifenwolke aus, daß er husten mußte, bis die Tränen aus den Augen sprangen.

Der Genosse Dorfpolizist band sich für alle Fälle seine Revolvertasche um.

Vor dem Kulturhaus versammelten sich alle und redeten durcheinander, bis der alte Willem die Glocke erklingen ließ.

Jetzt mal Ruhe! Der alte Willem sah die Pferde an.

Was habt ihr euch bloß gedacht, wie haben wir uns gesorgt um euch. Gut, daß ihr wieder da seid. Und was werden wird, wird euch der Vorsitzende sagen!

Der Vorsitzende nahm die Pfeife aus dem Mund, wies damit über das Dorf, und alle folgten mit dem Kopf, auch die Pferde. Und alle sahen, wie

viele Maschinen ins Dorf gekommen waren: Traktoren, Lastautos, Dunglader, Mähdrescher, Kipper, Kartoffel-Erntemaschinen, Maismähmaschinen ...

Das ist wahr, die Maschinen schaffen mehr als ihr Pferde!

Die Pferde ließen die Köpfe tiefer hängen, der alte Willem schnaubte laut in sein großes Taschentuch. Und die Schulkinder wurden stiller, stiller noch als in der Schule.

Aber da ihr Pferde uns immer so fleißig geholfen habt und noch so viel zu tun für euch bleibt, haben wir auf der Versammlung beschlossen:

Der Vorsitzende wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er liebte keine langen Reden.

Der alte weiße Benno soll im Dorf bleiben und die Schulkinder durch den Wald zur Zentralschule fahren. Wir bekommen nämlich eine neue Schule, und durch den Wald fährt kein Omnibus.

Da schrien die Schulkinder durcheinander, und der Lehrer gab sich gar keine Mühe, sie zur Ruhe zu bringen.

Zilli ist gut zu reiten. Auf ihr sollen die Jungen und Mädchen reiten lernen. Trab und Galopp und Springen. Sie wird einen Sattel tragen und blitzendes Zaumzeug.

Die Lehrlinge der Genossenschaft zogen Zilli beiseite und streichelten ihr silbernes, verstaubtes Fell.

Für Bella haben wir auch etwas Schönes herausgefunden. Sie soll zum Zirkus.

Ah! sagten alle. Ein fremder Mann, der einen struppigen Bart unter der Nase trug, aber sonst freundlich aussah, drängte sich zu Bella.

Sie soll bei uns im Zirkus Aeros Kunststücke lernen, rief der Mann. Er besah Bellas Beine, prüfte ihre Zähne, kroch unter ihrem Bauch durch.

Da ist was dran, sagte er zuletzt zum Vorsitzenden, sie kommt zum Zirkus.

Moment, antwortete der Vorsitzende. Und Ferdinand soll in den Tierpark. Dort wird er den Wagen mit Futter für Löwen und Bären ziehen und sonntags die bunte Kutsche mit den Kindern. Alle einverstanden?

Das Dorf schaute auf die Pferde. Die hatten die Ohren hoch gespitzt und schlugen mit den Schwänzen.

Der alte Willem schwang noch einmal seine Glocke und rief: Also soll es sein ... allens wat recht ist!

Der alte Willem blieb an diesem Abend lange bei den Pferden.

Was habt ihr euch bloß gedacht, brummte er. Wir werden doch die Pferde nicht einfach wegjagen. Wir brauchen euch doch noch, ihr Racker.

Und er zog aus seiner Joppe die schönsten Brotkanten.

Edith George

HOFFNUNG AUF REIFERE WERKE

Edith George ist Mitarbeiterin des Kinderbuchverlages. Auf einer Verlagskonferenz sprach sie über neue Bücher.

Wir möchten den Blick auf drei in der letzten Zeit entstandene Erzählungen lenken. Das sind Benno Pludra: „Popp muß sich entscheiden," Karl Neumann: „Das Geheimnis im Schwarzen Berg" und Alfred Wellm: „Die Kinder von Plieversdorf".

Zunächst ist von Pludras „Popp" zu sprechen.

Pludra gilt als einer unserer hervorragenden Kinderbuchautoren. Seine Werke „Die Jungen von Zelt 13", „In Wiepershagen krähn die Hähne" und „Sheriff Teddy" sind aus unserer neuen Kinderliteratur nicht wegzudenken. Auch in der Erzählung „Popp muß sich entscheiden" beweist Pludra seine literarischen Fähigkeiten. Er kennt die Probleme der Kinder. Er weiß um ihre psychischen Reaktionsmöglichkeiten. Er motiviert klug und umsichtig. Er gestaltet konzentriert und führt die Handlung logisch bis zum Schluß. Nicht zuletzt spricht er eine einfache, karge, doch bildhafte Sprache, die einem oberflächlichen ersten Eindruck spröde erscheinen mag, bei näherer Bekanntschaft sich aber in ihrer Biegsamkeit und verhaltenen Poesie erschließt. Pludra ist unsentimental, aber hinter der äußeren Härte steht ein warmherziger Mensch, der die Schwächen und Fehler der Kinder versteht und ihnen ehrlich helfen will.

Das weiß auch der Leser der Erzählung vom kleinen Popp. Pludra will den Kindern helfen, den richtigen Weg zu finden, sofern sie zu wählen haben. Er stellt deshalb in der Grundsituation seines Buches Popp, den kleinen Berliner Jungen, zwischen zwei Entscheidungsmöglichkeiten. Popp wird durch Erbse, seinen Bruder Keule und eine düster-abenteuerliche Romantik in der Clique dieser drei abseits stehenden Jungen gehalten. Eine finstere Garagenruine inmitten der Großstadt verspricht nicht nur schaurig-gruselige Erlebnisse, sondern Erbse will auch wissen, daß dort Bleirohre liegen, und Bleirohre sind so gut wie bares Geld. Erbse hat Keule ganz auf seiner Seite, und der kleine Popp kann sich der Appellationen der beiden nicht erwehren. Er gerät unter einen gewissen moralischen Druck, aber er ist sich selber gegenüber ehrlich genug, um die zwielichtige Situation der Dreiergruppe zu

sehen. So wird Popp in einen inneren Zwiespalt getrieben, der sich verstärkt, als er mit ansehen muß, wie Erbse einer Pioniergruppe ihren Altmaterialkarren entwendet. Nach dem Diebstahl aber hat Popp Marianne und ihre Pionierfreunde kennengelernt, als sie vergebens nach dem Karren suchen. Das Mädchen ist Popp sympathisch, und daher interessiert er sich für das Leben der Gruppe. Die Pioniere richten sich eine Laube als Klubhaus her, ein helles, freundliches Haus im Grünen (der Gegensatz zu der Garagenruine, wie das Treiben der Gruppe Erbse-Keule-Popp den Gegensatz zu der optimistischen Tätigkeit der Pioniere bildet). Das sinnvolle Leben in der Gruppe zieht Popp an, aber Erbse und Keule haben sein „Ehren"wort. Zunächst ist die Treue zu dem gegebenen Wort stärker als die Neigung. Doch Unrecht kann der kleine Popp nicht dulden. Er will wiedergutmachen und bringt den Pionieren heimlich den Altmaterialkarren zurück. Durch seine heimliche Ehrlichkeit kann er zwar *ein* Unrecht beseitigen, aber er beschwört ein neues herauf. Erbse verdächtigt die Pioniere, in seine Garagenwelt eingebrochen zu sein, und startet einen Feldzug gegen das fast fertige Klubhaus. Nun kann Popp nicht mehr schweigen.

Bevor er ein neues Unrecht geschehen läßt, gewinnt er den Mut, sich durch ein offenes Bekenntnis aus der Verstrickung zu lösen. Damit hat er sich moralisch den Eintritt in die neue Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Pioniere, erkämpft. Der kleine Popp trifft damit eine sittliche Entscheidung, denn in Pludras Darstellung sind die beiden Größen, zwischen denen Popp sich entscheiden muß, in erster Linie sittliche Größen. Erbse und Keule vertreten die mindere moralische Qualität. Vor allem Erbse scheut vor Diebereien und Lügen nicht zurück. Das schmutzige, dunkle Milieu der Garagenruine ist für die derzeitige moralische Verfassung der Dreiergruppe charakterisierend. Marianne und die das Klubhaus einrichtenden Pioniere sind die Vertreter einer sauberen Moral. Was sie tun, ist sinn- und ehrenvoll.

Popp und der Leser vergleichen natürlich das anrüchige Treiben Erbses und Keules mit der zweckmäßigen und schönen Tätigkeit der Pioniere. Da der kleine Popp ein Junge mit guten Anlagen ist und nur widerwillig den Plänen Erbses und dem Drängen Keules gefolgt war, ist seine Entscheidung, genau genommen, keine echte Entscheidung. Wenn er sich Marianne und ihrer Pioniergruppe anschließt, so folgt er lediglich dem guten Zug seines Wesens. Zwar ist der Konflikt, in den er durch Erbses und Keules Drohungen gerät, voller Härte und Heftigkeit für den Jungen, aber die grundsätzliche Entscheidung des kleinen Popp liegt von vornherein klar auf der Hand. Der Autor hätte den Charakter seines Helden völlig anders anlegen müssen, wenn er auch nur die Möglichkeit einer andersgearteten Entscheidung offengelassen hätte.

Der Konflikt des kleinen Popp ist also – wie bereits gesagt – vornehm-

lich ein moralischer Konflikt, und seine Entscheidung ist eine moralische. Daß sie zugleich auch eine gesellschaftliche ist, läßt sich nicht ausschließen, denn die moralischen Werte sind nicht losgelöst im Raum darstellbar, sondern an ganz bestimmte Träger gebunden. So ist es natürlich und richtig, daß Benno Pludra die Pioniergruppe als positives Beispiel einsetzt.

Da aber sein Interesse ausschließlich der inneren Auseinandersetzung des kleinen Popp gilt, bleibt es leider sehr bei der rein äußerlichen, positiven Erscheinung dieser Pioniergruppe, die als eine Art Katalysator auf den inneren Konflikt des kleinen Popp einwirkt.

Die sichtbare Aktivität der Gruppe selbst erstreckt sich lediglich auf die Einrichtung des Klubhauses. Sie greift nicht ein in das Geschehen innerhalb des Dreiecks Erbse-Keule-Popp. Sie ist passiv, während der Vertreter des Negativen, Erbse also, aktiv ist.

Daher gibt es in der Erzählung keinen positiven Helden. Der kleine Popp selbst zeigt zwar die Anlage, einmal ein solcher Held zu werden. In dieser Geschichte aber ist er erst auf dem Wege dahin. Marianne und ihre Freunde greifen nur indirekt in die Handlung ein, wobei Marianne nicht mehr als den handlungstechnisch notwendigen Kontaktpunkt zwischen den Pionieren und Popps Gruppe bildet. Dem Hauptgeschehen gegenüber verhalten sich Marianne und die Pioniere passiv. Sie bilden wohl den Hort vorbildlichen Verhaltens, sie bekommen jedoch keine Gelegenheit, sich in irgendeiner Form in die äußeren Aktionen Erbses und Keules oder in die inneren Kämpfe Popps einzuschalten. Darin liegt zweifellos eine Schwäche von Pludras Arbeit.

Es ist sehr richtig, daß die den gesellschaftlichen Fortschritt repräsentierende Gruppe das positive Phänomen darstellt, aber die Vertreter der neuen Formen unseres gesellschaftlichen Lebens wirken nicht nur durch ihre bloße Erscheinung, sondern es ist ihr Charakteristikum, daß sie sich einsetzen, daß sie handeln und mitreißen.

Eine positive Gestalt in diesem Sinne ist der Genosse Paulsen, der die Pioniere beim Einrichten des Klubhauses unterstützt und dem kleinen Popp hilft, mit seinen Problemen fertig zu werden. Aber er ist nur eine Randfigur in der Erzählung, ein Wegweiser, der eine Funktion zu erfüllen hat, sonst jedoch sehr zufällig in dem Handlungsgeschehen steht.

Die mangelhafte gesellschaftlich-soziale Verankerung der handelnden Personen erscheint schmerzhafter noch als bei den positiven bei den negativen Gestalten dieser Erzählung.

Die psychologisch-moralische Situation der Brüder Popp ist einigermaßen verständlich gemacht. Sie wird motiviert durch die Abwesenheit des Vaters und durch die knapp bemessene Zeit der berufstätigen Mutter.

Bedauerlich ist jedoch, daß in der Darstellung Pludras der Eindruck entsteht, als gäbe es neben dem Elternhaus keine erzieherischen Einflüsse. Die

Schule und das Klassenkollektiv mit dem Lehrer an der Spitze spielen ebensowenig eine Rolle wie die Pioniergruppe, der die Brüder Popp noch angehören. Es ist natürlich durchaus möglich, daß es Umtriebe gibt, die dem Auge des Kollektivs wie dem der Pädagogen entgehen, aber daß die Zugehörigkeit zu bestimmten Kollektiven so ganz ohne Wirkung bleibt, wie es im Falle der Popps und Erbses erscheint, ist unwahrscheinlich. Über ihre Pioniergruppe äußern Popp und Keule lediglich, daß sie langweilig sei. Damit ist sie abgetan. Und Popp muß sich, um aus seinem Konflikt herauszufinden, einer anderen Gruppe anschließen. Das ist eine Lösung, die dem Problem aus dem Wege geht. Sie stört zwar nicht die Lösung des moralischen Konflikts des kleinen Popp, sie läßt aber alle ebenfalls gegebenen gesellschaftlichen Probleme offen.

Schwerwiegender noch als beim Popp fällt die mangelnde gesellschaftliche Fundierung in der Anlage der Gestalt des Erbse ins Gewicht. Erbse erscheint völlig losgelöst vom sozialen Boden. Aus welcher Klasse kommt er? Sein Elternhaus trägt die Schuld an seiner Verwilderung. Was ist das für ein Elternhaus? Warum konnte Erbse trotz der erzieherischen Arbeit der Schule und des Pionierverbandes, dem er ja einmal angehörte, sich so weit von den anderen Kindern entfernen? Das alles sind Fragen, die Pludra offenläßt. Er braucht die negative Funktion Erbses, diese zeigt er und mehr nicht. Der Junge Erbse interessiert ihn sonst nicht. Als Popps Konflikt gelöst ist, kann der Leser wohl für Keule eine Annäherung an das Kollektiv der Pioniere erhoffen, nicht aber für Erbse. So wie Erbses Herkunft bleibt auch seine Zukunft ungewiß.

Es gibt aber keine Menschen im gesellschaftlichen Vakuum, es gibt keine reine Verkörperung sittlicher Werte oder Unwerte. Der Mensch lebt in der Gesellschaft, und als gesellschaftliches Wesen interessiert er uns. Er ist kein Moralschema, sondern eine gesellschaftlich geformte Persönlichkeit. Das darf ein Schriftsteller nicht vergessen, und es ist bedauerlich, daß Benno Pludra es so weit in seiner Arbeit an diesem Buch hat übersehen können.

Es fällt schwer, hier einen Vergleich mit Strittmatters „Tinko“ zu unterlassen. Dort gibt es eine ähnliche Konstellation. Der Junge Tinko steht zwischen dem positiven Vater und dem negativen Großvater. Aber nicht die moralischen Größen an sich sind für diese Gestalten maßgebend, sondern sie entwickeln dieselben als Vertreter bestimmter gesellschaftlicher Sphären. Es gibt im „Tinko“ keine bloß durch die äußere Erscheinung wirkenden Kräfte, sondern beiden, die Vertreter des Neuen und die Vertreter des Alten, sind aktiv am Geschehen beteiligt. Da es Strittmatter gelungen ist, in dem Konflikt zwischen dem Heimkehrer und dem Großvater Tinkos eine für die gesellschaftliche Entwicklung charakteristische Situation zu erfassen, ist sein Buch so bedeutsam geworden.

Benno Pludra aber konnte keine charakteristische Situation unserer Zeit darstellen, da er sich in der Geschichte vom kleinen Popp zu weit vom gesellschaftlichen Boden entfernte. Das ist ein bedauerlicher Mangel, da gerade Pludra durch die psychologische Intensität seiner Arbeit befähigt wäre, eine für unsere neue Kinderliteratur bedeutsamere Erzählung zu schreiben.

Weil Erbses Schicksal so völlig im Dunkel bleibt, wäre es eine lohnende Aufgabe für den Autor, in einer Fortführung seiner Erzählung zu schildern, wie der positive Held Popp das hält, was er am Ende des Buches verspricht: nämlich mitzuhelfen, Erbse und Keule in das Pionierkollektiv zu führen, wenn es sein muß auch gegen den Willen des Elternhauses von Erbse, wie es zum Beispiel in Neumanns Buch „Das Geheimnis im Schwarzen Berg“* dem Sohn des Einzelbauern Jendrik geschieht.

Karl Neumann hat hier eine echte erzieherische Tat des neuen Schüler- und Pionierkollektivs überzeugend geschildert. Allerdings fehlt seinem Raimund Jendrik wiederum die tiefere psychologische Durchgestaltung. Der Verfasser hat in seinem Erstlingswerk „Frank“ gezeigt, daß er in der Lage ist, den vielfältigen psychischen Vorgängen in seinen Helden zu folgen. Im „Geheimnis im Schwarzen Berg“ hat er diese Fähigkeit leider nicht weiterentwickelt. Wünschenswert wäre, daß die psychologische Gründlichkeit, wie sie sich in den Gestalten Popp und Frank beweist, mit der gesellschaftlich aussagekräftigen Darstellung des „Geheimnisses im Schwarzen Berg“ oder des „Tinko“ verbände. Weder Pludra noch Neumanns neues Buch gehen hierin über die bereits bekannten Leistungen hinaus.

Neumann zeigt in seinem neuen Buch wiederum, daß er imstande ist, ganze Kindergruppen plastisch zu gestalten und in aktuellen Handlungen einzusetzen. Er hat jedoch nicht die Geschlossenheit und Tiefe seines „Frank“ erreichen können. Schuld daran ist zum großen Teil eine unglückliche Konzeption. So ist zwar ein ziemlich verzweigtes und erhellendes Bild vom Leben der Kinder in unserem neuen Dorf entstanden, aber keine weiterführende literarische Leistung. Neumann kann mehr, und es ist zu hoffen, daß er in den folgenden Werken die Schwächen des „Geheimnisses im Schwarzen Berg“ überwinden wird. Ein ungünstiger literarischer Ausgangspunkt war für ihn die sehr einer äußeren Spannung folgende Handlung. Er erzählt von einer „Schatzsuche“. Das gibt Erlebnisse, Spannung, Überraschungen und die Gelegenheit, einige beispielhafte Handlungen zu zeigen. Othello und Ule, Pille und Doro, Raimund Jendrik und Fränzchen Niemann sind echte Kinder mit guten und weniger guten Eigenschaften, die – und das ist der große Vorzug vor Pludras Popp – durch ihre soziale Herkunft mitgeprägt worden sind.

---

* erscheint im Oktober 1960

Das Schatzsucherthema jedoch ist nicht neu und Neumanns Versuch, das Panorama eines Dorfes unserer Zeit vom Leben einer Kindergruppe aus zu sehen, nicht vollauf befriedigend. Neumann behält stets die ganze Gruppe, soweit sie in Beziehung zum Kernpunkt der Handlung steht, im Auge. Trotz stärkster Bemühung mußte er daher notgedrungen summarisch werden. Das spezielle Miterleben geht verloren, denn es gibt keinen einzelnen im Mittelpunkt stehenden Helden.

Statt dessen gibt es eine einzelne, im Mittelpunkt stehende Sache. Das ist ein versteckter Traktor. Er gehört dem Bauern Jendrik, der ihn 1945, als die Rote Armee vor der Tür stand, im abseitigen bewaldeten Schwarzen Berg vergrub.

Justus Höhne, fast noch ein Kind, aber schon Soldat, beobachtete das; er behielt das Geheimnis des Schwarzen Berges lange Jahre für sich, als er Knecht bei Jendrik und auch als er später Traktorist auf der MTS war. Die Kinder aber kommen auf die Spur, da Jendrik Anstalten trifft, den Traktor wieder auszugraben. Sie suchen systematisch den Schwarzen Berg ab. Die angespannte, aufregende, weil heimliche Suche bringt Konflikte innerhalb der Gruppe mit sich, da Fränzchen Niemann deutlicher denn je zeigt, daß er ein Hasenfuß ist, und Raimund Jendrik die private und gleichzeitig gesellschaftliche Entscheidung treffen muß, ob er zu seinem Vater halten will oder zu den Freunden. Das Geheimnis im Schwarzen Berg schmiedet die Gruppe zusammen. Heimlich transportieren die Kinder den Traktor ab, sie haben ihre Pläne mit ihm. Den Mädchen jedoch kommen Bedenken; sie heißen die fortgesetzte Heimlichkeit nicht gut. Da die Jungen kein Ohr für ihre Mahnungen haben, nehmen die Mädchen sich ein Herz und unterrichten die Volkspolizei von der Sachlage.

Nun gelangt der Traktor in die richtigen Hände, die Initiative der Kinder wird auf die Dorfverschönerung gelenkt, es gibt einen spannenden Wettbewerb und am Schluß das Fest, auf dem die Kinder als Anerkennung ihrer Leistungen den intakten Traktor als Geschenk erhalten.

Der Traktor feiert nach seinem Dornröschenschlaf in einer neuen Gesellschaft seine Wiederauferstehung. Auf ihn ist in der Erzählung stetig das Interesse gerichtet. Er löst die Handlungen und die Konflikte aus, und um ihn herum gruppiert sich das Erleben der Kinder. So lebendig und klug Neumann die Fabel auch entwickelt, den Mangel des fehlenden Helden kann er nicht ausgleichen. Keines der Kinder lernt der Leser so gut kennen, daß er mit ihm lebt. Die Darstellung der Gruppe wird solange eine Zersplitterung des Interesses bedeuten, wie nicht alle Darstellungsbezüge in einer zentralen Gestalt zusammenlaufen. Daß diese „Zentrale" (anders als im „Frank") eine Sache ist, hat dazu beigetragen, daß der Autor Neumann in seinem zweiten Werk statt einen Schritt vor einen zurück gegangen ist.

„Das Geheimnis im Schwarzen Berg" hat noch andere Schwächen, über die hier nicht des längeren gesprochen werden soll. Besonders betrübend ist, daß Neumann der Schematisierung nicht ganz entgangen ist. Sein Jendrikbauer kommt bedenklich in die Nähe der sattsam bekannten billigen Schurkenfiguren.

Unglücklich ist auch der lange Vorspann, den der Autor zu brauchen vermeint, um die Geschichte des Traktors im Schwarzen Berg zu erhellen. Die Erzählung wäre ohne diesen langen Anlauf geschlossener, zumal Neumann auch nicht verstanden hat, die Gestalt des Justus kontinuierlich in die Handlung miteinzubeziehen. Justus verschwindet im Mittelteil, um gegen Schluß der Geschichte wiederaufzutauchen. Es bedarf dann einer Entschuldigung seines Versagens, denn er wußte ja um den versteckten Traktor. Seine Beobachtung war eines seiner letzten Kriegserlebnisse, und es ist unwahrscheinlich, daß er sie vergessen wollte und vergaß. Diese kleineren Schwächen hätte der Autor vermeiden können, wenn er mehr Zeit auf die Arbeit verwendet hätte.

Immerhin ist Karl Neumanns zweites Buch auch mit seinen Schwächen eine verdienstvolle Bereicherung unserer Kinderliteratur, da der Autor es ausgezeichnet versteht, seine Leser auf die polytechnische Bildung hinzulenken. Schon im „Frank" hat er dies Können bewiesen, und das „Geheimnis im Schwarzen Berg" führt die Linie fort. Wie Neumann die Beschäftigung der Kinder mit dem Traktor und den Wettbewerb der „Zaun- und Kalksozialisten" darstellt, das hat aktivierende Wirkung. In dieser Beziehung haben wir in Neumanns Arbeit Literatur, wie wir sie uns wünschen.

Ein Buch, das unseren Menschen voranhilft, ist auch (und noch mehr) Alfred Wellms Erzählung „Die Kinder von Plieversdorf".

Auch Wellm hat zum Schauplatz der Handlung das Dorf gewählt. Er aber geht in seiner Aussage weiter als Karl Neumann. Karl Neumann bringt mit seiner Darstellung der Erlebnisse und Entwicklungen einer Kindergruppe einen Ausschnitt aus dem Gesamtleben des Dorfes, während Wellm den Gesichskreis weiter ausdehnt und die Totalität einer Dorfentwicklung im Zusammenhang mit der Entwicklung einer Kindergruppe dichterisch komprimiert.

Wellm hat anläßlich des letzten Kinder- und Jugendbuchpreisausschreibens nicht nur, wie Neumann auch, einen Preis erhalten, er bekam in der Preisbegründung eine der schönsten Belobigungen, die ein Schriftsteller sich wünschen kann. Es hieß da dem Sinne nach, Wellm knüpfe an beste erzählerische Traditionen an, und er sei ein Schriftsteller, der selbst aus einem Stein noch Poesie zu schlagen verstehe. Das ist ein großzügiges Lob, doch Wellm hat es verdient.

„Die Kinder von Plieversdorf" kennen ebenso wie „Das Geheimnis im

Schwarzen Berg“ keinen im Mittelpunkt stehenden einzelnen Helden. Held ist hier die Pioniergruppe, in der sich die verschiedenartigsten Charaktere zusammenfinden. Es wird immer das Geschehen in der ganzen Gruppe beobachtet, aber es ragen drei Kindergestalten aus dem Kollektiv heraus. Das sind der unproblematisch-positive Kurre, der zwischen dem einzelbäuerlichen Elternhaus und der Pioniergruppe stehende Hein und schließlich der unzuverlässige, in besonderen Schwierigkeiten steckende Fritze.

Sympathisch ist, daß Wellm nicht die geringsten Neigungen zur Schwarz-Weiß-Malerei zeigt. Pludras Erbse und Neumanns Jendrik-Bauer sind ausschließlich in Schwarz gezeichnet. Neumann hat in der Anlage des Jendrik zwar nicht (wie Pludra) den sozialen Boden verlassen, sein Einzelbauer hat eine feste Position im gesellschaftlichen Gefüge, aber nur Wellm bringt beides auf: Seine Gestalten stehen auf festem sozialem Boden, und sie haben wie jeder Mensch ihre guten und schlechten Seiten.

Ein großer Unterschied in der künstlerischen Meisterung der Stoffe zeigt sich bei der Anlage der Einzelbauern Jendrik und Brückner. Neumann gibt den Einzelbauern inmitten der Genossenschaftsbauern auf. Er setzt seine Hoffnung allein auf die folgende Generation. Der Sohn des Jendrikbauern findet den Anschluß an die Pioniere und damit an die fortschrittlichen Kräfte des Dorfes. Wellm ist viel optimistischer. Er weiß um die erzieherische Kraft der neuen Gesellschaftsordnung. Sein Einzelbauer Brückner wird Mitglied der Genossenschaft. Wellm – das ist das bemerkenswert Neue – sieht die Kinder als eine wirkende Kraft der sozialistischen Umformung auf dem Lande. Neumann schildert, wie die Kinder im Sozialismus mitleben, Wellm stellt dar, wie sie ihn mitgestalten helfen.

In einem episch breit angelegten Gemälde geht er aus von der Vergangenheit Plieversdorfs, die in den Erzählungen des alten Anton lebendig gemacht wird. Er schildert dann in einer sich steigernden Handlung, wie die Kinder von Plieversdorf der LPG technisch und moralisch produktiv und strukturell helfen.

Wellm beginnt mit dem Einfachen. Der alte Anton müht sich sehr mit dem Miststapeln, und die Pioniere bauen ihm überraschenderweise eine Mistbahn. Die technische Hilfe erweitert sich auf eine moralische und bewußtseinbildende, da die Kinder in einer Laienspielaufführung enthüllen, wie der alte Platzek sich diebisch wie eine Elster auf Kosten der LPG die Taschen füllt. Sie findet ihren Höhepunkt, als die Jungen und Mädchen für ihre zwei jungen Rinder einen Offenstall einrichten und trotz Komplikationen die Rentabilität dieser Art der Viehhaltung beweisen. Damit ist nicht nur das Vorurteil gegen die Rinderhaltung im Offenstall innerhalb der Genossenschaft beseitigt, sondern der Einzelbauer Brückner, der anfangs über seinen Sohn Hein, dann direkt beratend an dem Versuch teilnahm, bekommt durch den

Erfolg der Kinder den entscheidenden Anstoß, der Genossenschaft beizutreten.

Wellm braucht in diesem Buch noch eine breite Handlungsebene, um zur gewünschten gesellschaftlichen Aussage zu gelangen. Darin korrespondiert seine Erzählung mit Neumanns „Geheimnis im Schwarzen Berg".

Diese verbreiterte Darstellung aber ist noch eine literarische Schwäche, solange das typische Einzelschicksal zu kurz kommt. Und das ist in beiden hier zuletzt beobachteten Werken der Fall. Die höhere literarische Form verlangt die Konzentration auf charakteristische Einzelschicksale, in deren Gestaltung die wesentlichen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen sich widerspiegeln. Natürlich sind es große Vorbilder, die dieses Beispiel geben. Es sei hier nur an Scholochow, aber auch an Strittmatter gedacht. Da anzunehmen ist, daß sowohl Wellm wie Neumann und Pludra die Fähigkeiten haben, ihr literarisches Vermögen in dieser Richtung zu verstärken, wollen wir sie an diese Vorbilder erinnern.

Besonders für Wellm scheint der Weg von der summarischen zur individualisierenden Darstellung, zur Gestaltung typischer individueller Charaktere und Konflikte nicht so weit. Wellm beweist in den „Kindern von Plieversdorf", daß er nicht nur die Probleme der Kinder, sondern auch die der Erwachsenen gut kennt.

Es ist natürlich sehr schwer, gültige und „makellose" Werke zu schaffen, aber erstreben muß man es unablässig, und nicht zuletzt in der Kinderliteratur. Zwar sind Pludras „Popp", Neumanns „Geheimnis im Schwarzen Berg" und Wellms „Die Kinder von Plieversdorf" durchaus beachtliche literarische Leistungen, aber – wie wir hoffen dürfen – noch nicht das letzte Wort der Autoren. Alle drei berechtigen zu der Hoffnung auf reifere Werke. Auf diese warten wir.

Fred Rodrian

NOTIZEN ZU ERICH KÄSTNERS KINDERBÜCHERN

Der in München lebende Dr. Erich Kästner, geboren am 23. Februar 1899, gehört zu den prominenten Persönlichkeiten der deutschen Literatur der Gegenwart. Er war Mitarbeiter an Ossietzkys „Weltbühne", erregte Aufsehen durch seine aggressiv-pessimistischen, satirischen Gedichtbände „Herz auf Taille" (1927) und „Lärm im Spiegel" (1928). Kästners Bibliographie bis zum Jahre 1933 ist schon recht umfangreich. Neben anderem erscheint 1931 der Roman „Fabian", die Geschichte eines Moralisten, wie es im Untertitel heißt. Es ist die Geschichte eines Mannes, der im kapitalistischen Nachkriegsdeutschland die Arbeit verliert, dessen Freund sich erschießt, der seine Freundin an einen reichen Filmproduzenten los wird, eines Mannes, der, nachdem ihn außer seiner Mutter und einem Verrückten alle Welt enttäuscht hat, einen Jungen retten will und dabei ertrinkt. Der Mann konnte nicht schwimmen.

Diese zeitkritischen, aber resignierenden, streitbaren, aber pazifistischen Bücher haben Kästner bekannt gemacht. Berühmt gemacht haben ihn seine Kinderbücher.

1929 erscheint „Emil und die Detektive". Es wird ein Welterfolg, und bald folgen weitere Kinderbücher.

Am 10. Mai 1933 mußte Kästner in Berlin, auf dem Opernplatz, mitansehen, wie die Faschisten die Werke fortschrittlicher Schriftsteller verbrannten und verdammten. Auch seine Bücher waren darunter. – Kästner emigrierte nicht. Er blieb in Deutschland, gab seine Bücher in der Schweiz heraus und schrieb für die UFA Filme: „Der kleine Grenzverkehr", „Münchhausen". Das Kriegsende erlebte er mit einer Filmtruppe in den Alpen. Er war dann einige Zeit Chef des Feuilletons der amerikanischen „Neuen Zeitung" in München und hat seit 1946 eine Reihe weiterer Bücher, darunter auch Kinderbücher, veröffentlicht.

Insgesamt sind bisher folgende Kinderbücher Kästners bekannt geworden: „Emil und die Detektive" (1929), „Pünktchen und Anton" (1929), „Der 35. Mai" (1932), „Arthur mit dem langen Arm" (o. J.), „Das verhexte Telefon" (1932), „Das fliegende Klassenzimmer" (1933), „Emil und die drei

Zwillinge“ (1934), „Till Eulenspiegel“ (1938), „Die Konferenz der Tiere“ (1949), „Das doppelte Lottchen“ (1949), „Der gestiefelte Kater“ (1950), „Münchhausen“ (1951), „Die Schildbürger“ (o. J.), „Don Quichotte“ (o. J.).

Ein Teil davon wird hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Es sind Bücher darunter, die bedeutungslos sind, deren Substanz gering ist. Auf die Nacherzählungen bekannter Stoffe einzugehen, ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich. Es sind formal reizvolle Texte, die nicht weit unter die Oberfläche des gegebenen Stoffes gehen.

Kästners Kinderbücher hatten eine sensationelle Publikumswirkung. Übersetzungen, in erster Linie von „Emil und die Detektive“, erschienen in folgenden Sprachen: Afrikaans, bulgarisch, dänisch, englisch (für Großbritannien und USA), finnisch, französisch, hebräisch, holländisch, irisch (Irland), italienisch, japanisch, jiddisch, katalanisch, kroatisch, litauisch, norwegisch, polnisch, portugiesisch, schwedisch, serbisch, slowakisch, spanisch, tschechisch, ungarisch. Schulausgaben in deutscher Sprache, mit Anmerkungen in der jeweiligen Landessprache, sind in Frankreich, Großbritannien, Holland, Polen, Schweden, USA und Norwegen erschienen.

Ein ungewöhnlicher, ein einzig dastehender Erfolg eines Kinderbuches, eines Kinderbuchautors. Die Tatsache der Schulausgaben von „Emil und die Detektive“ in sieben kapitalistischen Ländern ist besonders bemerkenswert. Sieben Schulbehörden kapitalistischer Länder sehen „Emil und die Detektive“ als das geeignete Buch an, in den Schülern ihrer Oberschulen Vorstellungen über Deutschland und deutsche Kinderliteratur zu erwecken.

Kästners Kinderbücher sind ein wirklicher Fortschritt in der Kinderliteratur und zugleich eine Gefahr. Kästner hat die moderne Kinderliteratur der Mitte, des Neutralismus, begründet.

Vor allem ist bei Kästner eine Tendenz deutlich: er schreibt für Kinder, „weil er sie für erziehbar hält“, weil er die Kinderwelt für die einzig gute hält, weil man vielleicht auch über die Kinder die Eltern erziehen kann. Das ist seine lächelnd-resigniert gesagte Meinung über die Möglichkeit, das Schlechte aus der Welt zu bringen, damit bekennt er sich zu den Neuen Erziehern des 18. Jahrhunderts. Kästner ist der Philantropist des zwanzigsten Jahrhunderts. Darum schildert er die Welt (auch die Kinderwelt) nicht so, wie sie ist, sondern er schlägt vor, wie sie sein könnte, wenn zum Beispiel auch die Fabrikdirektoren einsichtig wären. Das macht er nur für Kinder. Für Erwachsene zeichnet Kästner die Welt so, wie er sie sieht. Und da sieht er sie nicht schön und verklärt. So hat er zwei Welten: eine für Erwachsene, eine für Kinder. Aber es gibt keine zweigeteilte Welt.

„Emil und die Detektive" erschien im Jahre 1929, „Pünktchen und Anton" 1929, „Der 35. Mai" 1932. Das ist die Zeit, in der in Deutschland die Nachkriegskonjunktur in die Krise umzuschlagen beginnt. Aus der relativen Stabilisierung des Kapitalismus wird die Weltwirtschaftskrise; es gibt Massenelend, Millionen Arbeitslose. Die Arbeiterklasse hat sich formiert, und die Konzerne beginnen nach dem starken Mann zu rufen. Der Klassenkampf verschärft sich, es gibt den Blut-Mai 1929 in Berlin. Der Faschismus wird, wie Stalin sagte, zum „gangbarsten Modeartikel unter den kriegslüsternen, bürgerlichen Politikern".

Erich Kästner hat zu dieser Zeit durchaus keine Illusionen über die Situation. Und er nimmt sie nicht nur zur Kenntnis. Mit schneidender Ironie glossiert er das Heldenpathos, den preußisch-deutschen Größenwahn, die Kulturtünche des Kapitalismus und das geklitterte Weltbild des deutschen Spießers, und er schreibt: „Wo ein Kopf ist, ist meistens auch ein Brett." Er schreibt: „Ihr und die Dummheit zieht in Viererreihen in die Kasernen der Vergangenheit", er schreibt: „Kennst Du das Land, wo die Kanonen blühn? Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen", und er schreibt: „So groß wie heute war die Zeit noch nie, ein Volk versinkt in geistige Umnachtung".

Kästner weiß nicht, wie es anders werden soll. Er schreibt: „Wir sitzen alle im gleichen Zug, und viele im falschen Coupé."

Er schreibt auch: „Die Zeit liegt im Sterben. Bald wird sie begraben. Im Osten zimmern sie schon den Sarg".

Dann wendet er sich ironisch mahnend an die Millionäre: „Warum wollt Ihr Euch denn nicht bessern ..."

Er ist der links-bürgerliche, unerbittliche Kritiker, der seine Welt liebt und der sie verachtet, weil er sie kennt. Und darum konzentriert Kästner seine ganze Liebe auf die Kinder. Kästner weicht nicht in *die* Kinderliteratur aus. Das ist eine grundfalsche Fragestellung. Die Sache so zu sehen, hieße, die unselige Tradition zu konzessionieren, wonach die Kinderliteratur in Deutschland eine Sache der Mittelmäßigen ist. Oder es hieße, die Behauptung aufzustellen, daß etwa Ludwig Renns hervorragende Kinderbücher ein Ausweichen darstellen. Aber Kästner weicht in *der* Kinderliteratur aus. Wie andere Utopisten vor ihm, predigt er Gutsein und Liebe. In der Kinderliteratur geht es nicht ohne Liebe. Liebe zu Kindern und zum Leben. Aber das ist vielleicht das gleiche. Nur: Letzten Endes kommt es darauf an, was man mit seiner Liebe macht. Die Liebe muß tätig sein, tätig machen. Und da gerät Kästner in seinen Kinderbüchern in ein fatales Dilemma. Als bürgerlicher Kritiker seiner Zeit könnte er, von seiner Kenntnis der gesellschaftlichen Umwelt ausgehend, seine Helden (und seine kleinen Leser) doch bereit machen für die Welt, in der „Fabian" sterben muß.

Aber dann müßte er sie – extrem genommen – zu Wölfen machen oder zu Revolutionären. Er will das eine nicht und kann das andere nicht. Er sucht bei zwei möglichen Wegen nach einem dritten. Das ist wahrscheinlich eine Ursache seiner Popularität. Kästner zweiteilt die Welt in eine schlechte, hoffnungslos-reale Welt der Erwachsenen (dieser Welt gelten seine satirischen Pfeile, ihr schreibt er den „Fabian“) und in eine integre, einzig gute Welt der Kinder, in der das Böse nur als Demonstrationsobjekt für das Gute existiert (dieser Welt gelten seine Kinderbücher). Und diese Welt der Zweiteilung ist der große Irrtum von Erich Kästner. Der grundgescheite Zeitkritiker hat übersehen oder übersehen wollen, daß die Kinder nicht nur von ihrer individuellen, sondern auch von der gesellschaftlichen Umwelt abhängen, daß sie in diese Gesellschaft hineingeboren werden und hineinwachsen, daß sie sie erkennen müssen, um sich in ihr zurechtzufinden. Kästner – der geschrieben hat:

Ich will nicht schwindeln, ich werde nicht schwindeln.
Die Zeit ist schwarz, ich mach Euch nichts weiß –,

hat übersehen oder übersehen wollen, daß auch für Kinder Güte nicht genügt, um gut zu sein. Anders ausgedrückt: Emil, das ist die Kindheit Fabians. Und als Fabian wird Emil vermutlich ertrinken.

Die Isoliertheit von der gesellschaftlichen Umwelt ist bereits Grenze und Grundmangel des ersten Kinderbuches von Erich Kästner, dem Mann, der die Erscheinungen dieser gesellschaftlichen Umwelt so ausgezeichnet kannte.

Und doch ist „Emil und die Detektive“ Kästners bestes Kinderbuch. Es ist das Beispiel für eine in seiner Einfachheit musterhaft gebaute Kindernovelle: Der in sehr bescheidenen Verhältnissen lebende Junge fährt besuchsweise nach Berlin. In der Tasche hat er 140 Mark für seine Großmutter, von seiner Mutter mühsam erarbeitetes Geld. Während der Bahnfahrt schläft er ein, und ein Gauner stiehlt ihm das Geld. Aus dieser Begebenheit entwickelt sich mit zwingender Folgerichtigkeit jede einzelne Episode der weiteren Handlung. Emil nimmt die Verfolgung auf, findet einen Kumpan dabei, den prächtigen Gustav mit der Hupe. Der alarmiert seine Freunde. Und nun gibt es ein Brillantfeuerwerk von witzigen Einfällen und Überraschungen, von Organisationstalent, Edelmut, Frechheit und Pflichtbewußtsein. Es gibt schließlich – mit der Solidarität der Kinder gegen das Schlechte, mit Mut und Güte als organisierter wie spontaner Massenerscheinung gegen das böse Individuum – die Festnahme des witzig und eindrucksvoll beschriebenen Schurken durch die Kinder. Wie schon gesagt: Es bestechen die folgerichtig gebaute, einfallsreiche Fabel, der zündende Humor und die sicher gesetzte Pointe. Vor allem aber hat die Fabel ein wichtiges ethisches Motiv:

Achte und liebe deine Mutter! Das ist die moralische Grundlage des Buches, das ist auch seine Handlungstriebkraft.

Als Emil im Zug nach dem Diebstahl erwacht, heißt es im Buch: „Er weinte wegen des Geldes. Und er weinte wegen seiner Mutter. Wer das nicht versteht, und wäre er noch so tapfer, dem ist nicht zu helfen. Emil wußte, wie seine Mutter monatelang geschuftet hatte ... Und da sollte er nicht weinen? Was sollte er nun anfangen?"

Er fängt etwas an. Mit etwas Furcht vor dem Wachtmeister Jeschke, mit faszinierendem Jagdinstinkt, und natürlich mit Gustav und seinen Freunden. Warum? Der Gerechtigkeit wegen. Weil es Spaß macht – und immer wieder: Für seine Mutter. „Emil und die Detektive" ist mit seiner einfachen, geschlossenen Fabel noch heute, dreißig Jahre nach Erscheinen, eines der schönsten bürgerlichen deutschen Kinderbücher, die Moral aktivierend, die Aktivität moralisch nutzend.

Die Einschränkungen und Abstriche gelten jedoch nicht nur dem Irrtum von einer unberührten Kinderwelt, der schon im „Emil" sichtbar wird. Die so positiven Elemente: Erziehung zu Tatkraft, Güte, Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit, Höflichkeit, schaffen wegen der gesellschaftlichen Isoliertheit lediglich eine zweifelhafte Anpassungsfähigkeit, regen zu individueller Anständigkeit in einer unanständigen Gesellschaftsordnung an. Kästner läßt sich von seiner Freude am „Gutsein" über die Ufer tragen. Er flickt, nachdem die Geschichte eigentlich mit der Verhaftung des Verbrechers zu Ende ist, noch ein zweites Happy-End an, das nur lesbar wird durch den Stil, der ja bei Kästner der schlimmsten Sentimentalität noch Brillanz verleiht. Warum macht Kästner das? Wegen der Marktfähigkeit? Weil er ein bißchen Gott sein kann, wenn er dem armen Jungen 1000 Mark gibt? Macht sich der Schriftsteller Kinderträume wahr – auf Kosten der Wahrhaftigkeit? Schon hier liegt ein Wunsch-Happy-End vor, eine unechte Perspektive.

In der so vergnüglichen Kindernovelle „Emil und die Detektive" kündet sich an, was im „doppelten Lottchen" zur Perfektion gelangt: der Hang des Verfassers, der Güte die Zügel schießen zu lassen, seine Vorliebe zu glücklichen Lösungen – im Interesse der Güte und vielleicht auch der Marktfähigkeit.

Kästner siedelt seine Handlungen und seine Helden in dem sozialen Milieu an, in dem er die Mitte zu finden glaubt. Seine Helden sind nicht Proletarier und nicht Kapitalisten. Es ist (manchmal sehr armes) Kleinbürgertum und etwas Großbürgertum. Ein einfaches Beispiel aus „Emil und die Detektive": Die Kinder organisieren das Fangnetz für den Dieb. Eine Handvoll Jungen steht zusammen. Da fragt der Justizratssohn, wer Telefon hat. „Zwölf Jungen melden sich –", heißt es bei Kästner. Es ist die Zeit nach der Inflation. Immerhin. –

Fast alle Kästnerschen Helden kommen aus dem Kleinbürgertum. Wo sie arm sind, da ist meist der Vater tot oder krank, oder der Vater ist tot und die Mutter ist krank. Sie sind (meist die nettesten Helden) arm, aber reinlich. Emils Vater ist tot. Die Mutter muß sich als Friseuse durchschlagen. Lebte der Vater, ginge es den Leuten besser. Die soziale Lage ist also ein Zufall. In Kästners Kinderbüchern gibt es höchstens Leute ohne Arbeit, aber keine Arbeitslosen – das wären Ausgangspunkte, die nicht in die Kästnersche Kinderwelt passen. Deshalb eben gibt es in seinen Kinderbüchern nur ärmstes bis wohlhabendstes Kleinbürgertum. Das Proletariat kommt nicht vor. Mit dieser Milieuwahl bewahrt sich Kästner vor sozialen Konsequenzen, vor einem Tieferloten. Das wird in den dem „Emil" folgenden Kinderbüchern noch deutlicher.

Sein zweites Kinderbuch, „Pünktchen und Anton", ist schon eine Bestätigung dafür. In diesem Buch gibt es zwar moralisch-didaktische Bezüge zur Gesellschaft, wenn auch nur zu ihrer Erscheinungswelt. Aber die halben Erkenntnisse werden sofort umgebogen zu Traktaten, die Beispiele geben sollen zum Besserwerden in dieser Gesellschaft. Kern dieser Traktate ist die alte, abgenutzte, längst durchschaute Theorie von der Klassenharmonie, mit hilfloser Gutwilligkeit dargeboten, aber dennoch nichts anderes. Hier wird auch deutlich, daß Kästners Vorstellung von einer guten Kinderwelt an sich – die Kehrseite seines tiefen Pessimismus ist. An der Erwachsenenwelt ist nichts zu ändern. Da verbrüdert Kästner den Jungen Anton, einen umgetauften Emil (er ist das ärmste, was Kästner zu bieten hat, beinahe ein Proletarier-Junge, mit sehr armer, kranker Mutter und Mittelschule) mit dem Mädchen Pünktchen, Tochter eines Spazierstock-Fabrikanten. Diese beiden Kinder zeigen den Erwachsenen, wie es gemacht werden muß. Sie fügen die gegensätzlichen Elemente zusammen. Pünktchen hat eine Erzieherin, welche ein Scheusal ist und mit dem Kind und ihrem Freund Anton betteln geht, um mit dem erbettelten Geld ihren schmierigen Bräutigam auszuhalten. Dieser Mann ist ein Verbrecher, der in die Direktoren-Wohnung einbrechen will. Das ist nicht schwer, denn Direktoren sind nie da, weil die herzlose Frau ihren Mann von einer „Party" zur anderen jagt. (Hier, wie auch in „Emil", entsteht der Eindruck, daß die armen Leute es – unbehelligt von solchen Pflichten – leichter haben). Der arme Anton, der sich sehr um seine Mutter sorgt, erkennt den Plan des Ganoven. Das Dienstmädchen, von ihm alarmiert, schlägt den Mann k.o. Daraufhin erkennt der Direktor die Vernachlässigung der Tochter Pünktchen wie den Wert armer Leute – er nimmt Anton mit Mutter in sein Haus auf und gibt dem Dienstmädchen die Hand. Gegen das Schmollen der Gattin und schlechten Mutter. Ein wackerer Mann.

„Pünktchen und Anton" ist ein schlechtes Buch. Von gesellschaftlicher Unwahrhaftigkeit bestimmt, die Klassenharmonie aufs hilfloseste zusammenflickend: das ist krittelnder Utopismus in sentimental-ironischer Form. Daß Kästner die Utopie mit Skepsis garniert, macht die Sache nicht besser. Interessant ist, daß Kästner an jedes Kapitel eine Moral hängt, eine „Nachdenkerei". Natürlich ist wieder Nützliches darunter: von der Pflicht, vom Stolz, von der Phantasie usw. Eine Nachdenkerei handelt von der Armut. Da wird die bekannte Geschichte von Marie-Antoinette erzählt, die den Leuten empfahl, Kuchen zu essen, wenn sie kein Brot hätten, und dann heißt es: „Sie kannte das Volk nicht, sie kannte die Armut nicht, und ein Jahr später wurde sie geköpft. Das hatte sie davon."

Das schreibt Kästner richtig und gut, aber der nächste Satz lautet: „Glaubt ihr nicht auch, daß die Armut leichter abgeschafft werden könnte, wenn die reichen Leute schon als Kinder wüßten, wie schlimm es ist, arm zu sein? Glaubt ihr nicht, daß sich dann die reichen Kinder sagten: Wenn wir mal groß sind und die Banken und Rittergüter und Fabriken unserer Väter besitzen, dann sollen es die Arbeiter besser haben. Diese Arbeiter, das wären ja dann die Spielkameraden aus der Kindheit ... Glaubt ihr, daß das möglich wäre? Wollt ihr helfen, daß es so wird?"

Das ist mindestens naiver Moralismus. Volksgemeinschaft für Buddelkiste und Spielplatz. Das ist die verlogene Ideologie von der Klassenharmonie, die in der Bundesrepublik heute Sozialpartnerschaft genannt wird. Daran ändern auch die besten Absichten nichts und nichts die Tatsache, daß Kästner selbst nicht daran glaubt. Er läßt seine kritischen Erkenntnisse nicht in die Kinderliteratur einfließen. Er übersieht die Abgenutztheit der philantropischen Rezepte. In der Nachdenkerei „vom Ernst des Lebens" heißt es, daß es noch mal „ein schlimmes Ende" nehmen werde, wenn die, denen es gut geht, nicht denen helfen, denen es schlecht geht. Und zum Schluß philosophiert Kästner darüber, daß es im Leben nicht immer so schön sei wie im Buch. Die Kinder sollen über Ungerechtigkeit nicht verwundert sein. Sie sollen zusehen, daß es besser wird. „Uns ist es nicht ganz gelungen. Werdet anständiger, ehrlicher, gerechter und vernünftiger, als die meisten von uns waren." Da ist Pessimismus wie Utopismus.

Kästners Rezept, wie es besser wird, ist das soziologische perpetuum mobile: Es wird besser, indem man besser wird.

Erich Kästner liebt das Happy-End. Im Gegensatz zum „Fabian", in dem der Held ertrinken muß, haben seine Kinderbücher ein glückliches, ein zu glückliches Ende. Es ist so, als träten die Helden zum Schluß in Gefilde, die des realen Menschen Blick nicht sehen kann – weil es sie so nicht gibt. In dem Buch „Der 35. Mai" öffnen – weil der Junge einen Aufsatz über die

Südsee schreiben muß – der einfallsreiche Konrad, der sympathische Onkel Ringelhuth und das ungewöhnliche Pferd Negro Kaballo die Schranktür, schließen sie hinter sich und treten in eine nie geschaute Welt. Hier wird gewissermaßen das Happy-End nach vorn verlegt und abgehandelt, was in Utopien geschehen kann. Das Ganze ist eine Kanonade von glänzenden Einfällen und bezaubernden Kapriolen. Aber es ist stellvertretend für die Verlorenheit an Wünsche in Kästners Kinderbüchern. Dabei verschießt das Büchlein manchen kritischen Pfeil. Da ist ein köstliches Schlaraffien, in dem die Faulenzer Präsidenten werden, da ist eine „Burg zur großen Vergangenheit“, die mit ihrer Parodie auf die Größe der Monarchen und Feldherren geeignet ist, das vom preußischen Geschichtslehrer gegebene Geschichtsbild der Ehrfurcht zu stören. In dieser im Sinne des Wortes verrückten Welt kann Kästner auch ausgezeichnet seine Lieblingsidee unterbringen: Die Eltern durch die Kinder erziehen zu lassen. Besonders die schlechten Eltern. Und das geschieht dann auch gehörig. Nach einem Besuch in Elektropolis, einem Ulk auf die Vergottung der Technik, geht es zur Südsee, wo die unglaublichsten Tollheiten passieren, bis der Schritt durch die Schranktür wieder in die Wirklichkeit führt. Das Pferd ist allerdings in der Südsee geblieben. Das ist eine atemlose Reise, ein zwerchfellerschütterndes Buch. Leider – obgleich als Kinderbuch deklariert – nicht so sehr ein Kinderbuch. Dazu ist die Skurrilität zu weit getrieben, zu erwachsen. Viele Anspielungen werden Kindern verschlossen bleiben. Die Verspieltheit überwuchert die aufklärerischen Ideen, die ironisch gekräuselten Gedanken sind nur amüsant. Ein prächtiger Spaß, nicht ohne Nachdenklichkeit.

Aber stellen wir das Buch mit seinem vorweggenommenen Dauer-Happy-End in die Zeit, in der es erschien (1931), dann wird noch deutlicher, wie wörtlich es zu nehmen ist mit dem Schritt in den Schrank, mit dem Aussteigen aus dieser Welt, für deren erbarmungslose Realität der Mann „Fabian“ (1931) nicht hart genug ist.

Weder sonderlich amüsant noch in die Zeit gestellt ist das 1933 erschienene Buch „Das fliegende Klassenzimmer“, das trotz des banalen kindertümelnden Anfangs mehr ein Jugendbuch ist. Aus diesem Werk lassen sich für die Untersuchungen der Kästnerschen Kinderbücher kaum neue Schlüsse ziehen. Es ist, vor Edelmut triefend, wirklich nur von dem Wunsch des Verfassers her zu verstehen, noch perfektere Edelnaturen vor den Leser hinzustellen, um diesen zu erheben. Kästner hat die Handlung in eine Internatsschule gelegt. Hier gibt es prächtige, junge Burschen – Mischungen von „Emil“ und „Fabian“, Feiglinge, die ihre Feigheit überwinden, das gewohnte Mutter-und-Sohn-Motiv, natürlich wieder eine Reihe hübscher Einfälle. Und vor allem gibt es einen Lehrer, der ein Bilderbuchlehrer ist. Darin könnte die ganze Sehnsucht aller Schüler und der entschiedenen Schulrefor-

mer liegen. Lehrer Bökh ist ein Vorbild- und Wunschlehrer. Und seine Belohnung liest sich so rührend, daß die aufs äußerste getriebene Sentimentalität – wie immer bei Kästner – nicht sofort peinlich ist. Und der belohnte Lehrer belohnt wieder. Er beschert einem armen Jungen ein frohes Weihnachtsfest.

Das ist längst nicht mehr so gut erfunden wie die vorangehenden Bücher. Die Fabel ist holprig, nicht geschlossen. Die Schwächen von Inhalt und Komposition entsprechen sich. Probe und Aufführung des Schülertheaters und die Geschichte mit dem „Nichtraucher“ sind eine schwache Klammer. Auch Kästners Stil hat es schwer, gegen die Überfülle des Herzens zu kämpfen.

Der Erzieher Kästner hat sich in die Schule begeben – aber er lehrt nichts Neues.

Das 1934 erschienene Buch „Emil und die drei Zwillinge“ ist ein schwacher Aufguß von „Emil und die Detektive“ und siedelt ganz im Justizratsmilieu mit Patenteltern und dem obligaten Schurken. Ort der Handlung ist ein Seebad an der Ostsee, ein Landhaus, in das der Justizratssohn seine Freunde eingeladen hat. Die Handlung ist zerfahren, eine bemerkenswerte Substanz an Ideen nicht zu verzeichnen – das Ganze ist mehr eine nachgeholte Werbung für den Film „Emil und die Detektive“.

„Die Konferenz der Tiere“ (1949) ist bemerkenswerter, wenn auch – bei allem Sinn für Humor – recht zwiespältig. Dabei handelt es sich um ein nützliches Thema: Wie kann die Welt ihren Frieden bekommen? Kästner wählt dafür die Form des satirischen Tiermärchens: Da werden Konferenzen veranstaltet von den Menschen, alle sind ergebnislos, werden abgebrochen. Was tun die Menschen? „Kriege bringen sie zustande. Und Revolutionen und Streiks. Und Hungersnöte . . .“

Das bringt Kästner immerhin auf einen Nenner. Die Fülle der Probleme (die Flüchtlinge, die Atombombe, die Streiks, Gefängnisse in Spanien) läßt die Tiere eine große Konferenz vorbereiten. Auf der Eröffnungssitzung sagt der Eisbär: „Wir verlangen, daß es nie wieder Krieg, Not und Revolution geben darf“. Da macht sich der General Zornmüller auf, eine Protestnote zu überbringen. Und nun geht es los: Mäuse vernichten das ganze Aktenmaterial der Menschen, doch General Zornmüller schafft Kopien herbei und wird dafür zum Feldmarschall ernannt. Und da alles Unglück der Welt, nach Meinung der klugen Tiere, von den Akten und den Uniformen kommt, werden die Motten aufgeboten. In Kürze ist alles Militär samt Feldmarschall splitternackt gefressen. Leider gibt es neue Uniformen. Letztes Mittel der Tiere: sie rauben gutartig die Kinder. Alle Kinder werden auf eine Paradies-Insel gebracht, sind einfach weg. Und da erst werden die Erwachsenen vernünftig. Ja, die Artilleristen richten die Kanonen sogar auf

das Regierungsgebäude. Aber auch Feldmarschall Zornmüller wird vernünftig und bekommt einen Kuß – und das ist dann auch wohl nur im Märchen möglich.

Ein zweifelhaftes Buch. Einmal nützlich, denn es weist die Kleinsten auf die Gefahr des Krieges hin. Es ist von ehrlicher Friedensliebe erfüllt. Zugleich aber ist es desorientierend. Mit unbekümmerter Munterkeit werden so gegensätzliche Erscheinungen wie Krieg, Not und spanische Gefängnisse mit Streik und Revolution in einen Topf geworfen; vor allem bleiben die Ursachen der Dinge unerwähnt. Die Binsenweisheit, daß Kriege von Menschenhand kommen und von Menschenhand verhindert werden können, ist hier unentdeckt, ist nicht wirksam gemacht.

Kann man eine Satire so betrachten? Ja! Denn Kästner meint es auch hier bitterernst. Munterer Pessimismus bleibt Pessimismus.

Hat „Die Konferenz der Tiere“ noch einen Stoff gewählt, der sich, wenn auch unzulänglich, auf die Zeit bezieht, so ist „Das doppelte Lottchen“ (1949) wieder eine völlig individualisierte, heiter-sentimentale Idylle, mit nützlicher Moral, in piekfeinem Milieu, eine Verwechslungskomödie. Die Zwillinge Luise und Lottchen, die sich ähneln wie ein Ei dem anderen, kennen sich nicht. Die Eltern sind geschieden. Nun will's der Zufall, daß die Kinder in *einem* Ferienheim ihre Ferien verleben, sich kennenlernen, sich entdecken. Sie fassen einen Plan: Lottchen wird Luise, Luise wird Lottchen; das Mutterkind fährt zum Vater, das Vaterkind zur Mutter. Schließlich führen sie ihre Eltern zusammen. Der Komponist und die Redakteurin werden wieder ein Paar. Die Kinder haben ihre Eltern. Der Hofrat Strobel freut sich. Das Dienstmädchen ist platt und wird sicher nicht mehr betrügen.

Das ist eine gutmütige Geschichte, mit der sich Kästner bedrohlich der „Schnulze“ nähert, und das ist ja ein Wertbegriff, der nicht zur Terminologie der Literaturkritik gehört. Aber diese Welt aus der Traumfabrik mit Konzertflügel, Flugzeug, Auto und Mittagessen im „Imperial“, mit wirklich rührendem glücklichem Ende gereicht jeder Magazinerzählung zur Ehre. Natürlich hat Kästner auch Ideen anzubieten. Gute Ideen. Da ist das Gewohnte: Die Kinder werden die Sache in die Hand nehmen; und dann: Die Eltern müssen bessere, verantwortungsbewußtere Eltern werden. Im Grunde handelt es sich um die Probleme der Eltern. Indem Kästner diese Probleme auf die Kinder projiziert, macht er zwar seine Absichten sichtbar, er verniedlicht allerdings auch. Versimpelt – und macht sich also die Sache sehr leicht. Mir scheint wieder, daß es sich hier nicht so sehr um ein Kinderbuch handelt. Wenn Kästner ausdrücklich darauf aufmerksam macht, daß die auf die Kinder wirkenden Probleme der Eltern die Kinder viel angehen, daß man mit ihnen darüber sprechen muß, so hat er im Prinzip recht. Ein gutes Kin-

derbuch soll die Welt der Erwachsenen einbeziehen. Hier aber handelt es sich nicht um echte Probleme, hier wird lediglich an den Erscheinungen herumgebosselt, sind die Kinder nur Medium, um einen nicht oder nicht mehr begründeten Konflikt zu lösen. Ein echter Konflikt ist nicht vorhanden. Es geht darum, die bei Kästner oft zitierte „Trägheit des Herzens“ ein wenig zu lockern.

Es soll hier nicht die begrenzte Nützlichkeit eines solchen Unternehmens bestritten werden, zumal es hübsch und witzig erzählt ist. Doch – wegen der Oberflächlichkeit des Ganzen, wegen der oft altklugen Kindermundsprache, die den Erwachsenen amüsiert, wegen des „Als-ob-Konfliktes“ – das ist kein Kinderbuch. Es tut nur so. Es ist ein federleichter Unterhaltungsroman, den der Moralist Kästner geschrieben hat.

In „Das doppelte Lottchen“ und in allen anderen Kinderbüchern Kästners wird immer wieder deutlich die Absicht des Erziehers, des Moralisten sichtbar. Dazu gibt es ein Selbstzeugnis: „Kindern Geschichten erzählen, das täte ihm über alle Maßen wohl. Denn Kinder, das glaube und wisse er, seien dem Guten noch nahe, wie Stubennachbarn. Man müsse sie nur lehren, die Tür behutsam aufzuklinken ...“ – „Dieser Kästner, meine Damen und Herren, ist gar kein Schöngeist, sondern ein Schulmeister! Er ist ein Moralist. Er ist ein Rationalist. Er ist ein Urenkel der deutschen Aufklärung.“

So sagt Kästner von sich selbst. Es ist wahr. Jedes seiner Kinderbücher zeigt es. Kästner ist besessen vom Erziehungswillen, vom Willen, das Einzelwesen Kind (das dem Guten noch nah wie der Stubennachbar) zu bessern, es edler, tüchtiger, kurz: *gut* zu machen. Seine Methode dabei ist die Darstellung des Vorbildes, des „Musterknaben“, wie Kästner in „Emil und die Detektive“ ausdrücklich betont. Tatsächlich: Emil und Anton, Konrad und Martin, jedenfalls Lottchen, sind perfekte Edelnaturen. Sie sind „positive Helden“ so hohen Grades, daß sie ungenießbar wären, hätte nicht eben Kästner, der Ironiker, der Mann mit den zahllosen witzigen Einfällen und Pointen sie erdacht und in knifflige Situationen gestellt. Vor allem ist es Kästners Sprache, die die dickste Moral salzt. Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirkte der Pädagoge Berthold Otto, ein Gegner Wolgasts, der forderte, daß der Lehrer auf die Sprachstufe der Kinder zurückgehen müsse, um Kontakt und Wirkung zu erzielen. Kästner geht auf die Sprache der Kinder zurück, ohne dem Unsinn einer konsequenten Befolgung von Ottos Forderung zu verfallen.

Kästner hat einen interessanten und originellen Sprachschatz. Er spricht immer wieder die Kinder in ihrer Sprache an, verwendet unbedenklich Jargon, Kraftausdrücke und überraschende Frechheiten und Schnoddrigkeiten. Er treibt das so weit, daß ihm schon viele deutsche Oberlehrer darob ge-

grollt haben. Doch die Schwäche liegt woanders. Sie liegt in der Altklugheit des Tones, in den jovialen Floskeln der Kinder zu Erwachsenen, die im Grunde an den erwachsenen Leser gerichtet sind. In jedem seiner Bücher, die er für Kinder geschrieben hat, meint Kästner die Erwachsenen. Kästner, der nur die Gesellschaft für rettungslos hält, aber nicht den einzelnen Menschen, will die Erziehung der Erwachsenen, der Erzieher vornehmlich, durch das Kinderzimmer schmuggeln. Das macht er auch hier mit der Methode des Vorbildes: der lustigen Großmutter, der sorgenden Mutter, dem gescheiten Lehrer Bökh, dem guten Onkel Ringelhuth, dem sachlichen Justizrat. Schaut sie euch an! ruft Kästner den Erwachsenen zu, eifert ihnen ein bißchen nach. Er gibt auch abschreckende Muster: die oberflächliche Direktorengattin und das schreckliche Kinderfräulein. Das alles ist unmißverständlich an die Adresse der Erwachsenen gerichtet, und es gehört zur Aufgeklärtheit Kästners, daß er es den Kindern zu lesen gibt.

Immer wieder geht es Kästner um „gut und böse", „dumm und vernünftig", um „erziehbar und unverbesserlich". Zweifellos wichtige ethische Fragen, Fragen, die zu allen Zeiten die Menschen bewegten und ihre Bedeutung hatten. In diesem Sinne sind Kästners Unterhaltungsromane und Erzählungen für Kinder und Erwachsene nicht nur unterhaltend, sondern nehmen das Unterhalten im Sinne von Unterstützen. Das kann Kästner nicht bestritten werden, es bedeutet einen beachtlichen Unterschied zu einem großen Teil der übrigen bürgerlichen Kinderliteratur. Die Enge seiner Wirkungsmöglichkeit ist bedingt durch den Umstand, daß die Begriffe von Recht und Unrecht im wesentlichen nur auf das Individuum bezogen sind. Deshalb gibt es in diesen Büchern weder echte Konflikte noch echte Perspektiven. Die gegebenen Perspektiven sind kleinbürgerlicher Putz; diese Vorbild-Idyllen lassen in den Lesern sicher den Wunsch aufkommen, ordentliche Menschen zu werden. Gut und richtig. Sie erwecken aber auch den Wunsch, höfliche Bürger zu werden in einem Staat, in dem die Haifische Politik machen, manchmal mit den höflichen Menschen, aber immer gegen sie. Die gegebenen Perspektiven sind gewissermaßen das Glück von innen – der „Weg in den Schrank". Die Perspektive in Kästners Kinderbüchern richtet sich auf den „35. Mai", den Sankt-Nimmerleins-Tag.

„Emil und die Detektive" war verheißungsvoller und bedeutender Anfang der neuen bürgerlichen Kinderliteratur und zugleich Grenze und Endpunkt. Kästner konnte die Höhe seines ersten Buches für Kinder nicht mehr erreichen. Er konnte die Schranken kleinbürgerlicher Ideologie nicht überspringen.

Es gibt heute neue Zeugnisse dafür, daß der Bürger Kästner die Demokratie gegen die klerikale Reaktion verteidigen will. Erich Kästner sagte zum „Tag des Buches 1958" in München: „Ich habe mich damals schon und

seitdem manches Mal gefragt: Warum hast du am 10. Mai 1933 auf dem Opernplatz in Berlin nicht widersprochen? Hättest du, als der abgefeimte Kerl eure und auch deinen Namen in die Mikrophone brüllte, nicht zurückschreien sollen? Daß ich dann heute nicht hier stünde, darum geht es jetzt nicht.

Ich habe angesichts des Scheiterhaufens nicht aufgeschrien. Ich hatte nicht mit der Faust gedroht. Ich hatte sie nur in der Tasche geballt. Warum erzähle ich das? Warum mische ich mich unter die Bekenner? Weil immer, wenn von der Vergangenheit gesprochen wird, auch von der Zukunft die Rede ist... Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens 1928 bekämpft werden müssen. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muß den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat. Das ist die Lehre, das ist das Fazit dessen, was uns 1933 widerfuhr. Das ist der Schluß, den wir aus unseren Erfahrungen ziehen müssen."

Solche Zeugnisse sind von großem Wert. Sie sind auch das Ergebnis schlimmer Erfahrungen. Vielleicht schreibt Kästner einmal ein Buch für Kinder, das von der Höhe dieser Erkenntnis bestimmt ist. Aber an Erkenntnissen hat es Erich Kästner nie gefehlt. Nur an Konsequenz.

Hermann Kähler

DER SCHWERE WEG

Die Lyrik Johannes R. Bechers ist gegenständlich. Seine Gedichte sind nicht Ausfluß solcher individuellen Gefühle und Gedanken, die aus einem „von der Welt unberührten" Ich strömen.

Die Gegenstände der Wirklichkeit waren ihm das Primäre. An ihnen entzündeten sich seine Gedanken und Gefühle. Sie stehen in der vielfältigsten Form im Vordergrund seines Gedichts.

Daraus erwächst jene eigenartige, skulpturhafte „Kühle", die Bechers Gedichte kennzeichnet. Was wir zuerst in ihnen finden, sind reale Tatsachen, vielgestaltig und vielfältig. Ihr Themenkreis läßt sich nicht mit zwei, drei Worten umschreiben, und man muß schon von einer *Totalität* der Widerspiegelung sprechen.

Das nächste sind die Gedanken und Empfindungen des Dichters, die uns jedoch oft kaum als „Besonderes" auffallen, da sie unseren eigenen weitgehend entsprechen, besser: Bei unseren eigenen anknüpfen und sie unmerkbar fast, sehr zartfühlend und behutsam, um ein Weniges, aber Entscheidendes weiterentwickeln.

Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes nichts „Besonderes" insofern, als sie gar nichts Abgesondertes sind. Nie wird der Dichter seinem Volk kalt, mit Abstand gegenübertreten, nie hält er dozierende Lektionen, nie schafft er eine Kluft zwischen sich und den einfachen Menschen. Immer ist er eine Stimme aus dem großen „Wir", auch da, wo er „Ich" sagt. Selbst in der Emigration, viele hundert Meilen von Deutschland entfernt, als deutsche Menschen, von faschistischen Lügnern und Demagogen verführt, sich und andere Völker in das größte Unglück stürzten, distanzierte er sich nicht von seinem Volk, von seinen Landsleuten. Im Gegenteil. Hier zeigte sich seine Volksverbundenheit in wahrer Größe. Seine Gedichte brennen von der Sehnsucht, in das Herz eines jeden Deutschen hineinzudringen, das Gute in diesem Herzen zu wecken, den Kampf zwischen Altem und Neuem als einen Kampf in der Brust jedes einzelnen, in der des Dichters wie in der des fernsten Landsmannes, aufzunehmen.

Nein, er ist nicht der Richter, der alles besser weiß. Wir sind nicht törichte Schüler, die er zur Ordnung ruft. Wenn er „Wir" sagt, meint er auch sich.

Wenn er „Ich“ sagt, denkt er auch an uns. Er kämpft für das Neue, Klare im eigenen Denken, hilft so allen, diesen Kampf im Fühlen, Denken und Handeln zu führen.

Johannes R. Becher beschreibt selbst seine Heimkehr nach der Befreiung Deutschlands, nach zwölf langen Jahren der Emigration: „Zeit fern der Heimat, du marternde Schwebe zwischen Leben und Tod, und von einer brennenden Ungeduld war ich besessen, wenn mir nur die Möglichkeit geboten war, und sei es auch ein lebensgefährliches Wagnis, zurückzukehren dorthin, wohin mich zwölf Jahre angstvolles Sehnen zog: zum Ursprung, zur Mutter, zur Heimat meines Wesens – nach Deutschland. Wie könnte es auch anders sein, als daß ein Deutscher, und gar ein deutscher Dichter, nicht alles aufbietet, nicht all das Seine tut, um bei seinem Volke zu sein, um inmitten seines Volkes zu sein, wenn es wie heute so schwer wie nie darniederliegt – was wäre unser warnendes, aufrufendes Wort wert gewesen, wenn wir ihm nicht, sobald wie möglich, in die Heimat selber nachfolgten:

Wenn ich ein Trümmerland auch wiederfand,
Bist du es doch: mein Deutschland, Vaterland.
Fand ich dich auch verarmt und sterbensbleich,
Bist du es doch: Deutschland, mein Märchenreich.
Fand ich dich auch verhärmt und ohne Ruh,
Bist du es doch: Heimat und Mutter du...“

Johannes R. Becher begriff schon als junger Dichter, daß die Herrschaft der Bourgeoisie eine Gefahr für die deutsche Nation ist, daß das Schicksal Deutschlands mit dem Schicksal der Arbeiterklasse engstens verbunden ist. Deutschland lieben, das Schöne suchen, heimattreu sein kann heute nur der, der ein Kampfgefährte der das Schöne und die Heimat verteidigenden Arbeiterklasse ist.

Solche Haltung zu Deutschland und zu der deutschen Arbeiterklasse befähigte ihn, genialer Lyriker des Neuen, Zukunftsweisenden unserer Deutschen Demokratischen Republik zu werden, des Staates, in dem die Arbeiterklasse die Macht innehat und für das Wohl und Glück des ganzen deutschen Volkes das Beispiel gibt.

In den Jahren des Neubeginns nach der Befreiung entstand das Gedicht „Der schwere Weg“:

Da ist ein Weg. Es geht der Weg sich schwer,
Und keiner noch ist diesen Weg gegangen.
Es geht ein banges Fragen nebenher:
„Ob wir auf diesem Weg je heimgelangen?“

Und mancher bleibt wohl stehn und überlegt
Und blickt den Weg entlang, den schweren, langen,
Und wieder geht er weiter unentwegt,
Gedrängt von einem bangen Heimverlangen.

Oft ist's, als ob der Weg in uns vergehe
Und wir den schweren Weg uns selbst erschwerten,
Wenn wir verzweifelt klagen: Es gibt keinen –

Dann aber sehn wir vor uns die Gefährten,
Und wieder ist's, als ob die Fahne wehe ...
Schwer ist der Weg. Es gibt nur diesen einen.

Die metrische Form dieses Gedichtes ist das „Sonett", eine äußerst kunstvolle, strenge Form, die besonders in der Renaissance, im Barock, aber auch in der Klassik angewandt wurde zur Gestaltung gedankenvoller, an Überlegungen reicher Verse. Warum verwandte Becher gerade diese klassische, komplizierte Form? Die einfachste Antwort lautet: Weil er tief in den klassischen Traditionen unserer Literatur wurzelte, weil ihm diese Form zur Gestaltung gesellschaftlicher Dramatik, tiefer Dialektik entgegenkam.

Aber es steckt noch mehr dahinter: Der Dichter gestaltet einen Suchenden, der fragt, vorwärtsgeht, zögert, sich schließlich dem Zug seiner Gefährten einsichtig anschließt. Er gestaltet einen Suchenden, aber er selbst, der Dichter, ist ein Wissender. Er sieht weiter als der Suchende seiner Verse. Das kommt in der Lösung des Gedichts, in dem Hinführen des Suchenden zur Erkenntnis „Schwer ist der Weg. Es gibt nur diesen einen" zum Ausdruck – aber auch in Form und Sprache. Denn diese Form und Sprache in ihrer schönen Vollkommenheit stecken nicht mehr in der Unruhe des Suchens, sind schon weiter, haben bereits Ordnung und Harmonie gefunden. Der Dichter steht objektiv, die Lage richtig einschätzend, parteilich und klar über seinem Gegenstand. So unterscheidet sich dieses Gedicht in der Form von formlosen Experimenten mancher suchender junger Dichter jener Tage, die noch nicht zur objektiven Einschätzung der historischen Situation durchgedrungen waren, sondern suchten, ohne den Weg zu wissen.

Die plastische Gegenständlichkeit Becherscher Poesie zeigt sich in dem Motiv des Weges: „Da ist ein Weg". Das ganze Gedicht kreist in seinen Gedanken um dieses Bild, selbst die Frage „geht nebenher" – wie ein Begleiter. Der Dichter begibt sich nicht von seinem konkreten Motiv hinweg in die Abstraktion, schweift nicht ab. Mit dem Bild des Weges, von dem man noch nicht weiß, ob es der richtige ist, beginnt das Gedicht. Mit dem Weg,

den man bewußt mit seinen Gefährten als den einzigen richtigen beschreitet, schließt es.

In der Behandlung des Stoffes finden wir Volkstümlichkeit, Volksverbundenheit. Der Dichter, der, wie aus der Art der Überlegenheit des künstlerischen Gestaltens ersichtlich ist, bereits weiter ist als die suchenden Gefährten, spricht doch ihre Gedanken und Gefühle aus, hebt sie auf eine neue Stufe der Erkenntnis.

Aus der Zeit des schweren Anfangs kündet auch das Gedicht „Junge Frau“:

Vor einem Schuttberg steht sie, und das Haar
Hat sie sich fest mit einem Tuch umschlungen,
So wartet sie, allein und unnahbar,
Und wieder hat die Hände sie gerungen,

Als würde sie um eine Hilfe flehn.
Wer kann den Schuttberg von der Stelle rücken?
Und wieder bleibt sie vor dem Schuttberg stehn,
Dann ist es schon, als würde sie sich bücken,

Und niederkniet sie, und sie gräbt sich ein
Tief in den Schutt. In einen Kinderwagen
Lädt sie die Steine, um so, Stein für Stein,
Allein den grauen Schuttberg abzutragen.

Dazwischen wischt sie sich rasch eine Träne
Aus ihrem Aug. Schuttgrau ist ihr Gesicht.
Und aus dem Tuch hervor quillt eine Strähne
Vom blonden Haar und schmückt sie wie ein Licht.

Wieder ist es ein konkretes Bild aus der historischen Wirklichkeit jener Tage: Eine junge, verzweifelte Frau vor einem ungeheuren Schuttberg – ein Bild, das der Dichter wohl hunderte Male beim Gang durch das verwüstete Berlin erlebte. Wieder finden wir Verzweiflung gestaltet, aber nicht von einem hoffnungslos Verzweifelten, sondern von einem Künstler, der um die historischen Ursachen der Verzweiflung weiß und den Weg ihrer Überwindung kennt. Die schöne Vollkommenheit und klare Ruhe der Verse ist dem Chaos ihres Themas voraus. Im Stoff selbst blieb Becher nicht bei der Schilderung der Verzweiflung stehen, sondern sah, als sozialistischer Dichter, wie über das Alte ein Neues siegt: Die Frau geht, vorerst noch ganz allein, heldenhaft an die Arbeit, die Trümmer zu beseitigen. Ohne sich von dem Menschen seines Gedichts, dieser jungen Frau, nur einen Schritt zu ent-

fernen, zeichnet Becher, wie aus solcher mutigen Tätigkeit die Schönheit des neuen Menschen erwächst, neues, glückvolles Menschsein. Er sagt es bildhaft, anschaulich: Eine blonde Haarsträhne quillt hervor, und das Gesicht, eben noch „schuttgrau", leuchtet wunderschön.

Blättern wir weiter in den Gedichten, so werden die Verse freudevoller. Bald ist da wieder ein Gedicht vom Weg und vom Wandern, doch welch ein Unterschied zu jenem „schweren Weg":

Es ist ein frohes Gehen
Und ist ein leichter Schritt,
Und wo wir gehen, wehen
Auch unsre Fahnen mit.

Es ist ein gutes Wandern,
Und wenn die Kraft nicht reicht
Und einer reicht dem andern
Die Hand, geht es sich leicht.

Entzündet sind die Feuer,
Und weithin auf den Höhn
Tönt ein Gesang, ein neuer:
Schön wird das Leben, schön!

Liedhaft, glücklich, stark – voll unbezähmbarer schöner Jugendkraft sind diese Verse. Johannes R. Becher, selbst ein reifer Künstler, mit seinem überragenden Vermögen, sich ganz und innig dem Neuen und Schönen hinzugeben, war es beschieden wie kaum einem unserer jüngeren Dichter, in vielen Gedichten und Liedern dem Empfinden einer im ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat heranwachsenden jungen Generation gültigen Ausdruck zu verleihen. Das war ihm möglich dank seines subjektiven Wissens um den Charakter dieses Neuen, Jugendlichen, seiner richtigen, marxistischen Einschätzung der Entwicklung. So gestaltete er das Leben der Jugend künstlerisch, und indem er, weitersehend als die Jugend, ihrem objektiven Wesen plastische, gültige Gestalt gibt, wirkt er erziehend, veredelnd.

Lied der neuen Erde

Als eines Tags hervor aus ihren Katen
Die Bauern traten und vereinten sich,
Und sie des Schlosses Schwelle übertraten,
Da glänzte auch die Erde feierlich.

Es wurde auch die Erde umgeboren,
Als über sie, befreit vom Herrentum,
Hinzogen die Kolonnen der Traktoren
Und pflügten den uralten Boden um.

Da schien auch sie, die Erde, mitzusingen,
Als eines Tags, vom Herrentum befreit,
Aufbrach das Dorf, die Ernte einzubringen,
Und sang das Hohelied der Fruchtbarkeit:
Es herrscht kein Herr mehr und es dient kein Knecht,
Es herrscht ein freies menschliches Geschlecht.

Volkes eigen

Als das Kraftwerk wurde Volkes eigen,
Sprach der Mann: „Das Werk ist dein und mein,
Volkes eigen – laßt dem Volk uns zeigen,
Was es heißt, sein eigner Herr zu sein.“

Aus dem Schutt erstanden die Turbinen,
Aller Hände brachten sie in Gang,
Um dem neuen Herrn, dem Volk, zu dienen.
In der Halle summte ein Gesang,

Und er trug das Licht auf seinen Schwingen,
Das durchdrang weithin die Dunkelheit,
Jeden Abend war es wie ein Singen:
„Seht! Es leuchtet eine neue Zeit!“

Lichtdurchatmet lebten auf die Werke,
Die noch dunkel lagen im Revier.
Sprach das Volk, erkennend seine Stärke:
„Es wird Licht. Und seht: das Licht sind – wir!“

Die neue Poesie – das ist die Poesie des Neuen. Der Dichter gestaltet nicht allein die Inbesitznahme des Bodens durch das Volk, er gestaltet gleichzeitig das neue Verhältnis, das dadurch zum Ackerland entstand: Die Erde „glänzte feierlich“, sie, die so viel bitteren Schweiß hat aufsaugen müssen, wurde ebenfalls „umgeboren“, war eine neue, poetische Erde. Das Kraftwerk in des Volkes Hand stört nicht mehr die landschaftliche Schön-

heit, es gibt dem Land eine neue Schönheit, die sich auch in der dichterischen Sprache darin ausdrückt, daß solche Wörter wie „Turbinen“, „Kraftwerk“, „Revier“ völlig harmonisch und schön eingegliedert werden in die Romantik der Verssprache, eine Romantik, die im Heute bereits das Morgen sieht.

Wir haben nur über Bechers Gedichte gesprochen und hierzu noch längst nicht alles gesagt, was eigentlich nötig wäre.

Dichteten nun alle Dichter so wie Becher? Das nicht, aber alle standen und stehen sie vor gleichen und ähnlichen Fragen, wie er sie für sein Schaffen vorbildlich löste.

Das Beispiel Becher ist auch deshalb für ein Vertrautmachen mit der Poesie günstig, weil seine Dichtung mit unserer dichterischen Tradition eng verbunden ist, seine Verse ein Zentrum sind, von dem aus allervielfältigste Wege in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führen.

So schrieb Andreas Gryphius, einer der größten deutschen Dichter aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ein Sonett „Tränen des Vaterlandes“, das mit den Versen schließt:

Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen;

Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
Daß auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen.

Dreihundert Jahre später, in einer Zeit, da Deutschland in der Nazibarbarei darniederlag und wiederum das Blut in Strömen floß, schrieb Johannes R. Becher seine beiden Sonette „Tränen des Vaterlands ANNO 1937“ mit den Schlußzeilen:

Das vierte Jahr bricht an. Um Deutschland zu beweinen,
Stehn uns der Tränen nicht genügend zu Gebot,
Da sich der Tränen Lauf in so viel Blut verliert.

Drum, Tränen, haltet still! Laßt uns den Haß vereinen,
Bis stark wir sind zu künden: „Zu Ende mit der Not!“
Dann: Farbe, Klang und Wort! Glänzt, dröhnt und jubiliert!

Angetretenes Erbe: in Geist und Meisterschaft. Bereichert um das Wissen unserer Zeit von der Veränderung der Welt.

Aber nicht nur so direkt sollten wir Brücken von der Gegenwart zur Vergangenheit beim Lesen dieser Poesie schlagen. Haben wir uns einmal über das Wesen eines Gedichts verständigt, müssen wir doch jedesmal wieder neu beginnen, den Bildern und der Sprache des Dichters nachzusinnen. Gedichte kann man nicht wie Romane lesen, vielleicht ein ganzes Buch in einem Atemzuge hintereinander fort.

Manchmal genügt es auch, wenn wir nur eine Strophe, einen Vers in uns aufnehmen, seine Schönheit empfinden, um ein anderes Mal weiterzublättern.

Diese Arbeit von Hermann Kähler haben wir seinem Buch „Begegnungen mit der Kunst" entnommen, das im Verlag Neues Leben in der Passat-Reihe erscheinen wird und für junge Leser bestimmt ist. Hermann Kähler arbeitet als Kultur-Redakteur bei der Zeitung „Junge Welt".

Hermann Duncker

Dreißig Jahre ist es her, da saßen wir, junge Studenten der Berliner Universität, allwöchentlich in einem Raum in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße und lauschten mit glühenden Köpfen, heißen Herzen und von Wissensdrang ebenso erfüllt wie von Begeisterung, den Worten eines Mannes, der weit über die Fünfzig hinaus war, aber mit der Lebendigkeit eines Jünglings sprach. Dabei redete er nicht über Poesie, sondern dozierte scheinbar trockene Wissenschaft. Er war kein ordentlicher Professor wie die drüben an der Friedrich-Wilhelm-Universität. Auch gehörte die Wissenschaft, in die er uns einführte, nicht zu jenen, die als Prüfungsfächer in unseren Studienbüchern testiert wurden. Aber in keinem Hörsaal saßen wir aufmerksamer; kein Professor gab uns mehr als was wir in diesem Raum mitbekamen. Hier wurde Saat gesät, die in uns aufging, die immerwährend Blätter, Blüten und Früchte trieb, zu einer Zeit noch, als manches von dem verkümmert, verdorrt, vergessen war oder sich als unbrauchbar erwiesen hatte, was in den Hörsälen in unsere Hirne gepflanzt wurde. Stundenlang nach solchen Abenden redeten wir uns oft noch die Köpfe heiß, das eben Aufgenommene verarbeitend und diskutierend. Und ich erinnere mich, als sei es gestern gewesen, daß ich einmal, mitgerissen von dem, was der Mann am Katheder sprach, in mein Notizbuch das Hutten-Wort schrieb: „Es ist eine Lust zu leben!" Ja, es war eine Lust, weil unter der Magie des Wortes die Erkenntnis im Kopf aufging wie ein Licht in der Finsternis.

Abertausenden, die das Glück gehabt haben, in ihrem Wissen und Denken von dem gleichen Erlebnis geformt worden zu sein, braucht nicht gesagt zu werden, daß es sich um Hermann Dunckers Vorlesungen über den Marxismus in der MASCH handelt. Abertausende von Menschen erinnerten sich in der Stunde, da sie, im Innersten berührt, vom Tode des Lehrmeisters dreier Generationen von Marxisten Kunde bekamen, jener Lehr- und Lernstunden. Sie erinnerten sich ihrer nicht als etwas Fernem, das man, halb vergessen, aus der Tiefe des Gedächtnisses hervorholen muß, sondern als eines Erlebnisses, das lebendig und unauslöschlich geblieben ist über Jahrzehnte hinweg.

Warum ist dies so? Warum wurden nach dem Tode von Hermann Duncker in mündlichem und schriftlichem Zeugnis überall bei uns Worte laut, denen man anmerkte, daß sie vom Herzen diktiert waren? Gewiß, Hermann Duncker lehrte die interessanteste, lebendigste und fruchtbarste Wissenschaft, den Marxismus-Leninismus. Aber dies allein erklärt noch nicht das Phänomen, daß Menschen verschiedensten Alters, unterschiedlicher Herkunft und Wesensart mit gleich ehrfürchtiger Liebe und Dankbarkeit, oft mit den gleichen Worten des Lehrmeisters gedachten. Das Geheimnis solch einmütiger Übereinstimmung beruht auf der Tatsache, daß dieser Mann zugleich wissensreicher Lehrmeister und menschliches Vorbild war, daß er lebte, was er lehrte, daß Persönlichkeit und Sache in ihm eine untrennbare Einheit bildeten, daß leidenschaftliche Empfindung und gedanklich kristallene, unerbittliche und kompromißlose Klarheit in seiner Person eine seltene Verbindung eingingen. Hier war einer sechs Jahrzehnte lang unermüdlich am

Werke an der zwiefachen Front des politischen Kampfes und der theoretischen Erkenntisvermittlung, die in Wirklichkeit eine einzige Front ist.

Wir jungen Adepten von damals, die in der MASCH zu Dunckers Füßen saßen, bewunderten an ihm, der schon bei der großen Sache des Sozialismus war zu einer Zeit, als unsere eigenen Väter noch Jünglinge waren, den kühlen Kopf wie den heißen Feuergeist in gleicher Weise. Und wir nahmen diese Bewunderung als einen kostbaren Schatz aus unserer Jünglingszeit in die Mannesjahre mit, richteten uns in schweren Jahren an dem Lehrmeister auf, der auch Vorbild war – was nur wirklich großen Lehrmeistern gelingt –, und werden den Schatz bewahren, solange unser Herz für die beste Sache der Welt schlägt.

Wenn man dereinst das Leben, die Bücher und Erinnerungen der Zeitgenossen durchforscht, wird man feststellen, in welch entscheidendem Maß Hermann Duncker das Denken und Fühlen der Menschen bei uns geformt hat, die aus verschiedenen Richtungen auf die große Zukunftsstraße des Sozialismus marschierten und marschieren. Und man wird entdecken oder doch erahnen, daß seine Gestalt, dem Schreibenden vielleicht oft gar nicht deutlich bewußt, oft Vorbild gewesen ist, wo ein Held unserer Zeit, ein Mensch der sozialistischen Epoche geschildert wird.

Wolfgang Joho

Walter Dehmel

Fast jeder, der bisher über Walter Dehmel geschrieben oder gesprochen hat, schloß seine Worte mit irgendeinem Vers des Dichters. „... wie ich es selbst nicht besser sagen könnte ...", heißt es dann zur Erklärung oder Einleitung.

Ja. Walter Dehmel hat Worte gefunden – auch für das schwer Auszusprechende. In vielen seiner Gedichte gibt es einzelne oder einige Zeilen, bei denen man innehält, die man sich merken, auswendig lernen möchte. „Das habe ich auch schon einmal gefühlt, aber nicht zu Ende gedacht", möchte man ihm sagen. Darum wurden seine Verse nicht nur vertont und in Liederbüchern gedruckt, sondern auch gelernt und gesungen, darum haben seine Gedichte Eingang in unsere Schullesebücher gefunden, darum waren bisher vielleicht auch seine Lieder weiter verbreitet und bekannter als der Name des Dichters.

Der Berliner Arbeiter Walter Dehmel, seit 1920 in der Arbeiterjugend- und Arbeiterbewegung organisiert, verband sein Talent schon als Lehrling mit dem sozialen Auftrag: dem Protest gegen die Verhältnisse der Weimarer Zeit, der eindringlichen Warnung vor den Faschisten, dem unermüdlichen Aufruf zur Einigkeit der deutschen Arbeiterklasse. Aber niemals blieben diese Aussagen abstrakt, immer waren sie vom eigenen Erlebnis diktiert, von der Liebe und dem Verständnis für die Menschen erfüllt.

Es gibt einige Landschaftsstudien von Walter Dehmel, sehr zarte Zeichnungen und Aquarelle. Wie gut er beobachtet, wie sorgfältig er gearbeitet hat! Mit der gleichen Ausdauer und Einfühlung, mit der gleichen Hingebung und Zurückhaltung muß er auch die Menschen zu ergründen und gestalten versucht haben. So mag es kommen, daß jeder in Walter Dehmels Werk Verse findet, die in ihm etwas zum Klingen bringen, die wie für ihn bestimmt erscheinen.

Marianne Schmidt

Klaus Marschke

Nach dem ersten Schritt kommt der zweite

Das „Friedenslager", die Betriebszeitung des VEB Wälzlagerwerk Fraureuth im Bezirk Karl-Marx-Stadt, brachte zu den II. Arbeiterfestspielen eine Serie von Volkskunstbeilagen heraus, in denen die schreibenden Arbeiter des Betriebes zu Wort kamen. Den unmittelbaren Anstoß zu diesem – sowohl für die Bewegung schreibender Arbeiter als auch für die Zeitung bedeutsamen – Aufschwung gab die Einladung der Fraureuther Arbeiter an den Deutschen Schriftstellerverband, während der Arbeiterfestspiele in ihrem Betrieb Lesungen zu veranstalten. Der Schriftstellerverband sagte zu und entsandte einige Kollegen als Helfer zu den Festvorbereitungen. Gemeinsam wurde beschlossen, alle kulturellen Kräfte des Kreises zur Mitwirkung heranzuziehen und der kulturellen Massenarbeit im Kreisgebiet einen weithin sichtbaren Höhepunkt zu setzen. Und das gelang ohne Zweifel. Zwanzig Schriftsteller lasen vor insgesamt 1800 werktätigen Hörern; der Zirkel Malerei und Graphik zeigte eine Ausstellung und verlieh Preise; die Chöre probten Lieder für das Festprogramm; einige Produktionsbrigaden steckten sich das Ziel, anläßlich der Festspiele für gute Leistungen mit dem Namen eines Schriftstellers ausgezeichnet zu werden; mit einem Wort, der Schriftstellerbesuch wurde zu einer Sache von breitestem Interesse.

Was uns heute, schon auf halbem Wege zu den nächsten Arbeiterfestspielen, veranlaßt, noch einmal über Fraureuth zu sprechen, sind die Volkskunstbeilagen der Betriebszeitung. Sie bieten recht typische Beispiele für eine Erscheinung, mit der sich auch eine Konferenz schreibender Arbeiter – ebenfalls im Rahmen der Arbeiterfestspiele – beschäftigt hat: die starke Neigung zur Lyrik bei den schreibenden Arbeitern. Natürlich geht es zunächst einmal um das Schreiben, gleich ob in glatten oder in gebrochenen Zeilen. Eine der vielen fruchtbaren Seiten der Bitterfelder Bewegung ist ja, daß unsere planmäßige gesellschaftliche Entwicklung seither auch die Fortbildung von Geschmack und Gefühl umfaßt, daß die Verdrängung der kleinbürgerlichen Ideologie aus diesen „privaten" Lebensbezirken auf die Tagesordnung gesetzt worden ist. Das muß man bedenken, wenn man das „Lyrik-Prosa-Verhältnis" richtig werten will. Es handelt sich hier nicht einfach um ein Ausweichen in die Romantik des vergangenen Jahrhunderts, an die manche Arbeit erinnert. Dies sind Gehversuche, sind die ersten künstlerischen Äußerungen von Menschen, denen in der Ausbeutergesellschaft nicht nur die Kultur verschlossen, sondern jede echte Äußerung eigenen Gefühls verwehrt war. Was Wunder also, wenn hier zunächst auch Spülicht käme und nicht gleich reine Labe: der Brunnen fließt, das ist das Entscheidende.

Doch zurück zum „Friedenslager". Aus der Feder ein und desselben Arbeiters lesen wir da:

Frühling

Du holder Frühling!
Woher bist du gekommen
so über Nacht,
daß hügelhin und tälerein,
in Wald und Wies
die Knospen aufgesprungen?

Lang schlief die Welt.
Da weckt ein Amselsingen
im Morgenlicht
der Erde Muttersein,
und lockt und ruft verheißungsfroh:
Befreiung! Liebe, Leben!

Du süße, wilde Melodie
berauschst willkommen mir das Herz
mit lebenswarmer Wonne!

Wohin auch mein Geblüt mich drängt,
du Duftgeblüh,
du goldne Welt:
ich trinke, ich höre
euch nie verwehte Klänge!
Welch ein Geheimnis klingt aus euch?
In blauen Lüften schwimmt ein Leuchten.

Gewiß, das hat es seit Mörike tausendmal gegeben, und es gab seitdem auch Millionen menschlicher Regungen, denen es weitaus eher notgetan hätte, in eindringlichen Versen besungen zu werden. Sind sie in den Werken unserer erfahreneren Dichter lückenlos aufgezeichnet? Ist dort die bloße Naturbetrachtung schon überwunden? Übrigens: Wenn ein Mensch den ganzen Tag Zeit hat, Gedichte zu machen und dann nur die Natur besingt, und wenn das ein anderer tut, der täglich seine Schicht an der Schleifmaschine leistet – ist das einerlei? Hier sagt ein Arbeiter: Der Frühling ist schön. Er sagt es mit Bildern, die für ihn noch Gültigkeit haben, bis wir ihn lehren, bessere zu finden, die ausdrücken: Unser muß die Welt sein, damit sie schön sein und schöner werden kann. Lyrische Versuche solchen Stils als uninteressant abtun heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Wir müssen vielmehr das Schönheitsbedürfnis, das sich darin äußert, mit dem Geist unserer Zeit erfüllen.

Derselbe Arbeiter schreibt weiter:

An gewisse Zeitgeister

So sind die Spießer; hin- und hergerissen
im Phrasenstrudel überlebter Zeiten,
die, selbstverblendet, mickrig weiterschreiten,
und nicht um ihres Irrgangs Abgrund wissen.
Die heuchlerisch ja sagen und verneinen,
mit Dunkelmännergeist die Welt verpesten,
Auf Knien heilbeten für den goldnen Westen –
das Volk wird nie solch Sumpfgeschmeiß beweinen!

Hier wird er plötzlich sehr unsicher. Die ästhetischen Ansprüche gehen weit zurück, übrig bleibt ein Gedanke, der weder klar formuliert noch irgendwie zu Ende geführt ist. Man spürt, daß dem Autor der Überblick fehlt, als stünde er unter der Tür und wolle das ganze Haus schildern.

Schreibender Arbeiter

Spätabends komm ich von der Schicht:
das Haus schläft schon. Ich sinn ein Wort
und schreibe, streiche, schreibe fort
am Satz und forme eine Gedicht,

das euch die Herzen froh erhellt.
Dir, Schleifer, Kumpel, dir im Schacht,
dir, Bauer, dir, Soldat auf Wacht,
euch, Brudervölker in der Welt.

Hier ist die Sprache wieder, mit der er sich im ersten Gedicht um den Ausdruck seines Anspruchs auf Licht, auf Schönheit bemüht. Und hier dient diese Sprache der Feststellung eines neuen gesellschaftlichen Sachverhalts, hier drückt sie ein Gefühl aus, das nicht von den Sternen geholt, sondern seinem umittelbaren, widerspruchsvollen Alltagsleben abgewonnen ist. Nicht mehr das Duftgeblüh der Ewigkeit, sondern die eigene Anstrengung, die Welt schöner zu machen, wird hier zum auserlesenen, gestaltungswürdigen Gedanken, ja zum Programm.

Ich spreche mit dir

Wer jetzt noch träg im Werktag steht,
sich treiben läßt von dumpfen Sinnen,
spürt kaum das kühne Werkbeginnen,
das unser Volk so froh erfaßt.

. . .

Ich spreche, Bruder, frei mit dir:
„Hilf mit für deines Volkes Frieden! –
Du willst doch kaum, daß du gemieden,
wenn Deutschlands schönste Stunde schlägt.“

Hier liegt wohl der Schlüssel. Der Autor hat zwar das Problem gepackt, das Problem aber noch nicht den Autor. Aus der Einsicht, daß die nationale Frage durch unsere tägliche Arbeit entschieden wird, ist noch nicht das Gefühl geworden, das den ganzen Menschen durchglüht, ihn zwingt, jedes Wort und jeden Klang, jedes Steinchen zu einem literarischen Bau an seinem Anliegen zu prüfen. Zugleich verraten diese Verse auch die Vorstellung, man brauche einen Gedanken nur in Rhythmus und Reim zu fassen, um Kunst daraus zu machen. In dieser Hinsicht hat die kritische Betrachtung des spontanen Hangs zum Vers allerdings ihre Berechtigung. Aber woher rührt dieser Trugschluß bei den jungen Schriftstellern und Dichtern? Das geringe Gewicht, das manche Lyriker der Allgemeinverständlichkeit ihrer Gedichte beimessen, ist hier sicherlich nicht unbeteiligt. Auch das Bemühen unserer erfahreneren Schriftsteller um leichtere Verständlichkeit, um größere Volkstümlichkeit ist ein notwendiger Schritt auf dem Wege zu einer neuen Nationalkultur.

Ein zweiter, ganz naheliegender Grund für das noch geringe Interesse am Prosaversuch ist ohne Zweifel die Theorie: „Ich habe ein Körnchen Wahrheit gefunden, wie gebe ich es jetzt weiter? Für ganze Zeilen ist es zu wenig, also mache ich halbe, mit Reim und Rhythmus werde ich schon irgendwie fertig." Und da fängt dann das Elend an. Wer Herz gesagt hat, muß auch Schmerz sagen. Der Gedanke wird von Zeile zu Zeile mehr verbogen und bleibt schließlich auf der Strecke. Verführt von der Kürze und scheinbaren Einfachheit der lyrischen Form *und* von der Undurchsichtigkeit zahlloser lyrischer Vorbilder, kommt unser junger Poet um seine Aussage und um den Erfolg seiner Bemühung.

Der dritte Grund schließlich ist in der Tatsache zu suchen, daß die Bitterfelder Bewegung noch sehr jung ist. Zu einem Körnchen Wahrheit nun das zweite und dritte zu finden ist schwer, viel schwerer als „Leid" auf „Vergangenheit" zu reimen. Es wird einige Zeit und viel einfühlsame Arbeit von uns fordern, diesen Schritt zu bewältigen. „Außer der Gesinnung sind erwerbbare Kenntnisse nötig und erlernbare Methoden", schreibt Brecht in seinen „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit". Die Kenntnisse kann das Brigadetagebuch vermitteln. Das Fraureuther Beispiel ist auch in dieser Hinsicht typisch: Unter den ausgelegten Tagebüchern war nicht ein einziges, das die Entwicklung der einzelnen Mitglieder zum Kollektiv nachzuzeichnen versucht hätte. Offenbar hat man es im Betrieb noch nicht verstanden, die Brigaden zum Fundament schreibender Arbeiter zu machen, den Schreibenden mit der Führung des Brigadetagebuches das Aufklauben der Goldkörnchen im Betriebsalltag zu lehren. Dabei muß er sich täglich mit der zu überwindenden kleinbürgerlichen Ideologie auseinandersetzen, doch vor allem lernt er, jeden Schritt aus der Perspektive des ganzen Weges zu sehen, er lernt, das Heranreifen der Widersprüche und ihre Überwindung zu begreifen – unerläßliche Voraussetzungen für jede Prosaform.

Bericht und Reportage für die Betriebszeitung sind – um nur zwei zu nennen – weitere Mittel gegen die Reimsucht, wo sie als Anfangsschwierigkeit auftritt. Doch das Wichtigste sagt Brecht in dem Aufsatz, der schon zitiert wurde: „Nötig ist für alle Schreibenden in dieser Zeit der Verwicklungen und der großen Veränderungen eine Kenntnis der materialistischen Dialektik, der Ökonomie und der Geschichte. Sie ist aus Büchern und durch praktische Anleitung erwerbbar, wenn der nötige Fleiß vorhanden ist. Man kann viele Wahrheiten aufdecken auf einfachere Weise, Teile der Wahrheit oder Sachbestände, die zum Finden der Wahrheit führen. Wenn man suchen will, ist eine Methode gut, aber man kann auch finden ohne Methode, ja sogar ohne zu suchen. Aber man erreicht, auf so zufällige Art, kaum eine solche Darstellung der Wahrheit, daß die Menschen auf Grund dieser

Darstellung wissen, wie sie handeln sollten, Leute, die nur kleine Fakten niederschreiben, sind nicht imstande, die Dinge dieser Welt handhabbar zu machen. Aber die Wahrheit hat nur diesen Zweck, keinen andern... Die Wahrheit muß der Folgerungen wegen gesagt werden, die sich aus ihr für das Verhalten ergeben."

Bohumil Riba

Kinderliteratur heute

Dem folgenden Aufsatz liegt ein Referat zugrunde, das der Autor vor einem reichlichen Jahr auf einer „Gesamtstaatlichen Konferenz über tschechische Kinderliteratur" in Prag gehalten hat. Abgesehen von seinem informativen Nutzen, glauben wir, daß es Gesichtspunkte enthält, die auch für uns von Bedeutung sind.

Die Kinderliteratur ist jung. Sie ist nicht viel älter als hundert Jahre. Ihre Geburtsstunde liegt in einer Zeit, da in Europa Probleme der Erziehung und Unterrichtung der Kinder überhaupt stark in den Vordergrund traten, als einzelne Staaten anfingen, die Schulpflicht gesetzlich festzulegen und die Pädagogik sich zur Wissenschaft zu entwickeln begann. Anfangs trug die Kinderliteratur im wesentlichen religiösen Charakter. Man vermittelte den Kindern ein abstraktes Bild unserer Welt und nicht weniger abstrakte Ideen vom Sinn des Lebens. Aber schließlich konnten auch die Kinderschriftsteller an den realen Vorgängen der Welt und der Zeit nicht vorbeigehen, und heute bemühen sich die Schriftsteller, die für Kinder schreiben, mit dem Tempo der Entwicklung in Natur, Technik, Gesellschaft – mit dem Leben Schritt zu halten. Namhafte Autoren haben sich der Kinder- und Jugendliteratur zugewandt, und ihre Bücher, die für Kinder und Jugendliche bestimmt sind, bilden einen wichtigen Bestandteil ihres Gesamtwerkes; sie sind, wie die Kinderliteratur überhaupt, Teil unserer Nationalliteratur.

Die Kinderliteratur hat sich auch in thematischer Hinsicht stark entwickelt. Nicht nur, daß sie mehr aus dem Bereich des alltäglichen Lebens schöpft als früher, sie will auch ihren Teil zur wissenschaftlichen Erkenntnisvermittlung beitragen. Zum Beispiel hat sie u. a. die Aufgabe, den Kindern die schnell voranschreitende Technisierung unseres Lebens und die sozialistischen Veränderungen unserer Wirklichkeit verständlich zu machen.

Wodurch unterscheiden sich die heutigen kindlichen Leser von denen aus der Zeit unserer Jugend? Abgesehen davon, daß sie vor dreißig oder vierzig Jahren auf Grund ihrer sozialen Herkunft sehr unterschiedlichen ideologischen Einflüssen unterlagen, wurde ihnen von den Pädagogen auch kein wissenschaftliches Weltbild vermittelt. Heute haben unsere Kinder andere Voraussetzungen; sie werden in einer gewissen sozialen und ideellen Einheit erzogen. Es gibt keine krassen Klassenunterschiede mehr, in ökonomischer Hinsicht wird für alle Kinder gesorgt. Dazu kommt der gute Einfluß der Schule, der Pioniergruppen, der Lektüre, des Rundfunks und in der Mehrzahl auch der Familie. Selbstverständlich ließen sich auch hemmende Momente aufzählen, schließlich befinden wir uns in einem gesellschaftlichen Übrgangsstadium. Im Ganzen betrachtet läßt sich sagen, daß unsere jungen Leser von der Realität unseres Lebens auch reale Vorstellungen haben.

Es scheint, als dominiere heute bei den Kindern die verstandesmäßige Seite der Beschäftigung mit Büchern gegenüber der gefühlsmäßigen. Es gibt sogar Stimmen, die behaupten, daß durch den zu einseitigen Appell an Verstand und Bewußtsein der Kinder ihre sinnliche Aufgeschlossenheit, ihr Vorstellungsvermögen,

ihre schöpferische Phantasie usw. geschwächt würden. Wie dem auch sei, unsere Kinder sind sachlicher und wissen von der realen Welt mehr als wir in unserer Kindheit wissen konnten. Daraus resultieren auch ihr großer Wissensdrang und ihr starkes Interesse für Technik und Naturwissenschaft. Ältere Kinder haben sogar schon eine reale Beziehung zum Aufbau unserer neuen Lebensformen. Dies wäre früher undenkbar gewesen. Uns wurde die irrige Vorstellung von der ewigen Unwandelbarkeit der Weltgestalt oktroyiert, und wir hatten noch als Erwachsene zu tun, diese Vorstellung abzuschütteln.

Selbstverständlich hat sich auch das ästhetische Gefühl unserer Kinder gewandelt. So ist heute zum Beispiel der sentimentale Edelkitsch der Vergangenheit, der vor allem in der bürgerlichen Mädchenliteratur herrschte, bei uns völlig unmöglich. Aber auch – und das ist interessant – der Ruhm der Indianerbücher verblaßte. Nicht, daß Bücher dieser Art überhaupt nicht mehr gelesen würden, aber sie haben ihre Anziehungskraft schon so weit verloren, daß die ehemals so beliebten Indianermotive aus den Kinderspielen so gut wie ganz verschwunden sind. Die Kinder spüren das Unechte dieser Romantik, erkennen es und wenden sich – auch im Spiel – „realeren" Dingen zu.

Wie soll der Schriftsteller für Kinder schreiben?

Nehmen wir an, ein Schriftsteller schaut aus dem Fenster. Er sieht des Nachbars Kind vorübergehen. Dabei überlegt er, was er alles von dem Kind und seiner Familie weiß, und er stellt fest, daß es eine ganze Menge ist. Nehmen wir an, er erkennt die Möglichkeit, daraus eine interessante Handlung zu knüpfen. Er beginnt zu schreiben, gewinnt seinen kleinen Helden lieb, bedenkt ihn mit der nötigen Empfindsamkeit, pflastert seinen Weg mit eigener Logik und weicht auch der sogenannten Lebenswahrheit nicht aus. Er schildert einen Zwiespalt in dieser Familie, der auch das Kind entscheidend berührt, und führt das Problem schließlich zu einer guten Lösung. Kann man so für Kinder schreiben? Sicher ist diese Methode bisweilen möglich. Nur pflegen auf diese Weise entstandene Arbeiten nicht Werke *für* Kinder, sondern höchstens Werke *über* Kinder zu sein. Und oft sind es langweilige, nüchterne und für die Kinder uninteressante Bücher. Der Schriftsteller hat Beobachtungen aus seiner Perspektive aufgereiht und die Kinderwelt mit Beziehungen und Konventionen aus der Welt der Erwachsenen vollgestopft.

Konstruieren wir einen anderen Fall. Wäre der gleiche Schriftsteller Pädagoge, würde eine Gefahr anderer Art vorhanden sein. Er ist gewohnt, den Kindern Wissen in bestimmten, streng angemessenen Quanten zu verabreichen, wie ein Arzt Medizin auf den Löffel tropft. Dieser Autor würde glauben, daß es möglich ist, dem Kind auch Kunst tropfenweise einzuflößen. Aber das ist ein Irrtum. Auch die Kunst für Kinder hat etwas Umfassendes und beherrscht ein Kinderweltall. Möglich, daß sich darin weniger aus der Welt der Erwachsenen befindet, aber dafür um so mehr aus der Welt des Kindes.

Eine andere Methode der Kinderbuchfabrikation äußert sich darin, bloße Nichtigkeiten aus dem Leben eines Kindes zu erzählen, und zwar in „Kindersprache". Nichts davon ist Kunst für Kinder.

Entscheidend ist, daß sich der Schriftsteller gut an seine eigene Kindheit zu erinnern vermag, daß er imstande ist, sich in die kindliche Mentalität hineinzuversetzen, die Welt mit den Augen eines Kindes zu sehen. Was unterscheidet die Welt des kleineren Kindes von der unseren? Alle Dinge haben größere Ausmaße, das Licht ist intensiver, die Farben sind markanter, die Töne stärker, die Gerüche schärfer. Auch kleinere Eindrücke sind für das Kind stark und vermögen es restlos auszufüllen. Freude ist häufig und steigert sich rasch zu Begeisterung, Leid ist sehr schmerzhaft, Sympathie äußert sich spontan und unverfälscht, Schuldgefühl vermag ein Kind unglaublich niederzudrücken. Das

Kind durchschaut noch nicht die Beziehungen zwischen den Menschen, den Tieren und Dingen und wendet da seine eigenen Erkenntnisse an, die oft so originell sind, daß man von kindlicher Logik sprechen kann. In diesem Alter ist es einem erfahrenen Autor leicht, dem Kinde die Grundbegriffe unserer neuen Welt fest einzuprägen. Das größere Kind hingegen sieht die Welt schon plastischer und versteht, sie zu analysieren. Es vermag Widersprüche zu beobachten und zu begreifen, wenn man es dabei unterstützt. Hier kann der Autor seinen Helden schon vom Leben gestellte Hindernisse überwinden lassen und so aus dem Innersten heraus große schöpferische Kräfte entfalten: Erkenntnis, Phantasie und Willen usw. Hier kann der Autor eine Welt in Bewegung vorführen, eine Welt, die sich durch den Willen und die Kraft des Menschen zum Besseren ändert.

Sprechen wir noch von einigen Mängeln. Eines der gegenwärtigen Hauptprobleme ist, daß sich unsere Literaturkritik noch nicht in genügendem Maße der Kinderliteratur annimmt. Es ist eine gewisse Gleichgültigkeit in dieser Beziehung erkennbar. Und wenn Kinderbücher besprochen werden, dann meist in einer isolierten Betrachtungsweise, ohne Beachtung der Entwicklung unserer Kinderliteratur, ja, ohne Beachtung der anderen Bücher des betreffenden Autors. Auch erkennen wir, daß eine Erweiterung des Genres von Nutzen wäre, daß neue Saiten ertönen müßten. So sollten wir überlegen, ob man die Kinderpoesie vielleicht durch volksliedhafte Verse beleben kann.

Unsere Kinderbuchautoren sollten historische Themen einmal eine Weile beiseite lassen. Wir erleben, wie durch kollektive Arbeit einfacher Menschen unser Land, ja, ein großer Teil der Welt verändert und verbessert wird. Es ist nicht möglich, die neue Wirklichkeit nur aus einem Blickwinkel zu betrachten. Wir müssen das Leben in seiner Gesamtheit für alle, auch für unsere Kinder, erfassen, denn aus ihm wächst die neue Kunst. Es ist notwendig, unsere Jugend lebenstüchtig zu machen und in ihr Charakterfestigkeit und Optimismus zu entwickeln. Und vergessen wir nicht, daß für Kinder die künstlerische Wahrheit die Wahrheit der Wirklichkeit ist. Die Zukunft ist ihnen oft näher als die Vergangenheit. Ihr blicken sie voller Hoffnung und Erwartung entgegen. Erobern wir sie ihnen heute schon, durch unsere Arbeit – durch unsere Bücher.

Hans Eschenburg

Hörspiel für Kinder

Kinderhörspiele können das in der Schule vermittelte Wissen veranschaulichen helfen; sie können es vertiefen und mit der Wirklichkeit verbinden. Ihre Einprägsamkeit und Ausstrahlungskraft sollte so stark wie möglich sein.

Vor einiger Zeit wurden drei Kinderhörspiele zum ersten Mal gesendet, die ihre Stoffe der Umgestaltung auf dem Lande verdanken.

In dem Hörspiel *„Der neue Lehrer"* von Anita Heiden-Berndt geht es um Aberglauben und Quacksalberei. In einem Dorf ist ein kleines Mädchen an akuter Blinddarmentzündung erkrankt und wird auf Verlangen des Großvaters von einem Quacksalber „behandelt". Die Mutter des Kindes steht in einem nahezu patriarchalischen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Vater, dem Besitzer des Hofes. Erst in höchster Gefahr ruft sie einen Arzt, der das Kind rettet und den Quacksalber entlarvt. Den äußeren Anstoß zu diesem Schritt erhält die Mutter vom Lehrer, der bei einem Elternbesuch das Kind von einem Umschlag aus Kuhmist und Bienenhonig befreit und daraufhin vom Großvater fortgejagt wird. Der Lehrer, der

nur vertretungsweise und höchst ungern auf dem Lande tätig ist, wird von dem Erlebten so deprimiert, daß er abreisen will. Erst auf die Bitte eines seiner Schüler hin entschließt er sich zu bleiben und die ihm von der Gesellschaft übertragene Aufgabe zu erfüllen.

Walter Püschel gestaltet in seinem Hörspiel *„Wer ernten will, muß säen"* einen Konflikt, der vor der Umgestaltung auf dem Lande typisch war. Ein Schüler der achten Klasse wird für den Besuch der Oberschule in der Kreisstadt vorgeschlagen. Sein Vater verweigert jedoch das Einverständnis, da er als Einzelbauer den Jungen zur Arbeit braucht; ein Widerspruch zwischen den Möglichkeiten im Sozialismus und den Grenzen ererbter und überholter Arbeitsweise. Die Geschichte wendet sich vorwiegend an Eltern, da sie es sind, die diesen Widerspruch lösen können, indem sie sich – um bei der Problemstellung des Hörspiels zu bleiben – zur sozialistischen Großproduktion auf genossenschaftlicher Basis entschließen. Der Autor zeigt interessante Details aus dem Leben der Landbevölkerung, gibt aber keinen befriedigenden Hinweis, der es dem kindlichen Hörer ermöglicht, zur Lösung des Widerspruchs beizutragen.

Die Funkerzählung *„Der Heudieb"* von Bernhard Seeger ist die Geschichte eines alten Bauern, der sich aus närrisch-naiver Liebe zum Vieh am Genossenschaftseigentum vergreift. Er glaubt nämlich, daß sich seine „individuelle" Kuh schneller vom Kalben erholt, wenn sie das altgewohnte Heu erhält. Er stiehlt es von jener Wiese, die er mit in die Genossenschaft eingebracht hat. Der Vorsitzende der Genossenschaft weiß um die übergroße Tierliebe des Bauern und erkennt, daß dieser nicht aus Eigennutz zum Dieb wurde. Sein Vertrauen zu dem Alten wird durch den Vorfall nicht erschüttert; er versucht den diebischen Bauern zu erziehen, indem er ihm das Verwerfliche seines Tuns vor Augen führt und ihn auffordert, das gestohlene Heu zurückzugeben und in Zukunft offen über seine Sorgen zu sprechen. Doch mit dieser Handlungsweise stößt der LPG-Vorsitzende bei seinem eigenen Sohn auf Widerstand. Der verlangt die Bestrafung des Diebes. Dieser Widerspruch in den Anschauungen von Vater und Sohn begründet den Hauptkonflikt der Funkerzählung. Es geht um die Erkenntnis, daß wir heute einen Verstoß gegen unsere Gesetze nicht einfach mit Strafen ahnden dürfen, sondern die Erziehung des Menschen durch das Kollektiv im Auge behalten müssen. Ein wichtiges Moment der sozialistischen Gesellschaft wird deutlich: das der gegenseitigen Erziehung und gemeinsamen Verantwortung.

Der Konflikt des Hörspiels „Der neue Lehrer" entsteht durch den Aufeinanderprall von Mittelalter und Neuzeit, Aberglauben und Wissenschaft. Als Vertreter des Aberglaubens fungiert vor allem der alte Bauer und als dessen Gegenspieler der Lehrer, dessen Klassenzugehörigkeit nicht näher fixiert ist. Leider ist der Konflikt so angelegt, daß das Neue von passiven Personen vertreten wird, während der abergläubische Bauer und der Quacksalber ziemlich rührig sind. Dadurch verpaßt die Autorin eine Möglichkeit, auf ihre Zuhörer aktivierend zu wirken. Es bleibt beim Erkennen der Schädlichkeit des Aberglaubens: Der Großvater wird durch die Angst um das todkranke Enkelkind und durch die erfolgreiche Operation von seiner Rückständigkeit befreit. Daß das Kind aber wirklich am Leben bleibt, ist vor allem dem Entschluß der Mutter zu verdanken. Doch ist dies die ganze Wirklichkeit auf dem Lande? Gibt es in unseren Dörfern so wenig aufgeschlossene Kräfte? Ist der knieweiche Lehrer charakteristisch, der, statt den neuen Menschen auf dem Lande zu verkörpern, Sentenzen wie: „Ich bin hergekommen, um Kinder zu unterrichten und nicht, um Erwachsene zu erziehen und zu belehren", oder: „Solange die Kinder von solchen Erwachsenen beeinflußt werden, ist jede Mühe vergebens", ausstreut?

In dem Hörspiel „Wer ernten will, muß säen" spielen die gesellschaftlich fort-

schrittlichen Kräfte des Dorfes bei der Lösung des Widerspruchs die Hauptrolle. So versucht zum Beispiel der Lehrer, den Vater des Jungen mit geschickten Argumenten davon zu überzeugen, daß es falsch wäre, der Entwicklung seines Sohnes im Wege zu stehen. Allerdings gibt auch hier die Flucht des Jungen nach einer Auseinandersetzung mit dem Vater, also wiederum die Sorge um das Kind, den entscheidenden Ausschlag. Auch wird der Zuhörer nur durch oberflächliche dramaturgische Mittel in Spannung gehalten und nicht durch organisch eingefügte retardierende Momente bei der logischen Lösung des Hauptkonflikts.

Die Funkerzählung vom „Heudieb" macht es den Hörerkindern nicht leicht. Wem sollen sie Sympathie entgegenbringen, dem gutmütigen, aber falsch handelnden Heudieb oder dem geschickt vorgehenden Genossenschaftsvorsitzenden oder dessen Sohn, der um der Gerechtigkeit willen an die Notwendigkeit einer Strafe glaubt? Oder vielleicht allen drei Figuren? Schritt für Schritt werden die „Gegenspieler" (und mit ihnen die Zuhörer) von der Richtigkeit der Entscheidung des Vorsitzenden überzeugt. Allen wird klar, daß die fehlgeleitete Tierliebe des Heudiebs an der richtigen Stelle der Allgemeinheit von Nutzen sein kann. Der Heudieb bewährt sich später als Viehzuchtbrigadier der LPG und auch, als es darum geht, das Gemeinwohl vor den persönlichen Vorteil zu stellen. Leider ist dieser entscheidende Teil der Funkerzählung – es geht darum, mit wertvollem Saatgut einen reißenden Bach zu überwinden – nicht genügend vorbereitet, so daß er konstruiert wirkt und an Überzeugungskraft verliert. Besonders auffällig ist die menschliche Wärme, die das Spiel ausstrahlt, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, daß der Autor Menschen aus Fleisch und Blut geschaffen hat.

Die Gestaltung von Gegenwartsthemen für Kinder verlangt die Beachtung pädagogischer Gesichtspunkte. Es ist richtig, auch im Kinderhörspiel die Perspektiven der sozialistischen Entwicklung zu zeigen. Es ist falsch, das Hörspiel für Kinder mit Problemen zu überladen, die nur von Erwachsenen zu bewältigen sind.

Deshalb ist es notwendig, das richtige Kräfteverhältnis herauszuarbeiten. Bernhard Seeger ist dies gelungen. Ferner muß ein Autor, der Landthemen gestalten will, bedenken, daß diese Hörspiele auch von Stadtkindern gehört werden (und umgekehrt). In diesem Falle ist es wichtig, daß sie die Probleme nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern daß sie zu den Menschen auf dem Lande auch ein engeres Verhältnis bekommen. Das Spiel „Wer ernten will, muß säen" erläutert den Stadtkindern den Fortschritt der Landtechnik. Vielleicht wird der eine oder andere Jugendliche dadurch für dieses Gebiet interessiert. Von manchem Detail dieses Hörspiels gehen zweifelsohne aktivierende Impulse aus, was leider vom Hauptkonflikt nicht gesagt werden kann.

Als Gesamtleistung kann nur der „Heudieb" voll befriedigen. Bernhard Seeger ist im gleichen Maße unterhaltend wie belehrend und dadurch erzieherisch voll wirksam. Diesen drei Seiten sollten Kinderhörspiel-Autoren in jedem Falle gerecht zu werden suchen.

Schriftsteller sind Lehrer des Volkes. Sie könnten und sollten auch mithelfen, die Aufgaben zu erfüllen, die unsere Gesellschaft den Erziehern stellt, „der Jugend ein allseitiges, lebensnahes und anwendungsbereites Wissen zu vermitteln und sie zu aktiven Staatsbürgern zu erziehen", wie es in der Schulordnung heißt. Dabei hat „die Schule auf dem Lande ... die besondere Aufgabe, junge Menschen heranzubilden, die an der sozialistischen Umgestaltung des Dorfes und damit an der allmählichen Beseitigung der wesentlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land aktiv teilnehmen können". Dies sollte der Leitgedanke für Schriftsteller sein, die sich der Aufgabe widmen, unsere Kinder und Jugendlichen mit Hilfe des gestalteten Wortes im Sinne unseres friedlichen sozialistischen Aufbaus zu erziehen.

Joachim G. Boeckh

Grimmelshausen im Preußischen Abgeordnetenhaus

Im Jahre 1876 jährte sich zum 200. Male der Todestag Grimmelshausens. In dem badischen Ort Renchen, wo der Dichter von 1667 bis zu seinem Tode Schultheiß des Straßburger Bischofs war, fand aus diesem Anlaß eine Gedenkfeier statt. In dem Bericht über diese Veranstaltung aus der Feder des Berliner Germanisten Erich Schmidt wird ohne nähere Erklärung eine „sehr beschämende Debatte" erwähnt, die zur Folge gehabt habe, daß der „Simplicissimus" nie „eifriger gelesen wurde als gerad in diesem Jahre". Und noch 1882 schrieb Felix Bobertag im Vorwort zu seiner Grimmelshausen-Auswahl in der „Deutschen National-Literatur" von der „großen Aufregung", die der „geniale Schriftsteller ... in einer die höchste Achtung beanspruchenden Versammlung vor nicht langer Zeit veranlaßt" habe, wobei er „die allerhärtesten Urteile (habe) über sich ergehen lassen müssen". Was war geschehen?

In der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses am 16. März 1876 erhielt anläßlich der Debatte über den Etat des Kultusministers der Abgeordnete Burghard Freiherr von Schorlemer-Alst das Wort, um, wie es heißt, „einen der bedauerlichsten und schädlichsten wie bedenklichsten (Fälle) in unserem Unterrichts- und Erziehungswesen" zur Sprache zu bringen. Der Herr Kultusminister Falk habe durch Erlaß vom 22. Januar 1876 neben anderen Werken auch eine in einem Bremer Verlag erschienene „freie Bearbeitung des ‚Simplicius Simplicissimus'" zur „Anschaffung zu Schulprämien und für die Bibliotheken von gehobenen Volksschulen, Mittelschulen und Präparandenanstalten" empfohlen. Die genannten Bücher seien, nach dem Erlaß, geeignet, „in der Jugend die vaterländische Gesinnung zu wecken und zu pflegen". Bei dem „Simplicissimus" nun handle es sich aber, so meinte der Abgeordnete, um die „bekannte Geschichte eines Taugenichts", dessen „Irrfahrten, Liebesabenteuer, Diebstahl, Unzucht, Mord, Bruch des Fahneneides etc. auf mehr als zweihundert Seiten erzählt werden ... Das Sittliche dagegen nehme nur wenige Seiten" ein. „Die Achtung vor der Würde des Hohen Hauses und die Rücksicht auf das Publikum der Tribüne verbieten mir, die Belegstellen hier vorzulesen." Sollte aber der Herr Kultusminister die Vorlesung wünschen, erklärte der Redner, würde sich die Frage erheben, ob nicht „die Öffentlichkeit von den Verhandlungen dieses Hauses auszuschließen" sei. Sodann verlas er die Seitenzahlen der nach seiner Meinung besonders anstößigen Stellen und meinte, von „Weckung der vaterländischen Gesinnung" habe er nichts in dem Buch gefunden, wohl aber das Gegenteil, denn Simplicissimus werde von seinem alten Kriegskameraden (Olivier) dazu überredet, ein Raubmörder und Wegelagerer zu werden. Auf Seite 182 sei zu lesen: „Die Räuberei (sei) das alleradeligste Handwerk, das ja die Könige fort und fort betrieben, indem sie ihren Untergebenen die Steuern auspressen." (Zwischenrufe: „Hört! Hört!") Er, der Redner, lasse dahingestellt, „ob das nicht eine Anleitung zur dereinstigen Steuerverweigerung" bilde! (Heiterkeit.) Im übrigen würde die Phantasie der Kinder „nach einer falschen Richtung" hin aufgeregt, so daß „die Seelen der Kinder geradezu gemordet" würden. Er hoffe, daß der Minister „dem Skandal mit einem solchen Buche ein Ende" mache.

Der Kultusminister schickte zunächst einen Geheimen Regierungsrat namens Schmidt vor, der sich nach einem kläglichen Ja und Nein schließlich dahin vernehmen ließ, daß die Stoffe, die „etwa bedenklich" seien, den Knaben ja „von anderer Seite her entgegengetragen werden", weswegen ein Buch wie das zur

Rede stehende geeignet sei, die „Kinder oder Knaben ... die Dinge so beurteilen" zu lehren, „wie sie dieselben beurteilen sollen".

Der folgende Redner, der berühmte Arzt Rudolf Virchow, quittierte als Abgeordneter der Fortschrittspartei dieses Gestammel mit der ironischen Bemerkung, er habe das Gefühl, daß der „Herr Regierungskommissar nicht glücklich gewesen (sei) in seiner Auseinandersetzung". Wer aber nun hofft, der große Gelehrte und erbitterte Gegner Bismarcks habe sodann ein Wort der Verteidigung für den „Simplicissimus" gefunden, wird leider enttäuscht. Virchow teilte dem Hause vielmehr mit: „Ich war einmal in meinem Leben so unglücklich, den ‚Simplicissimus' zu kaufen auf eine Empfehlung hin ... Ein Freund schilderte mir, was es für ein literarhistorisches Interesse darbietet, den ‚Simplicius Simplicissimus' zu lesen. Ich muß sagen, ich bin selten so erschreckt gewesen über ein Buch wie über dieses. Ich habe förmliche Mühe gehabt, solange ich es hatte, es soweit zu sequestrieren, daß nicht jemand aus meiner Familie das Buch entdecken möchte." Es sei „etwas Erschreckliches", daß man ein solches Buch empfehle, das die junge Generation in alle Schmutzseiten der früheren Entwicklung der Nation hineinführe. Er, Virchow, wünsche dringlich, daß die Regierung sich entschlösse, die Verordnung zurückzunehmen.

Nachdem noch ein anderer Abgeordneter sich dahin geäußert hatte, er kenne zwar die angegriffene Bearbeitung des „Simplicissimus" für die Jugend nicht, halte es aber auf Grund seiner Kenntnis des Originals für ausgeschlossen, dieses so „umzugestalten", daß es „der Jugend in die Hände gegeben werden kann", nahm Kultusminister Falk das Wort und erklärte, er werde das Buch jetzt selbst lesen und, sollten seine Eindrücke mit dem Vorgebrachten übereinstimmen, „rundum eingestehen", daß ein Fehler gemacht worden sei. Damit schloß diese Debatte.

Aber in der Sitzung vom 30. März 1876 meldete sich noch einmal ein Abgeordneter, ein braver mild-liberaler Bürger aus Bielefeld, zu „Kapitel 127, Titel 1" des Etats des Kultusministers zu Wort. Die Presse habe, so wußte er zu berichten, bereits Stellung genommen und den größten Teil der Anschuldigungen, die der Abgeordnete von Schorlemer vorgebracht habe, „in gebührender Form zurückgewiesen". Sodann verteidigte er den „Simplicissimus": er sei das „wertvollste Kulturbild", das uns aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinterlassen sei. Soweit entsprechend der „derben naturalistischen Auffassung" Grimmelshausens Anstößiges im Original vorkomme, sei dieses „mit feinem Takt" in der Bearbeitung mehr oder weniger ausgemerzt. Soweit noch Spuren davon übriggeblieben seien, gehöre „ein hoher Grad von Verdorbenheit des Gemütes" dazu, darin etwas zu entdecken, was ein „reines Gemüt kränken oder gar irreleiten könnte". Im übrigen aber wolle er nun enthüllen, *warum* der „Simplicissimus" dem Herrn von Schorlemer und seiner Partei ein Ärgernis sei, deswegen nämlich, weil Grimmelshausen „in begeisterten Worten ... von der zukünftigen Herrlichkeit des Deutschen Reiches, von dem Parlamente, welches in der großen Stadt der Nation einst tagen wird", seinen Traum und seine Hoffnung verkünde. (Es handelt sich um die Jupiter-Szene im 3. Buch des „Simplicissimus".) *Deswegen* habe es der Herr Abgeordnete von Schorlemer gewagt, „eines unserer herrlichsten Volksbücher in den Staub zu ziehen!" (Lebhafter Beifall links.)

Die Antwort des Zentrumsmannes kam prompt: Er kenne die herangezogene Stelle durchaus. Von wem aber sei jene Prophezeiung vorgebracht? Von einem Narren! Was ferner die anstößigen Stellen in der bearbeiteten Ausgabe betreffe, von denen der Vorredner behauptet habe, sie seien „in guter Absicht" aufgenommen worden, so möchte er nur sagen, man könne „eben auch so abgehärtet sein, daß man in solchen Stellen nichts Anstößiges mehr findet!"

Anschließend berichtete ein anderer Abgeordneter, er habe die kritisierte Bearbeitung des „Simplicissimus“ nicht nur selbst studiert, sondern sie auch seiner Frau zu lesen gegeben. Er müsse erklären, daß in seinem Hause „ein ernster, strenger, sittlicher Sinn“ herrsche, aber auch seine Frau halte „dieses Buch für eine vortreffliche Bearbeitung.“

Mit einigen weiteren Plänkeleien, die aber keine neuen Gesichtspunkte brachten, ging diese Aussprache zu Ende.

Es wäre nun falsch, diese Debatte nur als eine Art Kulturkuriosum zu belächeln. Sie steht vielmehr in engem Zusammenhang mit der wachsenden Stärke der deutschen Arbeiterbewegung jener Zeit und enthält im Kern zugleich einige noch heute aktuelle Probleme der Grimmelshausen-Deutung.

Burghard von Schorlemer-Alst, seit 1873 Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Preußischen Abgeordnetenhaus, war der Prototyp des bigotten Reaktionärs, aktiver Teilnehmer an der Niederschlagung der badischen Revolution von 1849 und seit dieser Zeit erfüllt von „unauslöschlichem Haß gegen jedwede Revolution“, Mitbegründer des „Vereins katholischer Edelleute Rheinlands und Westfalens“ und geschärztes Werkzeug des westdeutschen katholischen Episkopats. Seine geschwollene Kritik an der (von Elard Hugo Meyer angefertigten) Bearbeitung des „Simplicissimus“ war keineswegs der Sorge um die „Seelen der Kinder“ entsprungen, vielmehr war sie ein Schuß, gezielt auf Minister Falk als den Minister Bismarcks. Auch Falk war auf seine Art ein Prototyp: der des bis ins Mark trocken-korrekten und pflichtbewußten preußischen Beamten. Geprägt von einer absoluten Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus, einem zugleich ledernen und vagen Protestantismus und einem bornierten und verschwommenen Nationalgefühl, sah er seine Aufgabe darin, Bismarcks Kampf gegen die römische Kirche, d. h. die Zurückdrängung, wenn möglich sogar Eliminierung einer politischen Konkurrenzmacht im preußischen Staatsgebilde juristisch zu untermauern und administrativ durchzuführen. Im Interesse der Gerechtigkeit sei erwähnt, daß *ein* Ziel der Falkschen Aktivität die Befreiung des Volksschullehrerstandes aus den Klauen der geistlichen Schulaufsicht und eine gewisse Besserung ihrer schlechten materiellen Versorgung war, ein Vorhaben, das allerdings nur höchst unvollkommen verwirklicht werden konnte, da Falk eine erbitterte Gegnerschaft nicht nur im katholischen, sondern auch in der Mehrheit des lutherischen Klerus fand, aber auch, weil Bismarck ihn, den ihm ergebenen Diener, im Stich ließ. Schon im Jahre 1876, zur Zeit der Grimmelshausen-Debatte, spann Bismarck die ersten vorsichtigen Fäden, um mit den klerikalen Junkern jeglicher Färbung zu einem Friedensschluß zu kommen und sie als Bundesgenossen im Kampf gegen die Arbeiterbewegung zu gewinnen. Die Belohnung, die er dafür anbot und später auch gewährte, war der Abbruch des „Kulturkampfes“, also der Kompromiß mit dem Klerus, und der Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll, die Sicherung des Profits der Großagrarier und der Schwerindustrie auf Kosten der Massen also.

Das Opfer, das die Pfaffen und bigotten Junker verlangten, war Falk, und Bismarck brachte es. Nach langem, unerquicklichem Hin und Her schied Falk 1879 aus dem Ministeramt aus. Am 21. Dezember 1878 war das Sozialistengesetz vom Reichstag angenommen worden, dessen Tendenz Falk übrigens durchaus gebilligt hatte.

Die Attacke Schorlemers gegen die Ausgabe des „Simplicissimus“ für die Jugend und gegen jene Empfehlung durch Falks Beamte war nun zwar an sich nur ein Vorwand, um den verhaßten, „religionslosen Minister“ (wie ihn die Reaktion beschimpfte) zur Strecke zu bringen – sie ist aber zugleich ein höchst charakteristisches Dokument zur Geschichte der Einstellung zu Grimmelshausen. Wenn der Bürger aus Bielefeld den „Simplicissimus“ als das „wertvollste Kulturbild“ aus der Zeit des

Dreißigjährigen Krieges pries, so gab er nur die bis weit in unser Jahrhundert hinein geltende literaturwissenschaftliche Einschätzung wieder, die den gesellschaftskritischen Charakter des Romans leugnete. Im Gegensatz zu jenem Vertreter der verharmlosenden Grimmelshausen-Interpretation erkannte der adelige ultramontane Reaktionär den kritisch-kämpferischen Charakter des „Simplicissimus" genau: Mit sicherem Griff hob er jene Stelle heraus, die den räuberischen Charakter der Feudalklasse bei Namen nannte, und wies mit der Behauptung, Grimmelshausen erziehe zur Steuerverweigerung, indirekt auf die damals klassenkämpferische Haltung der Sozialdemokratie hin. So paradox es klingen mag: Der westfälische Junker erkannte den Kern der Gesellschaftsauffassung Grimmelshausens, den erhebliche Teile auch der heutigen Literaturwissenschaft noch immer nicht sehen wollen und können.

Nicht weniger interessant ist die Kontroverse über die Jupiter-Episode. Der „nationale", also preußisch-deutsch, d. h. schwarz-weiß-rot fühlende Bourgeois übersieht darin die eindeutig kritischen Akzente und deutet den Traum des „Jupiter" einfach als Vorahnung des durch Bismarck zwangsgeeinten kaiserlichen Deutschlands und des Reichstags. Der reaktionäre Junker dagegen (damals noch nicht mit Bismarck und seinem Preußen „versöhnt") glaubt den Lobredner des angeblich von Grimmelshausen prophezeiten „Reiches" damit schlagen zu können, daß er den Traum von der bei Grimmelshausen demokratisch gemeinten deutschen Einheit als Nonsens erklärt, weil er ja von einem Narren vorgebracht sei – ein Argument, das sich in „kultivierterer" Form bis in die Gegenwart erhalten hat. Auch einige der neuesten „Interpretationen" Grimmelshausens aus dem Bereich der westdeutschen und schweizerischen Germanistik wollen dartun, der Renchener Schultheiß habe die Absicht gehabt, mit seinen Werken die „Botschaft vom existentiellen und moralischen Narrentum des Menschen" zu verkünden.

Im Gegensatz zu den meisten wissenschaftlichen Deutungen Grimmelshausens in Vergangenheit und Gegenwart enthüllte die nüchterne Debatte im Preußischen Abgeordnetenhaus im März 1876, wenn auch unbeabsichtigt, den wahren Charakter dieses großen Schriftstellers.

Rolf Seeliger, München

Vorsicht! Marsmensch!

Das Neueste vom literarischen Schmutz- und Schund-Markt

Auf dem Titelblatt eines Schmökers, der die Abenteuer eines Mister X auf seiner Weltraum-Raketenreise in unbekannte Gefilde der Milchstraße schildert, sehen wir Mister X im Kampf mit einem scheußlichen Sternwesen. Und beim Lesen des Heftes erfahren wir, daß sich dieses katzenähnliche Monstrum von Sternwesen an Bord eines Weltraumschiffes, das auf einem fremden Planeten gelandet ist, schleicht und mordlustig die Zähne fletscht: „Es zerschmettert die Kehlen der Männer, die friedlich schlummernd in ihren Kojen liegen. Die entseelten Köpfe rollen wie irre hin und her. Das Blut fließt in Strömen. . ." Doch keine Angst, lieber Leser! Schließlich wird in unserem Heft, das in einer Reihe von Hunderten, Tausenden und Millionen ähnlicher Hefte die technische Phantasie jugendlicher Leser mißbraucht, der Weltraumfahrer Mister X das Milchstraßenungeheuer zur Strecke bringen. Die Technik triumphiert als Mordinstrument in einem sadistischen Abenteuer: „Grinsend richtet Mister X das Feuer der Desintegratoren auf das Sternwesen, um eine gewaltsame Zellenauflösung zu verursachen, die jedes Tröpfchen

Lebenssubstanz aus den Organen des Feindes ausscheidet . . ."

Nachdem diese Art von Zukunftsromanen, die mit utopischen Büchern von literarischem Format nicht das geringste zu tun hat, in Amerika eine lawinenartige Lesebegeisterung auslöste, kam es nun auch in Westdeutschland zum Einbruch von „Science Fiction" in die Groschenheft-Literatur. Für 50 Pfennig bis 1 Mark können die Schmutz- und Schund-Hefte unter den Reihentiteln „Utopia" oder „Science Fiction" an jedem Zeitungskiosk besorgt werden. Vor allem die Jugendlichen stürzen sich voll Begeisterung in die wissenschaftlich frisierten Abenteuer mit Raketen, Zeitmaschinen und Roboterwesen, gründen – denn ohne Verein hat die Sache ja keinen Reiz – an allen Ecken und Enden der Bundesrepublik sogenannte „Science-Fiction-Clubs", die sich – denn ohne Parteiabzeichen macht die Sache ja keinen Spaß – ihre eigenen Clubsiegel stiften.

Die Gefahr, die der Schmutz und Schund der Zukunftsabenteuer neben dem Schmutz und Schund der Kriminal-, Liebes-, Cowboy- und Soldaten-Hefte für Jugendliche mit sich bringt, liegt nicht nur darin, daß der Idiotismus völlig unwahrscheinlicher Fabeln mit einer Anhäufung von Massenreizen die Phantasie der Jugendlichen grausam verbildet und jedes Interesse für gute Bücher verdrängt. Viel schlimmer ist, daß Verbrechen aller Art verherrlicht werden und daß das Leben aus einem einzigen gewalttätigen Abenteuer zu bestehen scheint. Gangstermanieren, sadistische Einzelheiten und eine ungeheuerliche Rassendiskriminierung, gleich ob im Weltenraum oder auf unserer Erde, beherrschen die Hefte. Die „bösen" Gestalten tragen meist mongolische, negroide oder auch semitische Züge, während die „Helden" in Dschungel, Großstadt und in der Unendlichkeit des Weltenraumes muskelstrotzende Typen mit den unwahrscheinlichsten Fähigkeiten sind.

Wie nicht anders zu erwarten: „Science Fiction" ist in Westdeutschland ein Riesengeschäft geworden! Das technische Interesse, gesteigert durch den Gedanken an einen kommenden Aufbruch der Menschheit in den Weltenraum, lebt im Bewußtsein einer Jugend, deren kritiklose Begeisterung von skrupellosen Geschäftemachern ausgebeutet wird. So hat man in den westdeutschen Groschenheft-Druckereien, die wie Pilze aus dem Boden schießen, neben „Science Fiction" als neueste Schmutz- und Schund-Kombination die sogenannten „Kriminal-Zukunftsabenteuer" ausgebrütet. Schon die Titel „Terror der Formel Q", „Todesstrahlen", „Das Experiment des Grauens" und so weiter verraten die Schilderungen einer Zukunftswelt mit Folter, Mord, Totschlag und Rezepten, die für eine Lebens- und Meinungsbildung jugendlicher Leser Gift sind: „Mit ein wenig Ausbildung, einer Menge Skrupellosigkeit und noch mehr Glück dürfte es Dir gelingen, am Leben zu bleiben!" steht in einem der Hefte. Und nach seitenlanger Beschreibung eines utopischen Waffentrainings kann sich der kritische Leser des Eindrucks nicht erwehren, daß offenbar unter „Science Fiction" verstanden wird, wenn einer einen Menschen nicht mehr mit einer ordinären Pistole, sondern mit dem Strahl einer Zukunfts-Blitzpistole lautlos ins Jenseits befördert!

Doch nicht genug. Hinter den Science-Fiction-Heften, deren Millionenauflage einen unvorstellbaren Wirkungskreis bedeutet, verbirgt sich eine teils bewußte, teils unbewußte Verdummungspolitik, die den jugendlichen Staatsbürger von jeder vernünftigen Einschätzung der Wirklichkeit abhält. Ist es nicht verlockend, für 50 Pfennig mit einer Science-Fiction-Rakete der unbewältigten Gegenwart zu entfliehen und über tausend Lichtjahre hinweg von Stern zu Stern in ein abenteuerliches Weltraumparadies zu schießen? Und sollte wirklich in einem der Hefte die gegenwartsnahe Frage gestellt werden, warum der Mensch gegenüber der Technik zu versagen drohe und das irdische Zusammenleben so schwierig geworden sei, dann

sieht die Antwort des Science-Fictions-Autors folgendermaßen aus: „Der Niedergang der Menschheit beruht auf außerirdischer Sabotage! Seit etwa hundert Jahren leben die Irgeks, seltsame, unsichtbare Wesen aus dem Andromedanebel, auf der Erde und piesacken die friedfertige Menschheit bis aufs Blut. Die Menschen glauben, sie seien an den Weltkatastrophen schuld. In Wirklichkeit haben es die Irgeks getan! Der Andromedanebel ist schuld!!"

Vom Science-Fiction-Nonsens bis zur gezielten Agitation mit psychologischer Kriegsvorbereitung und Diffamierung politisch Andersdenkender ist nur ein kleiner Schritt. In einem „Utopia-Großband" des Pabel-Verlags wird unter dem Titel „Stern Irl 94" jener Glaube an eine angebliche deutsche „Sendung", der zum Unheil zweier Weltkriege geführt hat, in der Schilderung des dritten Weltkriegs gefährlich geschürt. Da heißt es: „Ein gigantischer Weltkrieg steht bevor. Die Zündschnur brennt. In seinem sicheren Alpenlabor arbeitet der junge deutsche Professor an einer neuen Erfindung, mit der er die Überlegenheit des östlichen Feindes ausgleichen will . . ." Und die albern charakterisierten Zukunfts-Politiker der westlichen Welt scheinen in dem Schundheft zu argumentieren wie ihre Gegenwarts-Kollegen heute: „Wir im Westen haben eine wertvollere Welt zu verlieren als die anderen. Wollen wir diese Tatsache, die uns das Recht der Anwendung des äußersten Mittels gibt, noch länger unbeachtet lassen?"

Nun, in dem Science-Fiction-Roman des Pabel-Verlags bricht der dritte Weltkrieg aus. Dank unerwarteter Hilfe von den hochzivilisierten Bewohnern des „Sterns Irl 94" siegen die westlichen Heere über den östlichen Gegner, dessen Niederlage mit nazistischen Fanfarenklängen gefeiert wird. Und der halbwüchsige Science-Fiction-Narr liest begeistert: „Achtung, Achtung! Sondermeldung! Die polnische Front existiert nicht mehr! Der Gegner ist eingekesselt und wurde fast völlig vernichtet. Die nach Osten flüchtenden Reste werden von unserer Luftwaffe und den nachstoßenden Panzern pausenlos angegriffen. Gleichzeitig wird mitgeteilt, daß die beiden Hauptstädte des Gegners, Taschkent und Peking, von starken Verbänden unserer Luftwaffe angegriffen und dem Erdboden gleichgemacht wurden!"

Wir sehen – das Giftküchenrezept für „Science Fiction" ist eine einfache Sache: Man nehme eine Tüte voll Weltraumphantasie und Gruselromantik, schütte sie in einen Topf, gebe zwei Kilo Technik dazu, mische hundert Gramm Rosinen in Form technologischer Neuerungen darunter, streue eine Prise Pseudo-Wissenschaft, Pseudo-Philosophie und Pseudo-Politik über den gut durchgekneteten Teig und erhitze das Ganze, bis jener mystisch erregende Geschmack entsteht, der die Science-Fiction-Literatur zu einem volkstümlichen Rauschmittel macht!

Doch bitte – man verstehe uns recht: Wie schon betont wurde, hat alles, was bei unserer kritischen Betrachtung mit „Science Fiction" etikettiert ist, nicht das geringste mit den technischen und sozialen Utopien zu tun, die als ernstzunehmende Literatur von dem vernünftigen Gedanken beherrscht sind, unserer irdischen Wirklichkeit die Möglichkeit einer positiven gesellschaftlichen Wandlung vor Augen zu stellen.

Denken wir nur, um aus der Bibliothek utopischer Literatur ein paar Bücher herauszugreifen und dem Schmutz und Schund der Science-Fiction-Hefte gegenüberzustellen, an die Zukunftsromane des polnischen Autors Stanislaw Lem, die in mehreren Auflagen im Verlag Volk und Welt, Berlin, erschienen sind. In dem Roman „Planet des Todes" heißt es: „Nach Millionen, vielleicht Milliarden Jahren wird die Zeit kommen, wo der Mensch die ganze Milchstraße bevölkert und die Lichter des nächtlichen Himmels ihm so nahe, so vertraut sind, wie die Lichter entfernter Häuser. . ." Während hier der Autor im Leser den Wunsch suggeriert, es möge endlich gelingen, unsere irdische

Welt zu ordnen, damit wir zu neuen Weltraum-Ufern aufbrechen können, schildert der zweite Roman „Gast im Weltraum“ die Situation der Menschheit im 32. Jahrhundert: Längst ist der Kommunismus auf Erden Selbstverständlichkeit geworden. Die Menschen starten zu einer Expedition nach dem Fixstern Alpha Centauri. In der Einsamkeit des Weltraumes stärkt sie der Gedanke an die Helden des „Altertums“ – also Menschen unserer Gegenwart –, die ihr Leben für die Errichtung einer neuen Gesellschaftsordnung einsetzten. So versteht es der Autor, Zukunft und Gegenwart sinnvoll zu verquicken.

Oder denken wir – um noch das ermutigendste Beispiel einer sozialen Utopie zu beschwören – an den Roman „Menschen Göttern gleich“ des 1946 gestorbenen Engländers H. G. Wells. In dem genannten Roman wird Barnstaple, ein englischer Journalist, zusammen mit den Insassen von zwei Autos auf der Landstraße kurz vor Windsor Castle auf einen anderen Planeten geschleudert, dessen Bewohner bei Experimenten einen Kontakt zur Erde hergestellt hatten. Sie sind den Erdlingen in ihrer Entwicklung um 3000 Jahre voraus. Die unfreiwilligen Besucher des utopischen Landes staunen: Die Utopen sprechen nicht miteinander, sondern unterhalten sich durch Gedankenübertragung. Auf dem utopischen Stern herrscht, da sich „Einigkeit, Wissen und Macht“ in einer „Sphäre von Sicherheit und Schönheit“ verbunden haben, ewiger Frieden . . .

Doch kehren wir zurück zum beklagenswerten Leser von Science-Fiction-Schundheften, der mit seinem Autor gewissenlos in den Weltraum fliegt und denkt: Soll doch die Erde hinter mir zusammenkrachen! Dabei macht er sich die unsinnigsten und lächerlichsten Gedanken, beispielsweise wie man sich einem Marsmenschen gegenüber zu benehmen hat: „Vorsicht! Das fremde Wesen könnte schon unser freundliches Lachen als feindliche Geste ansehen, denn wir entblößen dabei unsere Zähne, und bei vielen Tieren ist das kein beruhigendes Anzeichen. Die erste Begegnung wird entscheiden. Und es wird eine Begegnung sein, vor deren Bedeutung unsere Staatsmänner schon jetzt das Haupt neigen mögen . . .“

Da haben wir es: Der „Mars-Knigge“ lehrt uns, wie wir vor einem Sternwesen den Hut ziehen, obwohl wir noch nicht einmal gelernt haben, uns auf dem Erdball menschlich zu vertragen!

„Was liest die Jugend in der Sowjetzone?“

Zu Anfang dieses Jahres startete die westdeutsche Presse in strammer Einmütigkeit eine lautstarke Kampagne gegen die Kinderliteratur der DDR. Das Fußvolk unter den Kolumnisten hatte Feuer frei! und fabrizierte Überschriften wie etwa: „Gift aus der Sowjetzone!“ „Wo Schund befohlen wird!“ „Märchen sind nur noch Anweisungen!“ usw. Woher kam dieses zentral angeheizte Interesse an unserer Kinderliteratur? Der Ausgangspunkt für die Aktion war eine Broschüre mit dem Titel: „Was liest die Jugend in der Sowjetzone?“ Und da diese Broschüre vom sogenannten Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen herausgegeben wurde, das über einen beachtlichen Etat und gute Beziehungen zur Rüstungsindustrie verfügt, haben die 101 Seiten in doppeltem Sinne die Funktion einer Regierungsverordnung. Daher also!

Worum geht es den Broschürenverfassern, die in Kreisen seriöser westdeutscher Kinderliteraturfachleute völlig unbekannt sind? Warum der Aufwand?

Westdeutsche Zeitungen, Kritiker und Fachleute hatten in zunehmendem Maße objektive Urteile über Sauberkeit und Qualität unserer Kinderliteratur gefunden. Lehrer und Buchhändler hatten die Produktion in beiden Teilen Deutschlands verglichen und sich eine eigene Meinung gebildet. Das roch nach „Unterwanderung“. Diese Stimmungen mußten bekämpft und als kommunistenfreundlich etikettiert werden.

Nach Meinung der Verfasser sieht die Situation bei uns so aus: Von der SED befohlene Schmöker überschwemmen die bedauernswerte Jugend mit Brutalität und Sex, und alles trieft vor kommunistischer Tendenz. Ein Zitat als Beispiel: „In der Schundliteraturproduktion der Zone gibt es Schmöker, die Szenen von Brutalität, Niedertracht, Gemeinheit und . . . sexueller Ausschweifung enthalten und die . . . von Partei und Staat sozusagen legitimiert sind". Als ein Beweis wird der Roman „Marcos Ramirez" herangezogen. Bei allen Einwänden, die man dagegen machen kann, daß dieses Buch als Jugendlektüre verwendet wird – es ist jedenfalls alles andere als ein „Schmöker".

Aber außer Schmökern werden in der „SBZ" hin und wieder auch Bücher gemacht. Zum Beispiel im Kinderbuchverlag Berlin. Der ist freilich nach Meinung der Broschürenverfasser schlecht dran, denn: „Die Namen großer lebender Autoren sind dünn gesät: Ludwig Renn, Alex Wedding, Erwin Strittmatter – aus! Alles übrige ist „sonstiger Autorennachwuchs". Auguste Wieghardt-Lazar, Franz Fühmann, Max Zimmering, Paul Körner-Schrader und jüngere Leute wie Götz R. Richter, Benno Pludra, Willi Meinck, Paul Wiens – um nur einige zu nennen – sind dann vermutlich zum „Kulturellen Erbe" zu rechnen, denn davon „lebt auch der Kinderbuchverlag literarisch in erster Linie". Doch nicht genug: Der Kinderbuchverlag muß vor der Pleite stehen: „Die Titel haben relativ kleine Auflagen." Und es kommen „die für die Jugend präparierten Biographien kommunistischer Spitzenfunktionäre nicht über die erste Auflage hinaus". Daß Gaidars „Timur und sein Trupp" sechs Auflagen erreicht hat, „erklärt sich daraus, daß ganze Auflagen von der staatlichen Jugendorganisation FDJ übernommen wurden". Jetzt wissen wir's! Es ist ärgerlich und „typisch kommunistisch", daß in Wahrheit die Kinderbücher in der DDR mindestens zwei- bis dreimal höhere Auflagen haben als Kinderbücher in Westdeutschland; daß die Biographien zum Beispiel über Ernst Thälmann, Wilhelm Pieck und Karl Marx schon einen sehr großen Leserkreis gefunden haben, der sich sicherlich noch vergrößern wird, und daß die FDJ sich nicht mit Kinderbüchern beschäftigt. Die Pionierorganisation wiederum kauft Kinderbuchauflagen nicht, weil zum Beispiel auch die neueste, zehnte Auflage von „Timur und sein Trupp" bereits wieder vergriffen ist. Aber was kümmern die Broschürenverfasser Tatsachen? Wie sie zu melden wissen, haben in der DDR die „Jungen und Mädchen die Tendenz der vom Staat dirigierten Literatur durchschaut und damit den ideologisch-literarischen Aufwand im wesentlichen zunichte gemacht".

Unwesentlich ist demgegenüber, daß in unserer Zeit und für unsere Zeit geschriebene Bücher im Buchhandel Verkaufsziffern zu verbuchen haben, von denen westdeutsche Verleger kaum zu träumen wagen:

„Die Jungen von Zelt 13" von Benno Pludra	130 000
„Tinko" von Erwin Strittmatter	130 000
„Erinnerungen an meinen Vater" von Irma Thälmann	100 000
„Trini" von Ludwig Renn	90 000
„Sheriff Teddy" von Benno Pludra	75 000

Die Reihe wäre beliebig fortzusetzen.

Unwesentlich ist demgegenüber, daß diese in mehr als 100 000 Exemplaren erschienenen Bücher begeisterte Leser gefunden haben, die ganze Waschkörbe voll kluger Zuschriften an Verlag und Autoren schreiben, daß diese Bücher zur Lieblingslektüre vieler Schulklassen geworden sind und sehr aktiv dazu beitragen, das Bewußtsein der jungen Generation der DDR zu formen. Dieser Umstand paßt nicht in das bundesdeutsche Weltbild. Und dennoch, bei aller Dümmlichkeit ihrer Nörgeleien treffen die Leute auch mal den Kern der Sache. Das zeigt sich etwa bei der Frage, was denn nun der Hauptvorwurf gegen unsere Kinderbücher ist. Die Antwort lautet:

1. „Sie bilden eine Einheit";

2. „Von den Büchern für Erwachsene unterscheiden sich hier Kinderbücher sehr viel weniger als im Westen. Während sich die Kinderbücher des Westens erst nach und nach einem größeren Realismus erschlossen, sind die kommunistischen Kindergeschichten in ihrer Mehrheit tatsächlich Anweisungen für sachgemäßes Handeln in der Welt des Alltags."

Das ist es. Es ist zwar simpel und mürrisch formuliert – lügt uns die Poesie, die Phantasie weg –, aber: In der ideologischen Einheit unserer Literatur und in ihrem Realismus sehen wir tatsächlich ihren bedeutendsten Vorzug. Die Lemmer-Leute glauben, uns deswegen tadeln zu müssen. Bitte sehr. Ist dies doch nahezu ein Beweis, daß wir auf dem richtigen Weg sind. *F. R.*

Ein Preisausschreiben

Zur Förderung der sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur veröffentlicht das Ministerium für Kultur ein Preisausschreiben für belletristische und populärwissenschaftliche Werke, die der allseitigen Erziehung und Bildung unserer Jugend dienen sollen.

Unsere Kinder- und Jugendbücher sollen die polytechnische, wissenschaftliche, moralische und ästhetische Erziehung im Geiste der sozialistischen Weltanschauung unterstützen. Die Aufmerksamkeit wird vor allem auf solche Themen gelenkt, die geeignet sind, in unseren Kindern die Liebe zu ihrem Volk und der Deutschen Demokratischen Republik zu stärken, Freundschaft mit der Sowjetunion und den anderen Völkern zu pflegen, zur Liebe zur Arbeit und zu den arbeitenden Menschen zu erziehen, zur internationalen Solidarität anzuhalten. Dabei soll das Bedürfnis der jungen Leser nach Spannung, Abenteuerlichkeit, Humor und Interessantheit befriedigt werden.

Zur Gestaltung können alle geeigneten Genres gewählt werden: Romane, Erzählungen, Tagebücher, Biographien, Reisebeschreibungen, Reportagen, Märchen, Gedichte, Bilderbuchgeschichten, populär-wissenschaftliche Abhandlungen. Es wird besonders auf den Mangel an Biographien für Kinder und Jugendliche hingewiesen.

Weitere Einzelheiten sind beim Ministerium für Kultur, Kinder- und Jugendbuch-Preisausschreiben, Berlin W 8, Clara-Zetkin-Straße 90, zu erfragen. Letzter Einsendetermin ist der 31. Dezember.

Informationen

Hans Marchwitza erhielt zu seinem 70. Geburtstag in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen im Kampf der Arbeiterklasse und seiner hohen literarischen Verdienste den Karl-Marx-Orden. Vom FDGB-Bundesvorstand wurde ihm die höchste gewerkschaftliche Auszeichnung, die Fritz-Heckert-Medaille, überreicht. Die Stadt Potsdam ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Dem österreichischen Lyriker Paul Celan wurde von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt der Georg-Büchner-Preis für 1960 zugesprochen.

Der Dresdener Schriftsteller Dr. Lothar Kempe wurde mit dem Martin-Andersen-Nexö-Kunstpreis 1960 geehrt.

Der sowjetische Lyriker Alexander Twardowski wurde zu seinem 50. Geburtstag mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet.

Dem rumänischen Dichter Tudor Arghezi wurde anläßlich seines 80. Geburtstages der „Stern der Rumänischen Volksrepublik" verliehen.

Aus Anlaß des fünfjährigen Bestehens des Instituts für Literatur „Johannes R.

Becher“ in Leipzig erscheint im Paul List Verlag ein Jahrbuch, „Ruf in den Tag“, mit einem Vorwort von Max Zimmering. Der Band enthält literarische Arbeiten (Prosa und Lyrik) aus der Feder von achtzehn Absolventen und Studenten des Instituts.

Zum „Tag des Bergmanns“ legt der Zentrale Literaturzirkel der IG Wismut in Aue eine Sammlung von Arbeiten seiner Mitglieder unter dem Titel „Der Zukunft unsere Feder“ vor.

„Das Kinderbuch in den sozialistischen Ländern“ ist der Titel eines Katalogs, den die Deutsche Staatsbibliothek in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch der DDR herausgegeben hat.

Ein Sammelwerk „Deutsche Dichtung 1945 bis 1959“, das in russischer Sprache mit Werken von 57 Autoren aus der DDR und aus Westdeutschland bekannt macht, ist jetzt in Moskau erschienen. Der Band enthält Gedichte von Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Stephan Hermlin, Kuba, Hans Lorbeer, Hans Marchwitza, Georg Maurer sowie von vielen Nachwuchsschriftstellern der DDR. Von den westdeutschen Autoren sind u. a. Erich Kästner und Karl Krolow vertreten.

Die Ministerien für Kultur der UdSSR und der RSFSR werden ab 1. Oktober 1960 eine neue kritisch-bibliographische Zeitschrift „Die Welt des Buches“ herausgeben.

Mehr als 2600 Titel mit einer Auflage von fast 230 Millionen Exemplaren sind vom Pekinger Jugend- und Kinderbuchverlag während der letzten acht Jahre verlegt worden.

Schriftsteller aus 24 Ländern unterzeichneten in Rom ein Dokument über die Gründung einer „Europäischen Schriftstellergemeinschaft“. Zum Vorsitzenden des Präsidiums wurde Giovanni B. Angioletti (Italien) gewählt. Stellvertreter des Vorsitzenden sind N. P. Bashan (UdSSR) und André Chamson (Frankreich).

Zu unseren Beiträgen

Die „Ansprache“ hielt Ludwig Renn am 6. Dezember 1958 im Vestibül der Deutschen Staatsbibliothek. Wir entnahmen sie dem „Almanach für die Freunde des Kinderbuches“, der im Kinderbuchverlag erschienen ist. „Auf den Trümmern des Kaiserreichs“ ist der Anfang eines neuen Buches von Ludwig Renn, das im kommenden Jahr der Kinderbuchverlag herausbringen wird.

Der Beitrag von Karl Mundstock, „Ede zieht in neue Abenteuer“, ist ein Auszug aus einem Manuskript, das dem Verlag Neues Leben vorliegt. Es handelt sich dabei um die Fortsetzung des Buches „Ali und die Bande vom Lauseplatz“.

„Die Reise beginnt in Genf“ lautet der Titel eines Buches von Klaus Beuchler, dem wir eine Episode entnommen haben. Es wird demnächst im Kinderbuchverlag erscheinen, wie auch die vollständige Fassung des Märchens von Franz Fühmann und die Bilderbuchgeschichte von Gerhard Baumert.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik, Kinderbücher

Oivind Bolstad: Das Testament des alten Winckel. Roman. Aus dem Norwegischen von Bernhard Karg. VEB Hinstorff Verlag, 168 S. DM 6,80

Heinrich Kämpchen: Das Lied des Ruhrkumpels (Kämpfende Kunst). Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 200 S. DM 1,70

Heinz Klemm: Ostseebilder. Reportagen. VEB Hinstorff Verlag, 128 S. DM 5,–

Margarete Neumann: Der Wasserträger. Erzählung (Treffpunkt-heute-Reihe). Mitteldeutscher Verlag, etwa 80 S. DM 1,–

Fred Rodrian: Entenliesel. Erzählung (Die kleinen Reiterbücher). Kinderbuchverlag, etwa 16 S. DM 1,50

Anton Tschechow: Das Duell. Erzählung. Aus dem Russischen von Horst Wolf. Buchverlag Der Morgen, 192 S. etwa DM 5,50

Diego Viga: Der Indianer. Roman. Paul List Verlag, 320 S. etwa DM 7,80

Ein wunderbar eigenes Lied. Sammlung von Gedichten schreibender Arbeiter, junger Autoren und Schriftsteller des Ostseebezirks. VEB Hinstorff Verlag, 64 S. DM 3,–

Literaturkritik, Literaturgeschichte

H. Jünger: Chronist der Zeitwende. Alexej Tolstoi und seine Romantrilogie „Der Leidensweg". VEB Verlag Sprache und Literatur, etwa 83 S. etwa DM 2,20

Paul Rilla: Lessing und sein Zeitalter. Aufbau-Verlag, 456 S. DM 9,–

L. N. Tolstoi: Aufsätze und Essays zum 50. Todestag. Hsrg. von N. Ludwig. VEB Verlag Sprache und Literatur, etwa 144 S. etwa DM 6,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Hans Marchwitza – Schriftsteller der Nation. Zu seinem 70. Geburtstag, von Marianne Lange, „Sonntag" 26. 6. 60/S. 3

Die Entwicklung des zeitgenössischen Romans, von M. Kusnezow, „Kunst und Literatur" H. 6. 60/S. 598

Tausend neue Fäden knüpfen. An die Teilnehmer des 4. Festes junger sozialistischer Künstler und Studenten, von Alexander Abusch, „Sonntag" 26. 6. 60/S. 1

Die Leistungsschau der jungen Kunst, von Hans Pischner, „Neues Deutschland" 22. 6. 60/S. 5

Theaterspielender Arbeiter. Erfahrungen, Erfolge, Probleme, Perspektiven, von H. Keisch, „Neues Deutschland" 24. 6. 60/S. 4

Poesie und Physik, von P. Antokolski, „Kunst und Literatur" H. 6. 60/S. 620

Über den Anteil der Buchgeschichte an der literarischen Entfaltung der Aufklärung, 2. Teil, von Werner Krauss, „Sinn und Form" H. 2. 60/S. 270

Ferdinand Freiligrath. Ein Kapitel bundesrepublikanischer Literaturgeschichte zum 150. Geburtstag des Freiheitsdichters, von Bruno Kaiser, „Neues Deutschland" 18. 6. 60/Beilage

---

„Neue Deutsche Literatur", Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.
Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 839